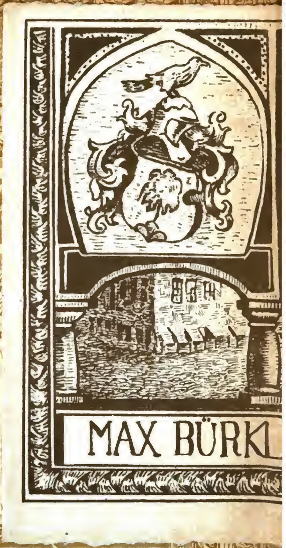
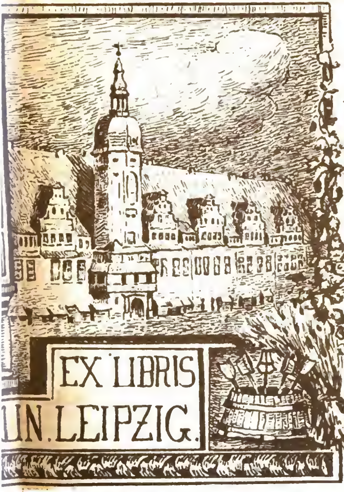


Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens


MAX BÜRKL



haft

us.

5.50.

h seine
Autors
endster
omanes
haffen,
rer er-
aftesten
s Ver-
Tage,
ohne Zweifel den Namen Georg Hartwig in den Kreisen deutscher Leser immer mehr in Aufnahme bringen wird.

In den meisten Buchhandlungen zu haben.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Humoreske „Der wilde Jäger" von O. Metterhausen. (S. 69)
Originalzeichnung von R. Knötel.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1894.
Elfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Siegfried Sander & Sohn.

Roman

von

Woldemar Urban.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sechstes Kapitel.

In der sonst so stillen Villa Haustein ging es, seit sie „Villa Cäcilie" hieß, lebhaft und lustig zu. Kleine allerliebste musikalische Soiréen — die junge Frau Sander war sehr musikalisch — wechselten mit kleinen Tanzgesellschaften und zahllosen Einzelbesuchen ab, so daß die Villa thatsächlich nie leer von fremden Besuchern war. Dabei wußte die junge Herrin des Hauses all' diesen Veranstaltungen ein elegantes, vornehmes Gepräge zu geben, wie sich das für das durchaus neue und sehr kostbare und geschmackvolle Mobiliar gehörte. Dementsprechend mußte natürlich ein etwas reichliches Dienstpersonal angestellt werden, die kleinen Abendessen wuchsen zu verschwenderischen Mahlen aus — kurz, man lebte auf großem Fuße. Dafür rühmte man aber auch in der guten Gesellschaft der jungen Frau Sander einen feinen Geschmack, unverwüstliche Laune und Lebhaftigkeit und vor Allem eine gewisse wohlthuende angeborene Noblesse nach, die sie zu einem berufenen und allseitig anerkannten Mittelpunkt der guten Gesellschaft machten.

Frau Cäcilie hatte wirklich viel Geschmack. Sie hatte sich eine kleine Halbchaise bauen lassen, oder, wie sie sagte, einen Korbwagen, einen ganz einfachen Korbwagen aus geschälten Weiden. Das Wägelchen, das sie selbst kutschirte, sah in seiner netten, weißleuchtenden Holzfarbe mit dem drolligen Groom auf dem Hintersitz, der beim Fahren in bedenklicher Weise durchgeschüttelt wurde, reizend aus, und wenn sie mit den feurigen Rappen, die es zogen, durch die Straßen von B. oder auch in den Umgebungen der Stadt spazieren fuhr, oft allein, oft mit ihrem Mann, so blieben die Leute auf der Straße stehen, besahen das nette, zierliche Fuhrwerk mit Interesse und sagten:

„Da fährt die junge Frau Sander von S. Sander & Sohn."

Daß das kleine, nette Wägelchen viel theurer war, als eine Equipage, das wußte ja eigentlich Niemand und das interessirte auch Niemand, Frau Cäcilie aber erreichte ihren Zweck: sie fiel damit auf, sie glänzte damit auch unter den gewöhnlichen Equipagen, die sonst die Straßen beleben.

Soeben kam sie von einer kleinen Spazierfahrt wieder nach der Villa Cäcilie zurück und warf dem hinter ihr sitzenden kleinen Groom die Zügel zu. Rasch und lebhaft stieg sie aus und die kleine Holztreppe, die zu der hübschen, mit wildem Wein umwucherten Veranda führte, hinan. Von hier aus sah sie noch einmal zu, wie der Groom die Pferde und den Wagen fortführte, zog langsam die Handschuhe aus und legte sie auf den Tisch.

Ein Diener trat auf sie zu.

„Gnädige Frau," sagte er, „Fräulein Melanie Sander ist in Ihrer Abwesenheit gekommen und erwartet Sie im braunen Salon."

Hastig wandte sie sich nach dem Manne um. Die Meldung schien sie zu überraschen.

„Warum sagen Sie das nicht gleich?" fuhr sie den

Diener sehr ungnädig an. Dann stürmte sie mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit vorwärts in das Haus, wo sie in dem Hochparterre rechts in einen Salon eintrat, der in Bezug auf geschmackvolle Einrichtung und Eleganz nichts zu wünschen übrig ließ.

Melanie trat ihr hier entgegen und bot ihr etwas schüchtern und verlegen die Hand. Frau Cäcilie aber umarmte das junge Mädchen stürmisch und küßte sie zärtlich auf die Wangen.

„Mein liebes Herz!“ rief sie enthusiastisch, „meine liebe, liebe Melanie! Sieht man Dich auch endlich einmal bei mir? In der ganzen langen Zeit habe ich gewartet und gewartet und bei mir gedacht: nun, wann wird sie denn endlich einmal kommen? Nun bist Du da! Wie ich mich freue! Entschuldige nur, daß ich Dich habe warten lassen. Hätte ich eine Ahnung gehabt, daß Du kommst, so wäre ich natürlich zu Hause geblieben und hätte Dich erwartet. Und was machst Du? Wie geht's?“

Melanie war über den herzlichen, stürmischen Empfang Seitens ihrer schönen und stolzen Schwägerin offenbar sehr erfreut. Sie hatte sich daran gewöhnt, zur Frau ihres Bruders, schon wegen ihrer herrlichen Erscheinung, mit einer Art Hochachtung und Respekt emporzublicken. Welch' eine Frau! Welch' ein sicheres, tadelloses Auftreten in großen Gesellschaften! Ja, das war eine Frau, vor der das kleine Pensionsfräulein Respekt haben mußte.

„Ach, Cäcilie,“ sagte sie etwas wehmüthig, „es geht gar nicht besonders gut. Ich komme, um mich von Dir zu verabschieden.“

„Verabschieden? Willst Du denn fort?“

„Wollen? O, von Wollen ist dabei keine Rede. Ich kann es gar nicht sagen, wie traurig ich fortgehe von der Heimath, aber ich muß.“

„Weshalb?“

„Der Vater wünscht es nicht, daß ich hier bin. Er will, daß ich den Rest des Sommers in Brighton verbringe."

„Und Du willst das nicht?"

„Ach nein! Wie könnte ich denn auch! Ich bin ja kaum warm geworden in dem alten, lieben Vaterhause. Ach, wenn Du wüßtest, Cäcilie, wie gern ich in meine kleinen Zimmerchen, an die ich mich noch aus meinen Kinderjahren erinnere, zurückgekehrt bin, und wie schrecklich es mir ist, sie von Neuem verlassen zu müssen, von Neuem hinausziehen zu müssen unter all' die fremden Menschen, die mich nichts angehen und denen ich nichts bin — nichts als ein Pensionsfräulein, an dem man Geld verdient."

„Warum sagst Du das dem Vater nicht?"

„Ich?"

„Nun ja, Du!"

„Es würde ihm vermuthlich sehr gleichgiltig sein, ob ich will oder nicht. Auch würde ich nie wagen, es ihm zu sagen."

Die beiden Damen hatten sich auf ein elegantes, mit braunem Sammet bezogenes Sopha niedergelassen. Jetzt sprang aber Frau Cäcilie lebhaft in die Höhe und sagte mit funkelnden Augen:

„Nicht wagen?"

Aber sie beruhigte sich sofort wieder und fuhr mit einer gewissen verhaltenen Energie fort:

„Nun, wir sprechen gleich davon, meine Gute. Ich will nur einen kleinen Imbiß für uns bestellen. Wir leben doch auch nicht von der Hochachtung. Also entschuldige einen Augenblick, Melanie. Ich bin sofort wieder da."

Es dauerte auch nur wenige Minuten, bis Frau Cäcilie zurückkam, ihren Gast liebenswürdig am Arm nahm und ihn in ein hinter dem Salon liegendes Speisezimmer führte. Es war nur für zwei Personen gedeckt. Kaltes Fleisch,

Pasteten, Leckereien, Obst, eine Flasche alter Madeira standen auf dem Tisch. Ein aufwartender Diener harrte stumm an der Thüre etwaiger Befehle.

„Nun setze Dich nur ohne große Umstände, Melanie, und thue meiner Küche einmal ordentlich Ehre an. Hast Du Appetit?"

„Ich glaube, ja."

„Das ist ja vorzüglich. Ich habe auch welchen. Hier, nimm!"

Sie wandte sich flüchtig um und sah den Diener stehen.

„Friedrich, Sie können gehen. Wir brauchen Sie nicht."

Der Diener ging. Frau Cäcilie zerlegte mit dem ihr eigenthümlichen Geschick ein gebratenes Huhn und legte die Flügel davon ihrem Gast auf den Teller.

„Und nun wollen wir einmal in aller Ruhe von Deinen Angelegenheiten sprechen, meine Süße. Also Du willst nicht nach Brighton?"

„Mein Gott, was soll ich denn in Brighton?"

„Nun, ich glaube, darüber kann ich Dir Auskunft geben. Dein Bruder hat mir zufällig erzählt —"

„Ich weiß es, ich weiß es wohl."

„Du weißt es schon? Das vom jungen Fowler?"

„Ja, ich weiß. Mama hat mir davon schon nach Montreux geschrieben."

„Und Du willst nichts von der Sache wissen?"

Melanie wurde etwas verlegen und unruhig.

„Wir sind ja unter uns, Melanie," fuhr Frau Cäcilie ziemlich eifrig fort. „Es ist kein Mensch da, der uns hört. Also heraus mit der Sprache. Du willst vom jungen Fowler nichts wissen?"

„Ach nein! Ich kenne ja den Mann gar nicht."

„Aber ich kenne ihn. Er war vorigen Sommer hier. Dein Bruder hat ihn mir gezeigt. Ich sage Dir, ein paar Vorderzähne hat er — so lang!"

Dabei deutete sie mit den Fingern ein unmögliches Maß der in Rede stehenden Vorderzähne an und that so erschrocken, als ob von einem Walroß die Rede gewesen wäre.

„Und ein Paar Füße — Herr meines Lebens, solche Füße! Nun, kurz und gut, ein Stockengländer! Du weißt doch, was das ist?"

Melanie nickte.

„Ein Mensch, so lang wie der Johannistag! Da heirathete ich doch lieber einen Thürpfosten. Also was willst Du denn in aller Welt in Brighton?"

„Nichts, gar nichts. Ich sagte Dir ja schon, daß ich hingehen muß, weil Papa es wünscht."

„Und Du läßt Dir das gefallen?"

„Was soll ich denn machen?"

„Du liebe Unschuld! — Wann willst Du fort?"

„Morgen früh."

„Gut. Ich will Dir etwas sagen. Morgen früh bleibst Du ganz ruhig im Bett liegen, klagst über Kopfschmerzen oder über Seitenstechen oder über Nervosität — besonders die Nerven empfehle ich Dir für solche Gelegenheiten. Sie sind außerordentlich ausgiebig. Du läßt den Arzt kommen und ihm keine Ruhe, bis er Dir absolute Ruhe verordnet und jede Aufregung, jede Reise und so weiter verbietet. Verstanden?"

„Ja. Aber —"

„Du bist ein kleines Närrchen, Melanie! Alles Uebrige wird sich schon finden. Dein Vater ist ein alter, hartköpfiger, eigensinniger Mann, der seine Familie lieber in's Unglück stößt, als daß er ihr einen eigenen Willen gestattet. Wenn Du wüßtest, Melanie, was jetzt Dein armer Bruder, und infolge dessen auch ich auszustehen haben! Ich mag nicht wissen, wie er seinen eigenen Sohn behandelt, bedroht und eingeschüchtert hat, aber ich sehe es wohl, welche

Wirkung es hat. Der arme Siegfried! Er geht herum so tiefsinnig, so übellaunisch, daß er mir leid thut. Und weshalb das Alles? Weil er sich ein eigenes Heim gegründet hat und lebt, wie es seine Verhältnisse und seine Gesellschaft erfordern. Es ist empörend! Aber wenn es nach Deinem Vater ginge, so müßte sein Sohn auch acht Jahre lang in ein und demselben Ueberzieher herumlaufen."

„Papa ist so gut —"

„Gewiß, mein Schatz, das bestreitet ja keine Seele, aber er täuscht sich über das, was zum Wohl seiner Kinder nothwendig ist und was nicht. Und bei seinem harten, unbeugsamen Willen ist das verhängnißvoll. Ist es nicht unerhört, sein Kind verheirathen zu wollen, wie man einen Ballen Baumwolle verkauft? Wenn Dein eigenes Herz auch noch nicht spricht, so ist doch das erfahrungsmäßig früher oder später zu erwarten, und dann wirst Du einsehen, wie schändlich man Dich behandelt, wie unglücklich Du bist. — Oder," fuhr Frau Cäcilie plötzlich langsam, zögernd und scharf beobachtend fort, „oder sollte Dein Herz schon gesprochen haben? Sollte es schon, Melanie?"

Melanie wurde über und über roth, athmete kurz und stoßweise und sah in tödtlicher Verlegenheit auf ihren Teller, aber sie brachte kein Wort über die Lippen.

„Melanie, wir sind allein," fuhr Frau Cäcilie wieder zuredend, freundlich und etwas leiser fort, „Du weißt es. Oder hast Du kein Vertrauen zu mir? Komm, mein Herz, sage mir, was Dich bedrückt. Glaube mir, ich kenne solche Schmerzen und weiß sie zu würdigen. Du darfst nicht fürchten, Deine Geheimnisse einer Unwürdigen anzuvertrauen. — Wie, Melanie? In Deinen Augen glänzen Thränen! Armes, armes Kind! Und Du schweigst noch immer?"

In tiefster Erregung stand plötzlich Melanie auf, warf

sich ihrer Schwägerin in einer wilden, ganz unvermittelten, explosiven Leidenschaftlichkeit in die Arme und rief schluchzend: „Ach, Cäcilie! Ich bin unglücklich, tief unglücklich!"

Frau Cäcilie war höchlichst überrascht und erstaunt. Sie hätte das stille, sanfte Mädchen einer so gewaltsamen, leidenschaftlichen Gluth nicht fähig gehalten. Sie stand ebenfalls rasch auf, nahm das junge Mädchen in den Arm und strich ihr leise über den welligen blonden Scheitel.

„Armes Kind!" murmelte sie leise.

Sie verstand den Zustand Melanie's sehr wohl. Wenn Melanie auch ein etwas verschüchtertes, zum strengen Gehorsam erzogenes Kind war, wenn sie auch nicht wagte, weder sich noch irgend einem Anderen die Leidenschaft zu gestehen, die sie erfaßt, so schlug ihr Herz eben doch auch in so freien, kräftigen Schlägen, wie nur je eines in einer jungen, zwanzigjährigen Brust geschlagen hat.

„Sei ruhig, mein liebes Herz," flüsterte Frau Cäcilie. „Komm, küsse mich! Das wird Dich erleichtern und beruhigen. Wie Du zitterst! Weine doch nicht so. Mein Gott, so hoffnungslos wirst Du doch nicht sein. Mit zwanzig Jahren hält das Unglück noch nicht Stand. Komm, erzähle mir Dein Leid. Nicht wahr, Du liebst?"

Melanie sagte noch immer nichts, blickte auch nicht auf, sondern barg das Gesicht verschämt an der Brust Cäciliens.

„Und Du liebst hoffnungslos? So ganz hoffnungslos?" fragte Cäcilie wieder.

„Ganz!" schluchzte sie.

„Liebt er Dich nicht wieder?"

„O doch!" rief sie schnell und richtete sich leuchtenden Blickes auf. „O, und wie liebt er mich! Er stirbt für mich!"

„Warum nicht gar," sagte Frau Cäcilie in einem leicht neckischen Ton. „Das soll er aber nicht. Er soll für Dich leben und nicht sterben! Und wer ist der Glückliche?"

Sie senkte den Blick wieder verschämt.

„Cäcilie —" stotterte sie verlegen.

„Ich will mich nicht in Deine Geheimnisse drängen, nur verstehe ich gar nicht, wenn ihr euch liebt, wo da die Hoffnungslosigkeit bleibt? Und ich möchte Dir doch gerne helfen, so gut ich kann."

„Ach, uns ist nicht zu helfen!"

„Ist es Dein Vater vielleicht, der nichts von der Sache wissen will?"

„Selbstverständlich. Niemand sonst könnte uns trennen."

Frau Cäcilie dachte einen Augenblick nach. Es schien, als ob ein Plan sie beschäftige, der durch die Umstände, die eben hier zur Sprache kamen, gefördert werden könnte. So liebevoll und theilnehmend sie sich auch dem jungen Mädchen zeigte, so glitt doch manchmal, wenn sie sich unbeobachtet wußte, ein nachdenklicher, lauernder Schatten über ihr Gesicht.

„Und warum will Dein Vater von eurer Verbindung nichts wissen?"

„Georg ist arm."

„Ah, also Georg heißt er! Aber das will doch noch nichts heißen. Ich war auch, wie man zu sagen pflegt, arm, und Dein Bruder hat mich doch geheirathet."

„Ja, Siegfried. Das ist was Anderes. Siegfried kann machen, was er will. Er ist in der Firma. Er hat von jeher machen können, was er wollte, während die Frauen bei Sander & Sohn gar nichts zu sagen haben. Du siehst ja, Papa will mich nicht einmal zu Hause leiden, und ich habe ihn doch so lieb, und habe solche Angst um ihn, wenn ich nicht hier bin. Mir ist immer, als wenn ihm ein Unglück geschehen könnte, wenn ich nicht da bin."

„Und Du willst das Alles so ohne Weiteres über Dich ergehen lassen?"

„Was soll ich thun? Der Vater wird nie und nimmer

seine Einwilligung geben. Im Gegentheil, wenn er davon erfährt, wird er mich erst recht fortschicken. Ich werde nie wieder nach Hause kommen dürfen, denn Georg ist nicht blos arm, sondern er ist auch ein Untergebener des Vaters."

„Ah, doch nicht etwa der junge Janssen?" fragte Frau Cäcilie rasch.

Wieder stürzten die Blutwellen nach dem Gesicht Melanie's, schluchzend barg sie den Kopf an der Brust Cäciliens, als ob sie sich ihrer Herzensneigung schämen müsse, sagte aber nichts.

Es war auch nicht mehr nöthig. Cäcilie wußte Alles. Sie küßte ihren Schützling auf die Stirn und flüsterte nach einer nachdenklichen Pause:

„Muth, Melanie! Nur Muth. Aus nichts wird nichts. Man muß das Glück im Leben erkaufen und oft mit recht schweren Kämpfen und bitteren Leiden. Aber nur Muth, und es wird Alles gut werden. Thu', was ich Dir sage. Fahre nicht nach Brighton, das wäre ja unter diesen Umständen Wahnsinn. Stelle Dich krank. Später wird man dann schon sehen. Ich will schon mit dem jungen Herrn Janssen reden —"

„Cäcilie!"

„Sei nur ruhig. Verlaß Dich auf mich. Denkst Du, ich kenne mich in solchen Händeln nicht aus? Wenn Du wüßtest, was ich Alles — Na, laß gut sein! Thu' nur, was ich Dir sage, und ich gebe Dir mein Wort, es wird Alles gut. Willst Du?"

„Ja — ich will."

„Gut. Und jetzt komm. Willst Du nach der Stadt zurück? Ich lasse anspannen und bringe Dich persönlich nach Hause."

„Nein, ich danke, Cäcilie. Ich will allein —"

„Weshalb? Warum willst Du nicht mit mir in meinem Wagen heimfahren?"

„Weil — es geht nicht. Ich muß allein gehen."

„Aber warum denn?"

„Es — es ist gleich sechs Uhr. Adieu, Cäcilie. Du mußt mich morgen besuchen. Willst Du? Adieu. Ich muß fort."

Frau Cäcilie wußte, daß um sechs Uhr das Bureau von Sander & Sohn geschlossen wurde, und Herr Janssen um diese Zeit aus der Stadt herauskam nach der Fabrik, wo er bei seinen Eltern wohnte. Da Melanie in derselben Zeit nach der Stadt zurückging, so hoffte sie ihn auf diesem Wege unterwegs zu treffen.

Cäcilie ließ also die Davonstürmende gehen und begab sich selbst nach dem oberen Theil ihres Hauses, wo sie sich mit einem Operngucker hinter die Gardine stellte, um Melanie mit den Blicken zu verfolgen.

Es kam Alles so, wie sie geahnt hatte. Der junge Janssen traf Melanie etwa zweihundert Schritt von ihrer Wohnung entfernt. Sie sprachen einige Minuten miteinander, hastig, verlegen, befangen, wie das unter solchen Umständen zu sein pflegt, dann verfolgten Beide wieder ihren Weg, träumerisch, glücklich über die gehabte kurze Unterredung.

Frau Cäcilie trat vom Fenster fort.

„Meine Hilfstruppen!" murmelte sie etwas spöttisch. Dann setzte sie sich in einen Sessel und verfiel in langes, ernstes Nachsinnen. Die „Hilfstruppen" mochten nun so naiv und so unschuldig sein, wie sie wollten, Frau Cäcilie fand, daß sie in der Hand einer klugen, schlau berechnenden Frau eine mächtige Wirkung auf das alte, ihr so sehr verhaßte Patrizierhaus ausüben konnten.

Sie saß noch immer in Gedanken versunken, als sie hörte, wie ihr Gatte unten im Hausflur nach ihr fragte. Sie blieb ruhig sitzen und dachte: er mag nur herkommen, wenn er etwas will.

Wirklich trat Herr Sander junior gleich darauf bei ihr ein.

„Du bist schon zurück, Siegfried? Welch' Zeit ist es denn?“ fragte sie.

„Es ist bald sieben Uhr.“

„Schon! Mein Gott, da muß ich Toilette machen.“

„Toilette machen? Wozu denn?“

„Ja, weißt Du denn nicht, daß wir heute Empfang haben?“

„Schon wieder? Und auch gerade am heutigen Tag! Aber es vergeht ja jetzt bei uns fast kein Tag, wo wir nicht Gesellschaft haben. Du hast doch nicht etwa die Meinung, daß das in alle Ewigkeit so fort geht?“

Sie sah ihn an. Er sah aufgeregt, nervös, ärgerlich aus. Sie verzog spöttisch lächelnd den Mund.

„Leider geht das nicht in alle Ewigkeit so fort, Siegfried. Wir sind alle Menschen und müssen sterben, aber eben deshalb müssen wir unsere Tage benutzen und uns amüsiren, so lange wir da sind. In hundert Jahren ist Alles aus. Verlaß Dich d'rauf.“

„Cäcilie,“ begann er ernst, „ich muß Dir mittheilen —“

„Ach, laß mich doch in Ruh mit Deinem Todtengräbergesicht,“ unterbrach sie ihn lachend. „Dein Vater hat Dir wohl wieder einmal die Leviten gelesen, und nun kommst Du zu mir, wie ein Echo, das nichts für sich behalten kann, oder wie ein A-B-C-Schütz, der A und B in der Schule gelernt hat und nun nichts Eiligeres zu thun hat, als nach Hause zu rennen und seinem kleinen Schwesterchen zu lehren, was ein A ist. Du weißt doch, daß ich für die Weisheiten Deines Vaters kein Verständniß und auch kein Interesse habe. Behalte sie also nur für Dich.“

„Cäcilie,“ sagte er laut und mit finsterer, entschlossener Miene, „ich habe mit Dir ein ernstes Wort zu reden und muß Dich bitten, mir in gesetzter Weise zuzuhören, vor

allen Dingen aber diesen leichtfertigen, spöttischen Ton zu unterlassen."

„Papperlapapp! Ich will Dir sagen, was Du mit mir zu reden hast. Ich kenne Deine Sprüche schon. Du willst mir sagen, daß ich zuviel Geld ausgebe und daß ich in Zukunft weniger ausgeben soll. Ich habe aber jetzt keine Lust, mich mit Dir in dieser Weise zu unterhalten und auch keine Zeit. Adieu, mein Freund!"

Sie sah ihn dabei kaum an. Sie ließ ihn einfach stehen, ging an ihm vorüber nach der Thüre zu, um das Zimmer zu verlassen.

Siegfried war im ersten Augenblick überrascht. In dieser absprechenden, höhnischen Weise war sie ihm noch nie gegenübergetreten, wenn sie ihn auch schon manchmal eine vermeintliche Ueberlegenheit hatte fühlen lassen. Nun zeigte es sich aber, daß der junge Sander denn doch nicht der Mann war, über den man so ohne Weiteres „zur Tagesordnung übergehen" konnte. In einem heftigen und plötzlichen Anfall von Zorn über die ihm soeben zu Theil gewordene schnöde Behandlung sprang er ihr mit einem Satz nach, faßte sie fest um das Handgelenk und schleuderte sie in das Zimmer zurück. Sie blieb dabei an einem Möbel hängen und riß sich eine Spitzenkante von ihrer Schleppe ab. Instinktiv faßte sie mit der anderen Hand nach einem Sessel, sonst wäre sie von dem heftigen Stoß zu Boden gefallen. Jeder Blutstropfen war plötzlich aus ihrem Gesicht gewichen. Zitternd vor Wuth und Scham über eine solche Behandlung, maß sie ihn mit feindseligen Blicken.

„Ich bin Dein Mann, Cäcilie!" donnerte er sie mit der ganzen Kraft seiner Stimme an. „Begreifst Du, was das heißt?"

Sie antwortete trotz ihrer zitternden Aufregung keine Silbe. Sie hatte die Zähne fest aufeinander gebissen und keuchte leise.

„Das will heißen, daß Du mir unter allen Umständen zu gehorchen und ruhig zuzuhören hast, wenn ich Dir etwas zu sagen habe. Verstanden?“ fuhr er noch immer in wilder Aufregung fort. Es entstand wieder eine kleine Pause, während sie sich Auge in Auge mit Zornesblicken gegenüberstanden. Endlich sagte sie kaum hörbar, mit trockener, heiserer Stimme, durch die aber immer noch der alte spöttische Trotz hindurchklang:

„Nun denn, was hast Du mir zu sagen!“

„Ich habe bisher Deinen ungerechtfertigten Ausgaben, Deinem wahnsinnigen Aufwand, Deinem ganzen Schalten und Walten im Hause ruhig zugesehen, weil ich Dich liebe und weil ich hoffte, daß Du nach der ersten Hitze von selbst wieder zu Verstand kommen würdest. Leider habe ich mich darin getäuscht. Ich habe von Dir keine richtige Würdigung unserer Lage zu erwarten. Du bist nicht fähig, die Grenzen zu erkennen, über die ein geordneter, bürgerlicher Hausstand ohne die schwerste Schädigung seiner Existenzbedingungen nicht hinausgehen darf.“

Sie zuckte bei dem Wort „bürgerlich“ verächtlich mit den Achseln, hatte auch offenbar die Absicht, etwas zu sagen, vielleicht, um ihre adelige Herkunft zu betonen, aber sie war nun schon wieder zu ruhig, zu überlegt, und hielt es für besser, jetzt nichts zu sagen.

„Demnach ist es eine eiserne Pflicht für mich,“ fuhr er fort, „Dir diese Grenzen nachdrücklichst zum Bewußtsein zu bringen. Ich kann nicht ruhig zusehen, wie Du fort und fort durch Deine tolle Verschwendungssucht das Ansehen, sogar die Existenz eines der achtbarsten Handelshäuser unserer Stadt schädigst und gefährdest.“

Sie machte eine Bewegung. „Welche Uebertreibung!“ warf sie spöttisch ein.

„Uebertreibung? Du weißt ja selbst nicht, wieviel Du ausgibst und in welchem Verhältniß das zu meinem Ein-

kommen steht. Und Du willst mir Uebertreibung vorwerfen? Ich sage nicht zu viel, eher noch zu wenig, ein Grund mehr für Dich, mir genau zuzuhören und Dich nach meinen Worten zu richten. Ich setze Dir hiermit ein monatliches Wirthschaftsgeld von zweitausend Mark aus. Damit hast Du für unseren Hausstand und für Deine Toilette zu sorgen und auszukommen."

Sie lachte spöttisch auf.

„Das ist die Grenze, Cäcilie," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „von der ich eben sprach. Entweder Du hältst sie ein — passe genau auf, was ich jetzt sage! — und dann soll Alles gut und vergessen sein; oder Du hältst sie nicht ein, dann wirst Du wieder, was Du warst, Cäcilie! Hast Du mich verstanden?"

Er hatte den Nachsatz mit außerordentlicher Schärfe und schneidender Betonung gesprochen, aus der sie entnehmen mußte, daß es ihm damit bitterer Ernst war. Sie kam jetzt schon halb und halb zu der Einsicht, daß sie den Streit nicht auf die Spitze treiben dürfe. Es konnten doch für sie ärgerliche Verhältnisse daraus entstehen. Auch erschien es ihr, als ob sie überhaupt einen großen Fehler gemacht habe, sich dergestalt mit ihrem Mann zu überwerfen. Sie hatte früher die Idee gehabt, ihren Mann auch als „Hilfstruppe", als Sturmbock gegen den alten Sander zu benutzen. Und nun hatte sie in ihrem tollen, spöttischen Uebermuth ihren Mann gereizt, aus einem Bundesgenossen einen Gegner gemacht.

Das durfte nicht sein.

Sie sah ihn wieder an, aber welch' himmelweiter Unterschied war zwischen diesem Blick und dem vor ganz kurzer Zeit. In diesem Blick lag so viel Liebenswürdigkeit, so viel selbstverständliche Vertraulichkeit, gemischt mit einem gewissen Befremden über sein Aufbrausen, als ob es sich um eine Sache gehandelt hätte, die sich ganz von selbst versteht.

„Mein Gott, ich bin doch nicht taub, Siegfried,“ sagte sie in einem Tone, der eine gewisse nervöse Schwäche ihrerseits und eine starke, übertriebene Kraftaufwendung seinerseits markiren sollte. „Warum soll ich Dich denn nicht verstehen? Ich würde Dich auch begreifen, wenn Du noch ein wenig mehr Rücksicht auf — Deine Frau nehmen würdest. Hast Du mir noch mehr zu sagen?“

„Nein!“ sagte er kurz.

„Also deshalb Räuber und Mörder?“ erwiederte sie, wieder mit dem leicht moquanten Ton, der ihr in jeder Laune zur Verfügung stand. „Deshalb diese großartige Aufwendung von männlicher Kraft und Stimmmitteln? Mein Gott, wozu der Lärm? Du brauchst nur zu sagen, wie Du Deine Haushaltung eingerichtet zu haben wünschest. Es versteht sich ja von selbst, daß — Dein Wille geschieht.“

„Ich wüßte nicht, was sonst geschehen sollte, Cäcilie,“ erwiederte er, schon bei Weitem umgänglicher und milder. Sein Zorn war offenbar schon wieder verraucht, und eine versöhnlichere Stimmung nahm Platz.

„Nur wirst Du nicht verlangen, Siegfried, daß ich nun sofort in Sack und Asche traure. Wir brauchen doch, der Gesellschaft gegenüber, eine gewisse Uebergangszeit, um nicht aufzufallen. Mein Gott, Du brauchst deshalb nicht Angst zu haben um Deinen Geldbeutel. Ich werde mich schon einrichten, und Du sollst mich noch als sparsames Hausmütterchen kennen lernen. Aber Du mußt mir Zeit lassen. Willst Du?“

Sie strich bei dieser letzten Frage über den vollen, prachtvoll gerundeten Unterarm, denselben, den er vorhin so rauh angefaßt, und auf dem man die gerötheten Spuren seines Griffes noch sah, und blickte ihn leicht vorwurfsvoll von der Seite an.

Der junge Sander sah, was seine Frau doch für eine berückende, hinreißende Erscheinung war.

„Wenn Du vernünftig bist, so kannst Du Dir meinethalben so viel Zeit nehmen, ein sparsames Hausmütterchen zu werden, wie Du willst. Nur werden mußt Du es schließlich. Warten will ich wohl.“

Sie reichte ihm, ihn noch immer in der ihr eigenthümlichen halb schelmischen, halb vorwurfsvollen Art anblickend, die Hand, an der man auch noch einige Spuren seiner Gewaltthat sah.

„Also auf Wiedersehen, Siegfried,“ sagte sie schwach und leise, so daß er es kaum hörte.

Er kam sich wie ein rechter Barbar vor. Er beugte sich auf die Hand, die sie ihm bot, nieder und küßte die rothen Stellen.

„Verzeih!“ murmelte er leise.

Der Friede war wieder geschlossen, und Cäcilie ging langsam und sich in der Thüre noch einmal nach ihm umsehend, davon.

Als Frau Cäcilie nach diesem Auftritt mit ihrem Mann auf ihr Zimmer kam, um zu ihrer Abendgesellschaft Toilette zu machen, zeigte es sich, daß ihr Gedankengang doch zu sehr alterirt war, als daß sie sich sofort an Putzkram begeben konnte, obgleich das für sie die wichtigste Beschäftigung ihrer Tage war, der sie stets mehrere Stunden widmete. Sie warf sich hastig in einen Sessel, ballte die kleine, fleischige Faust energisch zusammen und starrte finster vor sich hin.

So weit war es nun also richtig gekommen! Man hatte gewagt, ihr ein monatliches Fixum zu setzen. Der alte, an der Schwelle des dürren, abgestorbenen Greisenalters stehende Krämer mit seinen schmutzigen Ballen und Signirfässern griff mit seiner knöchernen Faust hinein bis in ihre Haushaltung. Mit der Hand auf dem Geldschrank stand er vor dem Paradiese, nach dem sich die junge, stolze und lebenslustige Frau gesehnt hatte und noch sehnte.

Sie hatte ihn schon vor ihrer Verheirathung gehaßt. Das ganze Haus, in der eine weibliche Stimme nicht zur Geltung, eine Frau zu keiner Bedeutung gelangte und immer nur wie ein unvermeidliches Uebel oder doch ein gleichgiltiges Anhängsel betrachtet wurde, war ihr ein Greuel. Diese ganze nüchterne, spießbürgerliche Wirthschaft, dieser rechnende Krämergeist war ihr zuwider. Und sie, Cäcilie v. Corssen, sollte ihre schönsten Jahre unter die Zuchtruthe eines solchen Baumwollenkrämers stellen? Ihr eigener Mann behandelte sie, die hochgeborene Dame, wie ein Schlächtergeselle!

Aufgeregt, empört sprang sie wieder auf von ihrem Sessel. Es litt sie nicht, ruhig in einem Stuhle zu sitzen. Sie lief einige Male zornig im Zimmer auf und ab, wie in ohnmächtiger Wuth, bis ihr Blick zufällig im Spiegel auf ihre Gestalt fiel. Welch' eine hoheitsvolle, imponirende, schöne Erscheinung! Wenn sie sich dagegen das dürftige Männchen in dem achtjährigen Winterüberzieher vorstellte, so lachte sie unwillkürlich spöttisch auf. Der wollte ihr beibringen, was das Leben sei? Er, der schon mit einem Bein im Grabe stand, und sie, die majestätische, lebensvolle und lebensfreudige Cäcilie v. Corssen?

„Nur Geduld!" murmelte sie, „Du sollst schon noch von mir erfahren, was das Leben ist!"

Sie fand ein Bedürfniß, eine wahre Lust darin, sich gegen den Konsul Sander in Zorn zu bringen. Sie rief sich Alles in's Gedächtniß zurück, womit sie dieser, wie sie glaubte, habe beleidigen wollen; den anfänglichen Widerstand gegen ihre Verheirathung mit seinem Sohn, eine abfällige Aeußerung über ihren Adel, die ihr zugetragen worden war, die offen zur Schau getragene Kälte und Gleichgiltigkeit, mit der er ihr in Gesellschaft gegenübertrat, Alles vergegenwärtigte sie sich zu dem einen Zweck, Mittel und Wege zu finden, sich ihm hindernd in den

Weg zu stellen, ihn in seinem dünkelhaften Kaufmannsstolz zu beugen.

Siebentes Kapitel.

Das belebende Element in den Salons der Frau Cäcilie Sander war Herr Direktor Lee. Direktor Lee war eine stadtbekannte Persönlichkeit. Alle Welt kannte ihn, und er kannte auch alle Welt. In seiner Jugend — er war geborener Amerikaner — war es ihm sehr schlecht gegangen, und er war nacheinander Zeitungsjunge, Streichholzfabrikant, Briefträger, Kellner, Kirchendiener, Polizist und wer weiß was noch Alles gewesen. Alle diese Beschäftigungen entsprachen aber seinem Ideal nicht. Erst als er als Kommis in ein New-Yorker Bankhaus eintrat, fühlte er sich in seinem Element und hatte es darin auch weit gebracht. Er war jetzt Direktor einer der größeren Handelsbanken, und Alle, die geschäftlich mit ihm zu thun gehabt, rühmten seinen Scharfblick in Finanzsachen, sein Geschick in kaufmännischen Dingen und seine Coulanz im Verkehr. Er liebte es auch jetzt noch, nachdem er fast zwanzig Jahre seine amerikanische Heimath verlassen, sich als Amerikaner zu geben. Er rauchte nie, hatte aber gern etwas im Munde, im Sommer eine Blume, im Winter einen Strohhalm. Seine Leidenschaft war das Wetten. Er wettete auf Alles und hatte ein wahres Erfindungstalent, für seine Wettlust immer neue originelle Gegenstände zu finden. Er wettete auf das Wetter, auf die Temperatur des Regens, die Windrichtung, auf die Zahl der Todten oder Geburten oder Hochzeiten der nächsten Woche. Einmal hatte er sogar darauf gewettet, daß es in London mehr als tausend lahme Droschkenpferde gäbe. Zum großen Theil gewann er seine Wetten, denn er war, abgesehen davon, daß er ein ausgezeichnetes Gedächtniß hatte, und eine Unmenge Verhältnisse und Zustände kannte, um die sich ein Anderer

gar nicht kümmerte, ein schlauer, findiger Kopf, aber er war bezüglich seiner kleinen Kniffe, die er anwandte, um Wetten zu gewinnen, von liebenswürdigster Offenheit.

„Sehen Sie, meine Herrschaften," sagte er soeben und lehnte sich mit einem gemüthlichen, schlauen Lächeln in seinem Stuhl zurück, „als ich noch Clerk in New-York war, gab es häufig stille Komptoirstunden, in denen wir wenig oder nichts zu thun hatten. Um uns nun während dieser Zeit die Langeweile zu vertreiben, wetteten wir einen Viertel- oder einen halben Dollar darauf, daß das nächste Pferd, das an dem Fenster, an dem wir saßen, vorüberkommen würde, ein Schimmel, ein Fuchs, ein Brauner oder Rappe sei. Schimmel waren gewöhnlich im Verlust, denn in New-York gibt es wenig Schimmel. Kam aber doch einmal einer, so war viel zu gewinnen, weil meine Kollegen nicht darauf hielten. Nun hatte ich auf einem benachbarten Droschkenstand einen Schimmel entdeckt, und beobachtete ihn einige Zeit, bis ich endlich herausfand, daß der betreffende Kutscher regelmäßig um vier Uhr zum Füttern fuhr und dabei unser Fenster passirte. Nun setzte ich um vier Uhr immer auf einen Schimmel und gewann unter viermal dreimal. Der Schimmel brachte mir fast zehn Dollars ein, ehe meine Kollegen den Kniff merkten und um vier Uhr auch auf einen Schimmel setzten. Sehen Sie, so gewinnt man Wetten!"

Die Umstehenden lachten, nicht zum Wenigsten Herr Sander junior selbst, der von jeher an den Späßen des schlauen Yankee's Gefallen gefunden hatte. Man war in der gemüthlichsten Stimmung. Aus dem großen Salon tönten die Walzertakte herüber, nach denen dort die zahlreich vertretene Jugend tanzte. Alles war animirt, Alles amüsirte sich, und Herr Lee nahm nach einer Pause wieder in seiner behäbigen und zugleich durchtriebenen Art das Wort und fuhr fort:

„Sie müssen sich nicht vorstellen, als ob der Gewinn einer Wette so leicht wäre. Es braucht dazu mehr Witz und Schlauheit, als zu manchem anderen Geschäft, denn vor Allem muß man auch Partner finden, welche die Wette halten, und dazu gehört, daß man dem Gegner die Aussicht oder die Gewißheit bietet, die Wette zu gewinnen. Ich will Ihnen eine andere Geschichte erzählen, damit Sie sehen, wie man das macht — wenn ich Sie nicht damit langweile."

Man protestirte lebhaft dagegen, daß man sich langweile, und Herr Lee plauderte weiter:

„Zufälliger Weise war diesmal mein Gegner in der Wette Ihr eigener Vater, Herr Sander, und wir Alle, meine Herren, kennen den Konsul Sander als einen klugen, gewitzigten Mann. Da kam vor einigen Jahren ein verrückter Kerl hierher und gab an, er könne aus Kohlen Diamanten machen. Alle Welt gerieth darüber in Aufregung, und Niemand glaubte an den Schwindel. Aber der Mann, er war ein Franzose und hieß Pleurmelle, legte wissenschaftlich klar dar, daß sein Verfahren unbedingt Diamanten zu Tage fördere und zeigte sogar solche, die er aus Kohlen hergestellt haben wollte. Nur waren Veranstaltungen nöthig, um die Fabrikation im Großen zu treiben, zu denen er nicht fähig war, vor Allem bedurfte es der Herstellung eines Glühofens, in dem man ich weiß nicht wie viel tausend Grad Hitze herstellen könne. Er suchte und fand zu diesem Zweck einen Kapitalisten, der ihm die nöthigen Summen — es handelte sich um sechzigtausend Mark — zur Verfügung stellte. Nun behauptete damals Ihr Vater, es wäre das ein Riesenschwindel und es würde eine mächtige Pleite zum Vorschein kommen. Ich aber wettete, daß Diamanten zum Vorschein kommen würden."

„Und Sie verloren diesmal!" warf Siegfried ein.

„Pardon, nein, ich gewann meine Wette. Aber nun

kommt der Kniff. Ich hatte auch nicht im Entferntesten die Ansicht, daß der Mann wirklich aus Kohlen Diamanten machen würde, so lautete ja auch die Wette nicht, sondern ich wettete nur, daß dabei Diamanten zum Vorschein kommen würden, und zwar that ich das, weil ich zufällig wußte, daß die Herstellung des theuren Ofens einem Baumeister übertragen worden war, der Jeannette hieß und ein Bruder der Madame Pleurmelle, der Frau des Erfinders, war. Als nun das Geld des Kompagnons, die sechzigtausend Mark, zu Ende waren, löste sich, wie vorauszusehen war, die ganze Gründung in Wohlgefallen auf; der Baumeister aber hatte etwa die Hälfte von dem Kapital des Theilhabers oder noch mehr dabei verdient, und schenkte als dankbarer Bruder der Frau Pleurmelle ein paar prächtige Diamantenohrringe. Ich hatte also gewonnen."

Dabei machte Herr Lee sein pfiffigstes Gesicht, und die Zuhörer brachen in erneute Heiterkeit aus.

Jetzt trat auch Frau Cäcilie in großer Toilette aus dem Tanzsaal heraus, um zu hören, worüber denn die Herren, die dort so gemüthlich um eine Moselweinbowle herumsaßen, lachten. Indessen kam sie nicht zur Ausführung dieser Absicht, denn noch ehe sie bis in den kleinen Salon gelangte, trat ein Diener eilfertig zu ihr heran und flüsterte ihr geheimnißvoll zu:

„Gnädige Frau, ich habe den Auftrag, Ihnen zu melden, daß Herr v. Corssen, Ihr Herr Vater, oben in Ihrem Boudoir auf Sie wartet und Sie ersuchen läßt, sogleich zu ihm zu kommen, da er höchst dringend mit Ihnen zu reden habe."

„Mein Vater?" fragte Cäcilie erstaunt.

„Zu Befehl, gnädige Frau. Er hat mir aufgetragen, zu melden, daß es sich um eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit und Eile handle."

Cäcilie war betroffen. Was sollte denn das heißen?

Sonst war ihr Vater bei den Soiréen in der Villa Cäcilie ein gern gesehener Gast, in seiner vornehmen, tadellosen Erscheinung eine Salonstaffage ersten Ranges, und nun kam er plötzlich im Geheimen und unter so sonderbaren Umständen! Was war denn geschehen?

Gerade in diesem Augenblicke trat Direktor Lee auf die Gruppe zu, anscheinend in höflich grüßender, verbindlicher Weise; aber man durfte sich bei dem verschmitzten Amerikaner nie darauf verlassen, daß er auch war, was er schien.

„Gnädige Frau," sagte er mit einem leichten Lächeln, „ich hatte noch nicht die Ehre, Sie zu begrüßen."

Cäcilie, zu sehr von ihren Gedanken in Anspruch genommen, erwiederte zerstreut: „Ah, Herr Direktor — in der That — ich freue mich sehr, Sie zu sehen."

„Außerordentlich liebenswürdig, gnädige Frau, außerordentlich. Dürfte ich um die Ehre des nächsten Tanzes, ich glaube, es ist ein Walzer, bitten?"

„Herr Direktor, ich — Sie müssen mich wirklich entschuldigen, wie Sie sehen, werde ich soeben abgerufen. Ich hoffe, später das Vergnügen zu haben."

Sie befand sich unter den schlauen, grauen Augen des Amerikaners offenbar nicht wohl. So wenig sie sonst Gefahr lief, aus ihrer Rolle zu fallen und die feste, sichere gesellschaftliche Form zu verlieren, so sehr war ihr gerade der überall herumhorchende und spähende Lee in diesem Augenblick fatal.

Sie ging nach einer kurzen Verbeugung rasch davon und winkte dem Diener, ihr zu folgen.

Herr Lee machte ein kurzes „Hm!", sah einen Augenblick nachdenklich nach dem Lampenhaken, steckte die Hände bequem in die Taschen und ging endlich nach dem Buffet, wo er ein Lachsbrödchen aß.

Kaum hatte Cäcilie die Gesellschaftsräume verlassen,

so stürzte sie in ziemlicher Hast die Treppe hinauf nach ihrem Boudoir, das im ersten Stock lag. Sie ahnte nichts Gutes. Was konnte ihren Vater abhalten, in der Gesellschaft zu erscheinen? Oder was ihn veranlassen, sie in so geheimnißvoller, dringender Eile aus derselben herausrufen zu lassen?

Rasch überzeugte sie sich denn auch, daß ihre Ahnung nicht unbegründet war. Als sie den mit kostspieligem Geschmack ausmöblirten Raum betrat, sah sie ihren Vater wie verzweifelt in sich zusammengesunken, mit unordentlichem Bart und Haar, mit zugeknöpftem Ueberzieher und hochgeschlagenem Kragen in einem Sessel sitzen, starr vor sich hinsehend, verstört und vollständig fassungslos.

„Um Gottes willen, was ist geschehen, Papa?" rief sie rasch.

Unwillkürlich richtete Herr v. Corssen sich aus seiner Versunkenheit empor. Er hatte in seinem Leben so viel Komödie gespielt, so viel den Leuten durch sein Aeußeres zu imponiren und Sand in die Augen zu streuen versucht, daß er auch in seinem jetzigen Verfall diese Rolle noch nicht fahren ließ. Er stand auf und sah seine in voller Gesundheit und Schönheit blühende Tochter an. Sie sah ein bleiches, nervös zuckendes Gesicht mit stumpfen, scheuen Augen und blutlosen Lippen.

„Du bist's, Cäcilie? Gott sei Dank, mein Kind, mein gutes Kind. O, nun wird Alles gut, Cäcilie. Nicht wahr, ich habe Dich überrascht, erschreckt? Nun, sei mir nicht böse, es ist ja nichts. Ich weiß, morgen ist wieder Alles arrangirt. Es kam mir nur zu rasch über den Hals. Das ist's."

Seine Sprechweise war eigenthümlich schwankend, bald zwang er sich zu einem leichten, fast lächelnden Konversationston, wie er ihn sonst zu haben pflegte, bald schienen ihn wieder seine Gedanken zu überwältigen, und

er verfiel dann in eine stammelnde und stockende Sprechweise.

„Aber was kam Dir denn zu rasch über den Hals, Papa? So sprich doch!"

Wieder versuchte Herr v. Corssen ein geringschätziges Lächeln. Es verunglückte vollständig und machte auf seine Tochter einen Eindruck, wie wenn ein Brustkranker im letzten Stadium von seinen Zukunftsplänen spricht.

„Es ist nichts, mein Kind. Eine Lumperei! Wenn es nicht so rasch gekommen wäre, so würde ich mich selbst arrangirt haben, so aber wollte ich Dich, Cäcilie, um eine Gefälligkeit — wie gesagt, eine Lumperei —"

„Aber willst Du mir nicht erzählen, Papa —"

„Natürlich. Warum sollte ich denn nicht. Es ist ja weiter gar nichts dabei. Morgen früh ist Alles wieder in Ordnung. Es ist nur eine elende Chikane von Leuten, die auf meine Stellung spekuliren. Aber sie sollen sich verrechnet haben. Ich weiß, Cäcilie, Du wirst mich nicht verlassen. Du wirst die Kleinigkeit —"

„Aber —"

„Nun ja doch. So ungefähr siebentausend Mark. Etwas darunter oder darüber, das weiß ich nicht. Nur muß ich's sofort haben, Cäcilie. Du weißt, es ist der Landgerichtsrath Wolf, der die Sache in Händen hat. Er ist Vorstand der Wittwenkasse. Sie kamen heute Abend ganz unerwartet um die Kasse zu revidiren. Und da fehlten —"

„Vater!" schrie Cäcilie auf und legte ihre Hand fest auf seinen Arm, „Du hast das Geld unterschlagen!"

„Aber, mein Kind, ich weiß gar nicht —"

„Sage nein, sage nein, damit ich wieder Vater zu Dir sagen kann!" rief Cäcilie außer sich vor Angst und banger Befürchtung.

„Nein, natürlich nicht. Mein Gott, wie kannst Du nur so etwas denken. Aber ich habe das Geld genommen,

um einige von den Schulden zu bezahlen, die bei Deiner Ausstattung aufgelaufen waren."

„Fremdes Geld!"

„Mein Gott, ja, Cäcilie. Ich habe das Geld allerdings an mich genommen, aber nur in der festen Meinung, daß es mich ja nur ein Wort koste, um es von Dir wieder ersetzt zu erhalten und zurück zu erstatten. Wenn Du Deinem Mann oder Deinem Schwiegervater ein Wort sagst, Cäcilie —"

Heftig fuhr die Angeredete zurück. „Ich!" rief sie, „ich soll —"

„Mein Gott, was ist denn dabei? Was sind denn für Sander und Sohn lumpige siebentausend Mark? Das Geld wird morgen früh bezahlt, und die Sache ist nun gut."

Wie niedergedonnert von der fürchterlichen Nachricht, sank Cäcilie in einen Sessel. Das war also der Beginn ihres stolzen Feldzuges gegen den alten Krämer, ihren Schwiegervater? Sie sollte sich erniedrigen, sollte zu ihm hingehen und zu ihm sagen: „Wir sind in der Noth, im Elend, hilf uns. Thu Deine milde Hand auf, sonst gehen wir unter!" Nie und nimmermehr hätte sie das gekonnt. Vor dem Krämer, vor dem schäbigen, schleichenden Philister bitten — — betteln! Nie! — Und doch handelte es sich um Ehre und Existenz ihres Vaters! Wenn ihr Vater des Treubruchs, des Diebstahls an einer — Wittwenkasse, in der auch einige der Sander'schen Arbeiterwittwen versichert waren, überführt wurde, so war er verloren! Nicht nur sein Amt, sein Einkommen, auch seine Ehre ging verloren, vielleicht sein Leben.

„Und wenn das Geld morgen nicht bezahlt wird, Vater?" fragte sie nach einer Pause. „Was dann?"

„Dann? Dann bin ich am längsten Oberamtsrichter gewesen, Cäcilie. Und was dann wird — das weiß ich

noch nicht. Ich glaube aber, ich werde noch einige Mark auftreiben zu — zu einem Revolver!"

„Vater!" schrie sie wieder verzweifelt auf.

„Was denn sonst? Glaubst Du, ich soll mich in's Zuchthaus schicken lassen? Glaubst Du, Andere werden mich retten, wenn mein Kind, mein eigenes Blut mich im Stich läßt?"

Es folgte wieder eine Pause, und in die stille Verzweiflung von Vater und Tochter schallten die lustigen Klänge des Strauß'schen Morgenblätterwalzers, der unter ihnen den Tanzlustigen eben aufgespielt wurde. Nie in ihrem Leben hatte Frau Cäcilie den Unsegen, das Unglück und den ganzen Jammer einer hohlen, verlogenen Existenz so niederdrückend gefühlt, als in diesem Augenblick, niemals ihre stolzen Träume so jämmerlich zerstieben sehen, als jetzt.

„Mein eigenes Blut!" jammerte Herr v. Corssen im dumpfen Ton der Verzweiflung weiter. „Und für Dich, Cäcilie, habe ich gethan, was mich stürzt, aus Liebe zu meinem Kinde, meinem schönen, stolzen Kinde, im felsenfesten Vertrauen auf seinen Dank. Und Du wendest Dich von mir ab! Du kehrst mir, da Du nun auf der Höhe stehst, den Rücken — mir, der Dich erst hinaufgehoben hat, wo Du stehst!"

Dann mit immer weinerlicher und schluchzender Stimme, mit gerungenen Händen fuhr er fort: „Das ist Kindesdank! Mit diesen Händen habe ich Dich großgezogen, auf diesen Armen tausendmal Dich getragen und gewiegt. Du hast die Mutter nie vermißt, Cäcilie. Und beim ersten Dienst, den ich von Dir verlange, knickst Du vor mir zusammen und jammerst und weinst: ‚Ich kann nicht, ich kann nicht!'"

Cäcilie wußte wohl, daß das Alles — Worte waren, nichts als Worte. Ihr Vater hatte sich nie sondlicher um

sie gekümmert, vielmehr stets in seiner Geldnoth darauf gerechnet, daß sie ihn einmal durch eine reiche Heirath wieder herausreißen sollte. In Kummer und Sorge um die Zukunft ihrer Angehörigen war ihre Mutter frühzeitig gestorben, nachdem ihr Vater das kleine Vermögen, das sie mit in die Ehe gebracht, verpufft hatte. Nun rechnete er wieder auf die Tochter. Selbst in dieser Noth, in dieser Verzweiflung verließ ihren Vater seine Gewohnheit, Komödie zu spielen, nicht. Er machte Worte, von denen er selbst wissen mußte, daß sie nicht zutrafen, nichts mit der Wirklichkeit zu thun hatten. Er konnte eben nicht anders. Sein ganzes Wesen war im äußerlichen Schein aufgegangen.

Gleichwohl — — — es war ihr Vater! Was half denn das nun Alles; er hatte wenigstens insofern Recht, als er sagte, daß Niemand ihn retten würde, wenn sein Kind ihn im Stiche ließ.

„Und warum gehst Du nicht selbst zu meinem Mann oder zu meinem Schwiegervater?" fragte sie von Neuem.

„Dein Mann hat mir schon vor einiger Zeit gesagt, daß ich nie wieder auf ihn rechnen solle. Es handelte sich um einen kleinen Wechsel — kurz, er hat seinem Vater das Wort geben müssen —"

„Nun, so geh doch zum Konsul selbst."

„Damit er mich auslacht? Du weißt nicht, wie mich der alte Sander haßt."

„Und da glaubst Du, daß er mich liebe?"

„Das nicht, aber ich glaube, er wird Dir das Geld geben. Du brauchst ihm ja nicht zu sagen, wozu Du es brauchst, oder kannst ihm irgend eine glaubhafte Geschichte erzählen von einer armen Wittwe, deren Kind verhungert oder deren Sohn auf der Eisenbahn verunglückt ist — irgend etwas. Du wirst schon etwas Passendes finden."

Sie wandte sich unwillig ab. Er blieb immer der-

selbe. Lügen, Lügen und wieder Lügen! Das war sein Element. Was sollte sie thun? Was konnte sie überhaupt thun? Denn selbst wenn sie sich zu dem sauren Gang entschloß, so war das Resultat ein höchst fragliches, wenn sie nicht gleich annehmen wollte, daß er vergebens sein würde.

„Cäcilie!“ hörte sie ihn wieder jammern, „denke daran, um was es sich in dieser Stunde handelt! Es geht um Leben und Tod. Wenn Du jetzt mir Deine Hilfe versagst, so mögen die Folgen über Dich kommen!“

Auch das war richtig. Wenn infolge ihrer Weigerung ein Unglück entstand, so hatte sie sich die Vorwürfe unzeitigen Stolzes zu machen. Sie mußte gehen; sie mochte wollen oder nicht. Und wenn sie auf dem Gang vor Schmach und Scham zusammenbrach, gleichviel, sie mußte. Es war ihre Pflicht.

Sie erhob sich energisch.

„Gut,“ sagte sie, „so sei es. Ich will zu ihm hingehen.“

„Cäcilie!“ rief Corssen erleichtert, als ob ihm Centnerlasten von der Brust gefallen wären, „Du willst zu ihm gehen? Aber gleich — gleich jetzt! Morgen früh muß Alles geschehen sein.“

Es war fast halb elf Uhr. Um diese Zeit war der alte Sander längst im Bett. Es konnte aber nichts helfen. Sie mußte jetzt gehen.

„Ich gehe sofort,“ sagte sie. „Du wirst mich bis an das Haus begleiten.“

„Willst Du nicht anspannen lassen?“

Sie sah ihn flüchtig an. Es war ein rechter Jammer. Er wäre vermuthlich auch nach dem Zuchthause mit der Equipage gefahren. Was sich der Konsul wohl denken sollte, wenn sie mit der Equipage vorfuhr, um zu betteln!

„Wir gehen zu Fuß,“ erwiederte sie ungewöhnlich sanft und ruhig. Sie ging nach ihrem Toilettezimmer, zog die

theure Ballrobe aus und legte ein einfaches, dunkles Wollkleid an. Dann schrieb sie auf ein Blatt einige Worte an ihren Mann, hängte einen dunklen Mantel über und ging mit ihrem Vater die hell erleuchtete Treppe hinunter. Sie wollte von ihren Gästen nicht gesehen werden und bog deshalb unten an der Treppe nicht nach der hellen Hausflur ab, sondern trat in ein Buffetzimmer, von wo aus sie den hinteren Ausgang des Hauses gewinnen konnte. Als sie durch das Buffetzimmer ging, blieb sie unwillkürlich lauschend stehen. In dem Nebensalon hörte sie die Stimme des Direktors Lee, der mit ihrem Manne sprach. Sie hätte gern den Zettel an ihren Mann persönlich abgegeben, da er aber gerade mit Lee sprach, wollte sie das doch nicht. Der Mann paßte ohnehin auf Alles auf.

„Ich habe Ihren Vater noch nie hier gesehen, mein lieber Sander," hörte sie den Direktor sagen.

„Er kommt auch nie her," antwortete Siegfried.

„Warum nicht?"

„Er fürchtet wohl mit meinem Schwiegervater hier zusammenzutreffen."

„Das will er nicht?"

„Nein. Er geht ihm aus dem Wege, wo er kann."

„Was wetten wir — Ihr Vater wird den Oberamtsrichter eines schönen Tages noch aufsuchen!"

Siegfried lachte.

„Diese Wette kann ich annehmen. Wenn Sie noch nie verloren haben, Herr Direktor, diesmal werden Sie verlieren. Denn das, was Sie voraussetzen, wird sicherlich nie eintreten."

„Topp! Wir werden sehen."

Frau Cäcilie gab ihren Zettel zur Besorgung an einen Diener, der eben vorüberging. Dann trat sie mit ihrem Vater hinaus in die Nacht.

Achtes Kapitel.

Der Weg führte sie am „Goldenen Hut“ vorbei. Als sie in die Nähe dieser Gastwirthschaft kamen, bemerkten sie daselbst ein ungewöhnlich lautes und aufgeregtes Lärmen und Getümmel. An den Mauern der Arbeiterhäuser waren große rothe Plakate angeschlagen. Flüchtig las Frau Cäcilie im Vorbeigehen die großen Buchstaben. Da stand: „Große Volksversammlung! Arbeiter! Genossen! Schaart euch zusammen gegen die Unterdrücker!“ Dann kamen wieder einige Zeilen kleinere Buchstaben, die Frau Cäcilie der Entfernung und der Dunkelheit wegen nicht lesen konnte. Es war ihr auch gleichgiltig, was da stand. Was kümmerte sie sich um den „Arbeiterpöbel“? Ganz unten an dem Plakat war noch eine großgedruckte Zeile. Da stand mit dreizölligen Lettern: „Seid einig, einig, einig!!“

Aber die Buchstaben waren doch noch nicht groß genug, um eine entsprechende Wirkung auszuüben. Denn als Frau Sander und ihr Vater näher an den „Goldenen Hut“ herankamen, scholl aus den offenen Fenstern ein schier betäubender Lärm heraus und Rufe, wie: „Herunter von der Tribüne!“ — „Ich bitte um Ruhe!“ — „Werft ihn 'naus!“ — „Sie sind ein Lump, Emil!“ — „'raus! 'raus!“ bewiesen, daß der eingeschlagene Weg zur Einigkeit nicht der rechte war.

Und wirklich flog auch im buchstäblichen Sinne des Wortes ein Mann zur Hausthüre des „Goldenen Hutes“ hinaus, just als Frau Cäcilie vorbeigehen wollte.

„Ich habe Dir gleich gesagt, daß es nicht rathsam ist, zu Fuß durch diese Gegend zu gehen,“ bemerkte Herr v. Corssen vornehm zu seiner Tochter. „Warum hast Du nicht anspannen lassen?“

Er kannte diese Vorgänge aus seiner Thätigkeit als

Oberamtsrichter zur Genüge. Sie wurden als „Wirthshausprügeleien“ mit soundsoviel Mark Geldstrafe oder entsprechender Haft belegt. Damit war die Sache für den Herrn Oberamtsrichter erledigt. Von Volksbildung oder Volkserziehung war er kein Freund. Er begriff nicht, warum man die Leute nicht von der Polizei oder vom Militär einfach zusammenschießen ließ, wenn sie nicht ruhig und zufrieden ihre Arbeit thun wollten.

Rasch eilten die Beiden weiter. Sie hatten weder Zeit noch Interesse, sich länger als unbedingt nöthig hier aufzuhalten. Sie brauchten rasch siebentausend Mark. Woher diese kamen, war ihnen gleichgiltig, wenn sie nur kamen. Was kümmerten sie die Versammlungen und die Streitigkeiten der Sander'schen Arbeiter?

Ganz gegen ihre Erwartung fanden sie das Sander'sche Haus trotz der späten Abendstunde noch offen, und man bemerkte sogar eine gewisse Aufregung in Höfen und Komptoirs. Eilige und offenbar wichtige Boten liefen hin und her, auch Polizeimannschaften waren mehr als sonst in der Nähe. Frau Cäcilie sah, daß das Privatkomptoir des Konsuls noch erleuchtet war, und ging ohne Verzug durch den Hof dorthin. Ihr Vater wagte nicht, einzutreten, aus Furcht, eine Mißstimmung beim Konsul zu erregen.

Cäcilie fand Niemand, der sie anmelden konnte. Es liefen wohl Leute hin und her, aber Keiner schien Zeit zu haben, oder es der Mühe werth zu halten, sie nach ihrem Begehr zu fragen. So betrat sie denn endlich unangemeldet das Privatkomptoir des Konsuls. Sie fand darin einen Polizeiwachtmeister in Uniform vor. Herr Sander selbst stand bleich, ernst, aber entschlossen und energisch am Telephon und horchte in das Instrument hinein.

Cäcilie blieb bescheiden an der Thür stehen. Sie fühlte wohl, daß es sich hier um sehr ernste Dinge handle, denn

obgleich der Konsul ihr Eintreten bemerkte, that er doch nichts, was wie ein Groll oder eine Ueberraschung über ihr Kommen zu so ungewöhnlicher Zeit ausgesehen hätte. Er war offenbar ganz in Anspruch genommen von den Mittheilungen, die er aus dem Telephon erhielt.

Es vergingen Minuten unter lautloser Stille. Endlich sprach der Konsul in den Apparat hinein: „Es ist gut, Janssen. Ich danke Ihnen und Ihrem Sohne. Kommen Sie jetzt so rasch wie möglich hierher, um mir mündlichen Bericht zu machen. Schluß."

Dann wandte er sich zu dem noch immer stumm dastehenden Beamten und sagte: „Soeben meldet mir mein Inspektor, daß die Versammlung meiner Arbeiter durch Uneinigkeit gesprengt worden ist, ohne einen Beschluß in der Streikangelegenheit gefaßt zu haben, Herr Wachtmeister. Für diese Nacht also ist alle Gefahr vorüber."

„Sind Sie dessen sicher, Herr Konsul?" fragte der Beamte.

„Ja. Ueberhaupt habe ich die Ueberzeugung, daß eine unzeitige Einmischung der Polizei die Aufregung unter meinen Arbeitern eher vermehren als verringern würde. Bestellen Sie dem Herrn Polizeidirektor meine Empfehlungen und danken Sie ihm für die Fürsorge, die er mir und meinem Etablissement bewiesen hat, aber sagen Sie ihm auch gleichzeitig, daß ich vor meinen Arbeitern keine Furcht habe und hoffe, in jeder Lage selbst mit ihnen fertig zu werden."

„Herr Konsul, ich habe nicht nur den Auftrag, Ihre geschäftlichen Anlagen und Ihr Haus gegen gewaltsame Angriffe zu schützen, sondern ich habe Ihnen auch mitzutheilen, daß die Polizei unter Ihren Arbeitern schon seit einigen Wochen eine wachsende Gährung bemerkt hat. Ueber die Ursachen derselben werden Sie sich leicht besser unterrichten können, als wir es im Stande wären. Wir

haben aber die Gewißheit, daß diese Gährung zu einer Explosion führen muß, wenn die Ursachen nicht gehoben werden."

Der Konsul sah den Beamten scharf an.

„Sie meinen, Herr Wachtmeister, daß meine Arbeiter Ursache zur Unzufriedenheit hätten?"

Der Beamte zuckte die Achseln.

„Ich sagte schon, Herr Konsul, daß die Ursachen leichter von Ihnen zu erforschen sind, als von uns," antwortete er. „Ich kann nur sagen, daß die tollsten Gerüchte unter Ihren Arbeitern umlaufen, die in hämischer Weise von den jungen Leuten benützt werden, um die Aufregung zu fördern. Wie viel Wahres und Falsches unter diesen Gerüchten ist, können wir nicht wissen."

„Gut, ich werde mich über Alles informiren, Herr Wachtmeister, einstweilen drücke ich Ihnen meinen Dank für Ihre Hilfe und für Ihre Warnungen aus."

„Ich thue nur meine Pflicht, Herr Konsul."

„Ich danke Ihnen auch dafür. Gute Nacht."

Mit militärischem Gruß ging der Beamte davon.

Nun war Frau Cäcilie mit ihrem Schwiegervater allein. Er sah sie nochmals langsam von oben bis unten und nicht gerade freundlich an. Sie hatte den Kopf etwas gesenkt, als ob sie Scham über ihre Situation empfände. Es konnte aber auch sein, daß sie ermattet war. Nicht einmal einen Sitz bot er ihr an.

„Was wollen Sie?" fragte er sie kurz, aber nicht gerade schroff. „Wo ist Siegfried?"

„Zu Hause, Herr Konsul."

„So? Er läßt mich in einer solchen Nacht allein? Er kann schlafen, wo ich keine Minute sicher bin, daß mir die Arbeiter das Haus über dem Kopfe anzünden?"

Ja, wenn er nur geschlafen hätte! In der Villa Cäcilie tanzte man vielleicht jetzt noch.

„Herr Konsul, ich komme in einer sehr wichtigen Sache —"

„Ihnen mag sie wichtig sein, ob sie mir wichtig ist, das wollen wir erst sehen. Warten Sie."

Damit ging er hinaus in das Komptoir, das nur halb erleuchtet war. Er sah hier Niemand. Aber durch ein Fenster, das nach dem Hof ging, bemerkte er einen Markthelfer.

„Weber!" rief er ihn an.

„Herr Konsul!"

„Sowie Inspektor Janssen kommt, soll er eintreten. Verstanden?"

„Dort kommt soeben sein Sohn, Herr Konsul!" antwortete der Mann.

„Bringen Sie ihn sofort herein."

Sander hatte seinen Geldschrank offen gelassen. Frau Cäcilie konnte hineinsehen. Wunderliche Gedanken durchzuckten ihr Hirn, als sie für einen Augenblick im Privatkomptoir ihres Schwiegervaters allein war. Mit einer raschen Bewegung konnte sie ihren Vater, ihre Stellung, ihre Ehre retten.

Da kam Sander auch schon zurück. Ermattet sank sie auf einen Stuhl.

Ihm auf dem Fuße folgte der junge Janssen. Er sah nicht sehr salonmäßig aus. Sein Hut war nur noch der Idee nach ein Hut, nicht der Form nach, so hatte man ihn zugerichtet. Ein Rockärmel hing buchstäblich in Fetzen am Arm herunter, so daß das Hemd durchsah, seine Haare hingen ihm unordentlich um den Kopf, Shlips und Hemdkragen waren zerrissen, er selbst in athemloser Aufregung. Als er Frau Cäcilie bemerkte, stutzte er.

„Ich bitte um Verzeihung —," begann er.

„Das ist nicht nöthig, Herr Janssen," unterbrach ihn der Konsul. „Setzen Sie sich. Sie werden ermüdet sein. Sie kommen aus dem ‚Goldenen Hut'?"

„Ich wollte mir nicht erst Zeit lassen, Toilette zu machen —"

„Sie thaten Recht. Wo ist Ihr Vater?"

„In der Fabrik. Er wollte sie nicht verlassen, und so sandte er mich, um Ihnen zu berichten."

„Gut. Zunächst sagen Sie mir, Herr Janssen, wie war es möglich, daß sozusagen auf einen Schlag die Arbeiter eine so bedrohliche Stellung gegen mich und die Firma einnehmen konnten? So etwas war ja bei Sander & Sohn, so lange sie bestehen, noch nie da!"

„Wenn ich recht gesehen und richtig beobachtet habe, Herr Konsul, so haben wir uns bisher Alle täuschen lassen, insoweit wir annahmen, daß die Arbeiter Ihrer Fabrik durchaus zufrieden wären. Jedenfalls konnte ich heute in der sogenannten Volksversammlung — eigentlich war es ja nur eine Versammlung Ihrer Arbeiter — feststellen, daß die Idee eines Streiks bis in das Frühjahr zurückreicht. Nur waren die Aussichten für eine allgemeine Betheiligung so gering, daß sich die Unzufriedenen nicht mit ihrer Absicht herauswagten. Das täuschte uns."

„Nun und jetzt? Ist das so plötzlich anders geworden?"

„Plötzlich nicht. Aber es ist doch anders geworden. Ich bin überzeugt, daß Ihnen ein Streik Ihrer Arbeiter bevorsteht, weil ich heute in der Versammlung gesehen habe, daß mindestens drei Viertel aller Arbeiter einen Streik wollen. Er wäre schon heute ausgebrochen, wenn es mir nicht gelungen wäre, die Versammlung zu sprengen, ehe sie zu einem Beschluß kam."

„Ja, aber weshalb?" fragte Sander hastig und drängend, „weshalb? Was wollen meine Arbeiter? Haben sie nicht Alles, was sie gerechterweise verlangen können? Wollen sie mich gerade jetzt durch einen Streik zu Lohnerhöhungen zwingen, die weder ihnen noch mir zum Guten ausschlagen können?"

Der junge Mann rückte verlegen auf seinem Stuhl hin und her und sah bald auf den Konsul, bald auf Cäcilie. Es trat eine kleine Pause ein, die endlich Janssen mit den Worten abkürzte: „Herr Konsul — wir sind nicht allein."

Cäcilie sah auf. Sie glaubte fast zu wissen, was jetzt kommen würde. Sie hätte fortgehen und draußen abwarten können, bis diese Unterredung vorüber war. Aber sie wollte sich andererseits auch vergewissern, ob ihre Befürchtungen richtig waren, und blieb.

„Wir sind allein, Herr Janssen," erwiederte der Konsul, „und ich bitte Sie, ohne jede Rücksicht die volle und ganze Wahrheit zu sagen."

„Nun denn," begann der junge Mann zögernd, „zunächst ist es allerdings richtig, was Sie vermuthen. Man will Sie allerdings in der Noth pressen. Man hat sich ausgerechnet, daß Sie den Sommer hindurch, wie die Geschäfte nun einmal liegen, nur laviert haben, und jetzt bei Beginn der lebhaften Saison, wo die großen Bestellungen zu erwarten und theilweise schon eingetroffen sind, einen Streik nicht aushalten können. Man hat sich gesagt, daß Sie jetzt Ihre Arbeiter, Ihre Fabrik haben müssen."

Der Konsul war etwas bleicher geworden.

„Warum hat man sich denn das in früheren Geschäftsjahren nicht gesagt?" fragte er. „Jedes Geschäft hat seinen wunden Punkt, seine todte Saison. Ich leugne ja gar nicht, daß ich jetzt allerdings meiner Arbeiter unbedingt bedürftig bin. Ich wüßte sonst nicht, wie ich meine Kunden befriedigen könnte, was, abgesehen von allem Anderen, bei der heutigen Geschäftslage eine ganz unberechenbare Schädigung der Firma nach sich ziehen könnte. Aber, wie schon gesagt, das ist ein Punkt, der sich in jedem Geschäftsjahr wiederholt. Wie kommt es also, daß meine Arbeiter gerade jetzt zu einem Streik geneigt sind, der ja beide Theile schädigen müßte?"

„Die Arbeiter sind eben in diesem Jahre erbitterter, denn je," sagte Janssen wieder etwas verlegen.

„Erbittert? Gegen wen denn? Gegen mich?"

„Herr Konsul," fuhr der junge Janssen zögernd fort, „man ist erbittert gegen den angeblich unverantwortlichen Luxus und Aufwand, der, wie den armen Arbeitern zum Hohne, in der Villa Cäcilie gemacht wird —"

Der Konsul fuhr wüthend auf und hatte offenbar eine zornige Entgegnung auf den Lippen. Da fiel sein Blick auf seine Schwiegertochter, die bleich und mit gesenktem Haupt dasaß — wie verurtheilt.

Sander wurde plötzlich wieder ruhig und schwieg. Der junge Janssen aber fuhr fort: „Man ist erbittert, weil man sieht, wie die Früchte ihrer Arbeit und ihrer Mühsal jahraus jahrein — gnädige Frau, ich bitte um Verzeihung — es ist meine Pflicht hier zu berichten, was ich dort gehört habe —"

„Fahren Sie fort," rief der Konsul rasch, „fahren Sie ohne alle Umschweife fort und sagen Sie mir die ganze Wahrheit."

„Die Arbeiter sind erbittert, weil Andere, die nicht arbeiten, sondern nur genießen, in leichtsinniger Weise vergeuden, was sie im Schweiße ihres Angesichts verdienen, und weil ihre eigene Zukunft sowohl wie die der Fabrik dadurch in Frage gestellt wird."

„Und haben Sie den Arbeitern nicht gesagt, daß mein Eigenthum mir gehört, daß ich meinen Arbeitern noch nichts vorenthalten oder veruntreut habe? Haben Sie den Leuten nicht gesagt, daß in meine Angelegenheiten dreinzureden Niemand das Recht hat, ebensowenig, wie ich den Arbeitern Vorschriften über die Verwendung ihres Geldes machen darf?" fragte der Konsul mit energischer, starker Stimme.

„Herr Konsul, es ist ein Unterschied, ob man im

ruhigen, sicheren Privatkomptoir unter vier Augen spricht, oder vor einer tobenden, schreienden, erbitterten und erhitzten Menge. Und doch, ich habe Ruhe und Klarheit auch dort bewahren können. Ich habe es ihnen gesagt, habe sie zur Besonnenheit, zur Ruhe und Gerechtigkeit gegen ihren Brodherren ermahnt. Sehen Sie mich an, Herr Konsul. Das ist der Erfolg."

„Man wollte Sie nicht hören?"

„Wenn es weiter nichts gewesen wäre! Aber da trat Einer auf, der behauptete, die junge Frau Sander habe in voriger Woche sein jüngstes Kind überfahren, ohne sich auch nur darnach umzusehen!"

Heftig erhob sich Frau Cäcilie. „Das ist Lüge!" rief sie laut und empört.

Janssen sah sie scharf an.

„Genau so bin ich auch aufgefahren, und genau so habe ich auch gesagt, gnädige Frau," erwiederte er langsam und nachdrücklich. „Wissen Sie, was mir der Mann antwortete?"

„Nun?" fragte sie gespannt.

„Er sagte: ‚Vom Leugnen wird mein Kind nicht gesund! Es hat den Gypsverband noch, und wer mich besucht, kann sich überzeugen.' — Es ist ja möglich, wenn auch fast unglaublich, daß Sie nicht bemerkt haben, wie das Kind unter das Rad gekommen ist. Sie führen, wie ich höre, die Zügel selbst, und Ihr Groom ist ein dummer Junge, der nicht Acht gibt. Aber wenn Sie glauben, gnädige Frau, daß es in einer Versammlung wüthender, empörter Männer genüge, zu sagen: ‚Das ist Lüge!' so gehen Sie nur hin und probiren Sie es. Sie werden ja sehen, was geschieht."

„Fahren Sie fort," rief der Konsul, „und kommen Sie auf die Versammlung zu sprechen. Wer hat den Antrag auf Streik an die Versammlung gebracht?"

„Peter Hagen! Kennen Sie Peter Hagen, Herr Konsul?“

„Nein.“

„Es würde sehr in Ihrem Interesse liegen, ihn kennen zu lernen, ihn zu beobachten, wenn er zur Menge spricht. Sie werden dann leicht zu der Ansicht kommen, daß in Ihrer Fabrik keine Ruhe wird, so lange er da ist.“

„Sie wollen mir doch nicht etwa empfehlen, daß ich einzelne meiner Arbeiter — wie man zu sagen pflegt — maßregeln soll?“

„Allerdings würde ich das thun,“ fuhr der junge Mann etwas hitzig fort, „wenn ich wüßte, daß ich einigen Einfluß auf Ihre Entschlüsse hätte.“

„Einen Arbeiter, der seine Arbeit leistet, fortschicken? Herr Janssen, Sie sind noch ein hitziger junger Mann und kommen eben von einem heftigen Streit mit diesen Leuten. Deshalb sind Sie wegen dieser Ansicht entschuldigt. Für die Zukunft merken Sie sich aber, daß ich bisher meinen Arbeitern noch keinen Grund zum Streik gegeben habe, das aber würde einer sein. Also nichts mehr davon. Fahren Sie fort.“

„Herr Konsul, Sie müssen den Hagen sehen, wenn er von der Tribüne Besitz nimmt, wenn er seine breite Brust und den großen, wilden Kopf über den Sprechertisch hinlehnt, wenn er seine Augen bald zornig blitzend und funkelnd, bald schlau und verschlagen blinzelnd auf die Menge richtet; Sie müssen ihn hören, wenn seine grollende Stimme über die Zuhörer hinschallt, wie er ihnen schmeichelt, um ihren Beifall buhlt, sie fesselt und hinreißt — er ist der geborene Aufrührer!“

„Weiter! Ich will wissen, *was* er sagt, nicht *wie* er es sagt.“

„Er begann mit einer ebenso frechen wie nichtswürdigen Verleumdung und behauptete, die Wittwenkasse der Fabrik

habe heute die fälligen Auszahlungen eingestellt, und ein ‚dem Hause Siegfried Sander & Sohn sehr nahestehender Herr‘ sei mit der Kasse durchgebrannt."

Der Konsul zuckte unwillkürlich zusammen. Janssen hielt einen Augenblick inne und betrachtete Frau Cäcilie. Leichenblaß und zitternd stand sie an dem Stuhl, von dem sie soeben erst empört aufgesprungen war.

„Was soll das heißen? Ein dem Hause Sander & Sohn nahestehender Herr?" fuhr der Konsul auf. „Man muß den Burschen wegen Verleumdung bestrafen. Wen meinte er damit?"

„Ich sprang natürlich sofort auf," erzählte Janssen weiter, „und sagte ihm, er sei ein frecher Lügner. Er solle den Namen nennen, den er meinte. Da nannte er als den Dieb den Herrn Oberamtsrichter v. Corssen!"

Wenn in diesem Augenblick eine Dynamitpatrone geplatzt oder der Boden unter den Füßen gewankt und gezittert hätte, so hätte die Wirkung nicht verheerender sein können, als bei diesen Worten.

„O mein Gott!" hauchte Frau Cäcilie halb ohnmächtig und brach auf dem Stuhl, vor dem sie stand, zusammen. Wenn man ihren Vater schon in öffentlicher Volksversammlung als Dieb bezeichnete, so mußte sie ihn für verloren halten. Dann war Alles aus.

Der Konsul sah in höchster Erregung auf sie hin. Während der kleinen Pause, die entstand, schien er mit einer wahren Seelenangst auf eine Erklärung, auf ein Zeichen der jungen Frau zu warten. Aber es kam nichts.

„Nun?" fragte er endlich mit leiser, aber vor innerer Erregung zitternder Stimme, „warum fahren Sie denn jetzt nicht in die Höhe und rufen: ‚Das ist Lüge!‘"

Wieder entstand eine Pause. Aber die Spannung, mit der sowohl der Konsul als auch Janssen nach der jungen Frau hinsahen, der Schreck, der sich ihrer bemäch-

tigte bei der Muthmaßung, die ausgesprochene Verleumdung könne Wahrheit sein, wurde immer unerträglicher. Mit einer Raschheit, die man dem alten Mann nicht zugetraut hätte, sprang Sander zu seiner Schwiegertochter hin, faßte sie heftig am Arm und schüttelte sie kräftig.

„Werden Sie mir endlich sagen," schrie er außer sich, „ob Ihr Vater schuldig ist oder nicht? Ob er verworfen genug war, armen Wittwen und Waisen ihre Brodgroschen zu nehmen, um selbst Champagner zu trinken, oder nicht? Reden Sie. Geben Sie der Wahrheit die Ehre!"

Ein gewisser weltverachtender, herber, fast höhnischer Zug erschien auf dem Gesicht der stolzen und schönen Frau. Sie erhob sich rasch und mit vieler Energie. Es schien, als ob eine neue Kraft über sie gekommen wäre.

„Was wollen Sie von mir?" rief sie abweisend und mit unwillig gerunzelter Stirn, „ich kann's nicht ändern!"

Der Konsul taumelte zurück, als ob er einen Schlag bekommen habe und hielt sich nur mit Mühe aufrecht. Die Anstrengungen und Aufregungen, denen er Tag und Nacht ausgesetzt war, drohten den alten Mann zu überwältigen.

„Sie kann's — kann's nicht ändern?" stammelte er vor sich hin, als ob er sich sammeln müsse; dann stieß er einen kurzen Schrei aus und rief: „Also wahr? Ihr Vater ist ein Dieb?"

Frau Cäcilie zog den Mantel fester um sich, als ob sie fröre, trotzdem daß eine schwüle, heiße Luft in dem Komptoir war. Dann sagte sie finster und entschlossen: „Peter Hagen sprach die Wahrheit. Ich bin hier, Herr Konsul, um Sie von der Sachlage zu unterrichten. Es handelt sich um siebentausend Mark. Wenn diese bis morgen früh gedeckt werden, so ist Alles gut, und man kann den Leuten erzählen, was man will. Es hängt also davon ab, ob Sie bereit sind, das Defizit zu decken oder nicht.

Geschieht es bis morgen früh, so können Sie Peter Hagen als Verleumder bestrafen und einstecken lassen und sind ihn in der Fabrik los. Geschieht es nicht, so — so hat er Recht."

Der Konsul sah sie einen Augenblick stumm an.

„Ah so," sagte er dann, „ich verstehe. Ich soll dem Spitzbuben aus der Falle heraushelfen und den ehrlichen Mann hineinstecken."

„Machen Sie, was Sie wollen; wo Ihr Vortheil liegt, ist unschwer zu erkennen," erwiederte Cäcilie herbe.

„Natürlich!" stieß der Konsul hervor, „das sieht ein Kind. Ich muß die siebentausend Mark zahlen, dann habe ich wieder eine ehrliche Verwandtschaft und werde einen Störenfried, einen Agitator los. Das ist unter den obwaltenden Umständen sehr billig, spottbillig. Nicht wahr, Sie — Sie hochgeborene Frau?"

„Ich finde das allerdings, Herr Konsul," entgegnete Cäcilie gelassen, „und wenn Sie noch so sehr eine Bravour darin finden, über das Unglück einer Frau zu spotten. Ich finde, daß Sie mit einem Darlehen von siebentausend Mark, das Ihnen bei Heller und Pfennig zurückerstattet werden soll, die Ehre und das Ansehen einer Familie, die Existenz, das Leben eines Mannes, und wenn es auch mein Vater ist, nicht zu theuer bezahlen. Ich mag meinen Vater nicht in Schutz nehmen. Weh mir, daß ich's nicht kann. Er hat leichtsinnig sich in eine Lage gebracht, die ihn seinen ehrlichen Namen kosten kann. Ob Sie Recht thun, Herr Konsul, deshalb mich zu verhöhnen, die ich dadurch schon zu schwer getroffen bin, das mögen Sie mit sich selbst ausmachen. Aber einen Dieb dürfen Sie meinen Vater nicht nennen. Er hat das Geld nicht genommen, um sich zu bereichern, sondern nur in der Absicht und mit dem festen Willen, es bei erster Gelegenheit zurückzuerstatten."

„Und die armen Wittwen, die aus der Kasse leben

sollen, die Brod haben müssen für sich und ihre Kinder, die sollen darauf warten?" sagte Sander wieder höhnisch.

„Das hängt von Ihnen ab," entgegnete sie kurz und kalt.

„So! Und damit sind Sie fertig?"

„Ja! Ich habe meine Pflicht gethan. Ich habe Ihnen die Sachlage auseinandergesetzt, mehr kann ich nicht thun. Ihren Hohn und Spott anzuhören, geht über meine Kräfte. Gute Nacht."

Damit schickte sie sich an, das Komptoir zu verlassen. Der Konsul rief ihr aber zu:

„Bitte, bleiben Sie noch!"

Sie blieb stehen.

„Sie sollen mich nicht verlassen," fuhr Sander fort, „ohne über meine Ansicht im Klaren zu sein. Sie sollen wissen, wie ich über Sie und Ihren Vater denke. Vielleicht können Sie daraus etwas lernen. Passen Sie also genau auf."

Erwartungsvoll sah sie ihn an.

„Ich würde es als ein großes Verbrechen ansehen, Cäcilie," fuhr der Konsul scharf und schneidend fort, „wenn ich eine verlogene, innerlich verfaulte und hohle Existenz, wie sie Ihr Vater schon seit Jahren führt, auch nur einen Tag mit meinen eigenen Mitteln unterhielte. Nach meiner Ansicht ereilt Ihren Vater jetzt nur ein längst verdientes Schicksal, und ich werde nicht einen rothen Pfennig aufwenden, um ihn dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu entziehen. Ich würde es als ein Unrecht an meinen Mitmenschen ansehen, wenn ich durch Vertuschung seines Verbrechens der Gerechtigkeit in den Arm fallen würde, ich wäre ein Mitschuldiger an dieser und allen zukünftigen Unthaten, zu denen Ihr Vater ohne Zweifel fernerhin Veranlassung finden dürfte. Die Bestrafung eines Verbrechers haben seine Mitmenschen mit Recht zu

fordern; ihn dieser Strafe zu entziehen, heißt dem Gerechtigkeitsgefühl der Menschen in's Gesicht schlagen. Nie werde ich das thun, ich könnte es weder vor mir, noch vor den anderen Menschen verantworten! So, Cäcilie, jetzt kennen Sie meine Ansicht! Jetzt gehen Sie und sagen Sie Ihrem Vater, wie ich über ihn denke."

Das hatte sie offenbar nicht erwartet. Was wollte sie nun thun? Was sollte werden? Mußte ihr Vater wirklich zu Grunde gehen wegen einer leichtsinnigen That? Sie hatte fest darauf gerechnet, daß ihr Schwiegervater die Sachlage zu Gunsten ihres Vaters gegen Peter Hagen ausnützen würde. Und nun schien es fast, als ob der Konsul nur auf eine solche Gelegenheit gewartet habe, um ihren Vater fallen zu lassen, von sich abzuschütteln.

„Herr Konsul —" begann sie wieder etwas demüthiger.

„Wir sind fertig miteinander," unterbrach er sie heftig, „gehen Sie."

Ihr Stolz bäumte sich auf.

„Nun, so komme, was da mag!" sagte sie mit zurückgeworfenem Haupte. „Mögen Sie nie in die Lage kommen, Herr Konsul, auf den guten Willen Ihrer Gegner angewiesen zu sein. Und wenn es je geschieht, wenn je Ihre Existenz vom Spruch Ihrer Widersacher abhängt — und es wird die Stunde kommen! — dann werden Sie fühlen und begreifen lernen, wie hart und ungerecht Sie heute gegen uns gewesen sind."

Mit feierlich erhobener Hand, mit zuckenden Lippen hatte sie gesprochen. Nun stürzte sie davon, um ihn die hervorquellenden Thränen des Zornes und der Scham nicht sehen zu lassen.

Neuntes Kapitel.

Konsul Sander und der junge Janssen blieben allein. Müde seufzend ließ sich der Konsul in einen Sessel nieder,

fuhr sich mit der Hand über die gefurchte Stirn, als wenn er eine wilde Fluth banger Sorgen und aufgeregter Gedanken dadurch beruhigen möchte, und starrte einen Moment vor sich nieder. Es war schon spät in der Nacht; eine wohlthuende Stille herrschte in und außer dem Hause, so daß man das leise Summen der Gaslampe hörte. Der alte Mann hätte wohl gern der ihm so nothwendigen Nachtruhe gepflegt, aber wie von einem eisernen Muß, vom unbeugsamen Pflichtbewußtsein vorwärts getrieben, richtete er den Kopf wieder auf und sah auf Janssen, der fast mitleidig jeder seiner Bewegungen gefolgt war.

„Und was sagten die versammelten Arbeiter zu dem Allen?" fragte er endlich wieder.

„Wie Sie sich wohl denken können, entstand bei dem Wortwechsel zwischen mir und Peter Hagen eine furchtbare Aufregung der im Saale versammelten Massen. Einige glaubten mir — es wäre sonst um mich geschehen gewesen — aber bei Weitem die Mehrzahl, vielleicht drei Viertel aller Versammelten, hielt in höchst bedrohlicher Weise zu Peter Hagen und wollte auf der Stelle den Streik durch Abstimmung beschließen. Man glaubte sich gewissenlos verrathen und betrogen, wollte nicht mehr Streiten und Zanken, sondern unmittelbar zu Thaten übergehen. Ich sah, daß Peter Hagen mit seinem Antrag durchdringen würde, sobald nur wieder Ruhe unter den Versammelten wurde. Da entschloß ich mich denn zu etwas, was ich in meinem Leben noch nicht gethan: ich machte absichtlich Krakeel. Ich schimpfte über gewissenlose betrunkene Verleumder, die nicht fähig wären, einen ernsten Beschluß zu fassen, bis ich endlich meinen Zweck erreichte und im Saale eine Prügelei entstand. Das war das Ende der Versammlung."

„Und nun?" fragte der Konsul etwas unsicher, „was glauben Sie, daß nun geschehen wird?"

„Man wird vermuthlich eine neue Versammlung einberufen."

„Und dann?"

Herr Janssen zuckte die Achseln.

„Herr Konsul," entgegnete er, „wenn Peter Hagen vor den Arbeitern Recht behält, so halte ich den Streik für unvermeidlich."

„Er darf aber nicht kommen, jetzt nicht kommen! Das wissen Sie, das weiß der letzte Kommis in meinen Komptoirs. Die eingelaufenen Aufträge müssen ausgeführt, die Lieferfristen eingehalten, die aufgekauften Vorräthe verarbeitet werden, damit sie zur richtigen Zeit auch bezahlt werden können. Sie wissen als Einkäufer selbst, welche Quantitäten Rohwolle daliegen. Ich muß meine Zahlungsfristen und Lieferfristen einhalten und deshalb müssen auch die Arbeiter arbeiten, koste es, was es wolle."

„Herr Konsul, es gibt nur ein Mittel, der Bewegung Herr zu werden."

„Und das ist?"

„Decken Sie die Differenz des Herrn v. Corssen und — lassen Sie Peter Hagen verhaften. Dann hoffe ich, Ordnung schaffen zu können."

„Nein. Dies Mittel ist für mich unmöglich. Ich kann Niemand verhaften lassen, weil er die Wahrheit sagt."

„Dann bin ich rathlos!" sagte Janssen und verbeugte sich höflich.

Einen Augenblick sah Sander nachdenklich vor sich nieder, dann sagte er entschlossen: „Gut. So will ich selbst mit meinen Arbeitern reden."

Janssen fuhr erschrocken auf.

„Herr Konsul, Sie wollen selbst —"

„Zu ihnen gehen, wenn sie sich versammeln, ja wohl. Das will ich und werde ich."

„Sie haben eine solche Versammlung noch nicht gesehen.

Das ist anders, als wenn Sie Ihre Arbeiter in der Fabrik am Webstuhl sehen, wo sich jedes Haupt entblößt, wenn Sie erscheinen. In der Versammlung fühlen sich die Leute frei und ungebunden, sind laut und großsprecherisch, oft betrunken und roh. Dort hört der Respekt auf, und kräftige Arme und Fäuste und eine derbe Lunge sind mehr werth, als ein klarer Kopf."

„Unterrichten Sie mich, wann die nächste Versammlung stattfindet. Und damit genug. Es wird schon spät sein."

„Es ist gleich ein Uhr."

„Gut. Ich will Sie nicht noch länger um Ihren Schlaf bringen. Gute Nacht, Herr Janssen."

Janssen zögerte etwas unentschlossen.

„Nicht um mich handelt es sich, Herr Konsul. Ich bin jung; eine schlaflose Nacht hat für mich soviel wie nichts zu bedeuten. Wenn ich jedoch rücksichtslos genug sein dürfte, bei dieser Gelegenheit Ihre Aufmerksamkeit noch auf einen anderen Punkt zu lenken —"

„Was haben Sie noch zu sagen, Herr Janssen? Reden Sie frei von der Leber weg, wie das unter ehrlichen Leuten üblich ist. Wozu die Druckserei?"

„Herr Konsul, ich habe in der letzten Zeit auf dem Wege von der Villa Cäcilie nach der Stadt oder umgekehrt öfter Ihr Fräulein Tochter getroffen. Sie wissen, daß dieser Weg an der Fabrik und an der Gastwirthschaft ‚Zum Goldenen Hut' vorbeiführt, und als ich heute Abend die wilden, aufgeregten, zu Ausschreitungen geneigten Arbeitermassen beobachtete, stellte ich mir unwillkürlich vor, welche Konsequenzen die Spaziergänge Fräulein Melanie's nach der Villa Cäcilie unter gewissen Umständen haben könnten. Vielleicht sehe ich zu schwarz, nichtsdestoweniger würde ich es aber doch in jeder Hinsicht für gerathen halten, wenn die Besuche Fräulein Melanie's bis auf Weiteres unterbleiben würden."

Herr Sander sah etwas finster und unwillig drein. Die Aufmerksamkeit des jungen Mannes ging ihm entschieden zu weit. Gleichwohl wollte er ihn in Berücksichtigung seiner heutigen Aufopferung für die Firma, zum Dank dafür, daß er Haut und Knochen für Sander & Sohn zu Markte getragen hatte, nicht schroff behandeln.

„Melanie reist morgen ab,“ sagte er kurz.

„Sie reist nicht ab,“ antwortete Janssen ebenso kurz.

Es entstand eine kurze Pause, und die beiden Männer sahen sich mit einer auffallenden Entschiedenheit an. Lange Reden und Auseinandersetzungen wurden durch diesen einen Blick überflüssig. Beide wußten sofort, daß damit ein Thema berührt war, das tief in's Innerste der Brust griff.

„Herr Janssen,“ begann der Konsul endlich wieder mit ernster, schwerer Betonung, „Sie haben sich heute Nacht um Sander & Sohn verdient gemacht. Niemals soll Ihnen das vergessen werden. Mein Wort darauf. Aber ich verlange von Ihnen, daß Sie sich an dem Dank genügen lassen, den ich Ihnen aussetze.“

„Ich verstehe Sie nicht recht, Herr Konsul.“

„Ich will mich deutlicher ausdrücken. Sie haben jetzt ein Einkommen von vier und ein halbtausend Mark. Das ist nicht zu viel für Sie, denn Sie sind ein geschickter Einkäufer, der über seinen Artikel und seine Schwankungen sich mit vielem Fleiß und großer Aufmerksamkeit unterrichtet. Ich will deshalb Ihr Einkommen erhöhen. Lassen Sie sich daran genügen, und streben Sie nicht nach Weiterem, was Ihnen Ihrem Herkommen und Ihrer Stellung nach nicht zukommt. Sie verstehen mich jetzt?“

„Ja! Sie verurtheilen meine Bewerbungen um Fräulein Melanie?“

„Ja! Meine Tochter ist halb und halb versprochen und wird im nächsten Jahr den jungen Fowler von Fowler, Smith & Comp. in London heirathen.“

„Nein. Sie wird das nicht, Herr Konsul.“

„Wie? Warum nicht?“

„Weil sie mich liebt und ich sie.“

„So!“

Das war wieder ein Anklang an den spöttischen Ton, der dem Konsul immer zur Verfügung stand, wenn man gegen seinen Willen oder gegen seine Ueberzeugung opponirte. Aber diesmal verschwand er sofort wieder und mit ruhiger Gesetztheit und fast väterlicher Ermahnung fuhr er fort: „Janssen, lassen Sie sich an dem genügen, was ich Ihnen biete und greifen Sie nicht nach Dingen, die für Sie nicht sind. Ich würde das nicht dulden. Beachten Sie, was ich sage. Hören Sie nicht, was Ihnen ein kleiner Mädchenkopf vielleicht eingeredet hat. Ich weiß wohl, man ist in Ihrem Alter sehr geneigt, Alles zu glauben, was ein hübsches Mädchen sagt. Aber meine Tochter ist zum Gehorchen erzogen, und sie wird gehorchen. Bei Sander & Sohn bestimme ich, und damit gut. Lassen Sie das. Ich meine es gut, Janssen.“

„Ich auch, Herr Konsul. Mir ist es Ernst mit meinem Herzen, wenn ich auch ein Kaufmann bin. Sie verbieten mir, meinen Neigungen Gehör zu geben, Sie verlangen eine Abtödtung meiner Gefühle. Warum? Ich bin nur ein halber Mann, wenn ich nicht meinem Herzen nach leben darf. Sie rühmen auf der einen Seite meine Tüchtigtigkeit als Kaufmann und auf der andern Seite sagen Sie mir: Du bist wohl ein tüchtiger Kaufmann, aber doch nur ein Angestellter, ein Abhängiger. Du hast keine Firma, Du bist ein Kaufmann zweiter Klasse. Ist das nicht Ihre Meinung, Herr Konsul?“

Sander sah ihn verwundert an.

„Nicht nur die meinige, sondern die aller Welt.“

„Nun gut. Da ich dadurch in Ihrer Achtung und in der Achtung aller Welt steige und so dem Ziel meines

Strebens näher komme, so lege ich meine Stellung bei Sander & Sohn hiermit nieder."

„Herr Janssen, überlegen Sie sich das noch einmal. Machen Sie keine Dummheiten. Sie sind aufgeregt und ein solches Wort ist rasch gesprochen. Sie sollen sechstausend Mark haben, aber nicht mehr. Ueberlegen Sie sich die Sache und schlafen Sie vor Allem erst einmal ordentlich aus. Sechstausend Mark, Herr Janssen. Machen Sie keine Dummheiten."

„Herr Konsul, ich will unter solchen Umständen nicht mehr abhängig von Ihnen sein. Was ich gesagt habe, habe ich gesagt. Gute Nacht."

Damit ging der junge Janssen mit festen, energischen Schritten davon.

Etwas verblüfft schaute der Konsul ihm nach. Er kannte den jungen Mann wohl. Er war ein Brausekopf, ein waghalsiger, entschiedener Mensch, ein echter Kaufmann. Um die Stellung, die ihm Sander bot, hätten ihn Tausende beneidet! Und er lief davon, einer Idee, einer Chimäre zu Liebe. Melanie hatte ihm den Kopf verdreht.

Die Liebe!

Der alte Herr stützte müde den Kopf in die Hand und seufzte tief auf. Ja ja, die Liebe! Das war noch immer das Fieber, in dem die Menschen sehr schöne Sachen träumen und sehr dumme Dinge thun. Er hatte den jungen Janssen gern — mit einem Anderen wäre er in einem ähnlichen Falle ganz anders umgesprungen; er hatte ihn aufwachsen sehen und oft gelächelt, wenn er sich draußen in der Fabrik unter der Aufsicht seines Vaters herumgetummelt, und gesagt: „Das soll einmal ein tüchtiger Kaufmann werden!" Und nun kam das Fieber! Je nun, so mochte der Tollkopf laufen, wohin er wollte. Der Konsul konnte und wollte sein Wort, das er Fowler, Smith & Comp. gegeben hatte, nicht brechen.

Er stand auf und schloß sein Bureau, um zu Bett zu gehen. Der Morgen konnte nicht mehr weit sein. Wie oft hatte er in jüngeren Jahren an diesem Pult bei der Arbeit den jungen Tag erwartet, und wie wenig hatte es ihn angestrengt. Das war jetzt anders. Er war müde — sterbensmüde! Das Alter machte sich immer schwerer und schwerer fühlbar. Und gerade jetzt stürmte Alles auf ihn ein. Seine Arbeiter ließen ihn im Stich, seine zuverlässigsten Leute liefen davon, seine Familie, ja sogar sein eigener Sohn in Zwist mit ihm — Kampf auf der ganzen Linie! Das war eine böse Aufgabe für seine siebenzig Jahre. Und er war doch auch nur ein Mensch, hatte nur die Arbeitskraft eines solchen. Was sollte werden, wenn er einmal die Augen schloß für immer? Sein Sohn — du lieber Himmel! Er war nicht der Mann, der dieser Sachlage gewachsen war.

Langsam stieg er die Treppe hinauf.

Was war es denn nun eigentlich, was da tausendarmig und tausendköpfig herankroch und die Tage und Nächte des alten Mannes verdüsterte und mit bangen Sorgen um die Zukunft erfüllte? Was war es, das ihm an allen Ecken und Enden seiner Interessensphäre entgegentrat, wie ein Alles verderbendes, alle Schranken und Bande des Hergebrachten sprengendes Ungeheuer, wie ein Gespenst ihn erschreckte, wie eine uferlose Fluth sich über ihn hereinstürzte?

Die neue Zeit! Die modernen Anschauungen!

Der Konsul dachte an seine Jugend. War vor vierzig oder fünfzig Jahren bei Sander & Sohn an einen Streik zu denken gewesen? War damals eine Frau, wie diese Cäcilie, die in toller, leidenschaftlicher Genußsucht Wohlstand und Solidität der ganzen Familie und der Firma untergräbt, möglich gewesen? Oder ein „schneidiger", „patenter" Beamter, ein feiner, nobler Lump, wie dieser

Herr v. Corssen? Oder ein Einkäufer, der sechstausend Mark Einkommen im Stich läßt und davon läuft?

Ach! das war ja damals Alles ganz anders, viel solider, ruhiger und besser!

Und nun? Was sollte das Alles noch werden? Wo wollte das hinaus?

Der Konsul seufzte wieder und hing seinen Ueberzieher an die Wand. Dabei fiel sein Blick durch das Fenster, und er bemerkte weit draußen vor der Stadt einen hellen Feuerschein. Der Athem stockte ihm vor Schreck. Er beugte sich weit vor und riß die Augen auf, als wolle er die Dunkelheit, die auf der Gegend lag, mit einem Blick durchdringen! Was war das, was da in Flammen zum Himmel empor prasselte? War es seine Fabrik? Hatten es die Arbeiter in ihrer trunkenen Entrüstung und Zerstörungswuth unternommen, Feuer an die Fabrik zu legen — den Ast abzusägen, auf dem sie Alle zusammen saßen?

Halb besinnungslos vor Wuth und Schreck riß er das Fenster auf und horchte hinaus. Er hörte fernen Feuerlärm. Die Feuerwehr rasselte durch die Straßen — es war kein Zweifel mehr, die Fabrik brannte, Sander & Sohn ging in Flammen auf. Die ungeheuren Vorräthe, die drohende Arbeitsstockung, die hungernden, beschäftigungslosen Arbeiter, die unerfüllten Lieferungsverträge — Alles schoß dem alten Mann am Fenster wie ein Fieberschauer durch das Hirn. Das war der Ruin!

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!“ kreischte er im tödtlichen Schrecken mit trockener Stimme. Dann stürzte er ohnmächtig auf den Boden hin.

Im Nu war Alles im Hause von Sander & Sohn auf den Beinen. Man lief und rannte hin und her, Trepp auf, Trepp ab, Frau Sander kam und kniete weinend bei ihrem Mann nieder. Man klingelte und horchte am Telephon

herum und brachte schließlich den Ohnmächtigen zu Bett. Weinend saß seine Frau neben ihm.

„Siegfried! Siegfried! Hörst Du mich? Es ist nicht die Fabrik, es ist nur die Villa Cäcilie, die in Flammen steht! Hörst Du es? Es ist Alles versichert."

Dutzende von Malen hatte sie das dem Konsul in die Ohren geschrien — ohne Erfolg. Steif, bleich, kalt lag er da, wie todt. Und der Arzt kam noch immer nicht. Endlich aber öffnete der Kranke die Augen doch wieder.

„Nicht die Fabrik?" fragte er schwach.

„Nein. Wir haben telephonisch angefragt. Es ist die Villa Cäcilie, die brennt."

„Gott sei Dank, daß das verfluchte Haus zu Grunde geht! Es ist die Ursache und Quelle alles Unglücks und all' unseres Jammers!"

(Fortsetzung folgt.)

Der wilde Jäger.

Humoreske von O. Wetterhausen.

Mit Illustrationen von R. Knötel.

(Nachdruck verboten.)

„Ferschke! — Ferschke!“

„Herr Lieutenant?“

„Zum Henker, wo steckst Du eigentlich? Schon eine halbe Stunde schrei' ich nach Dir. Bring' mir meinen Anzug und die Stiefel!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant, das darf ich nicht.“

„Wa—as? Du darfst' nicht? Kerl, was fällt Dir ein? Wer hat es Dir verboten?“

„Der Herr Lieutenant selbst haben gestern —“

„Was hab' ich gestern?“

„Herr Lieutenant haben gestern gesagt: ‚Ferschke! Der Herr Oberst hat mir fünf Tage Stubenarrest zudiktirt. Warum — das kümmert Dich nicht. Ferschke,‘ haben Herr Lieutenant gesagt, ‚ich muß die fünf Tage abbrummen. Kein Gott hilft mir davon ab. Aber ich kenn' mich, ich halt's nicht aus, bei diesem Prachtwetter fünf Tage in der Bude zu kuschen. Wenn's nach mir geht, kratz' ich aus. Werde ich aber dabei vom Alten erwischt, dann ist der Deibel los. Ferschke,‘ haben Herr Lieutenant gesagt, ‚bei Todesstrafe befehl' ich Dir, daß Du alle meine Anzüge und Stiefel einschließest und mir keinen Hosenknopf

herausrückst, wenn ich Dir auch noch so viel vorwinsele. Stopf' Dir meinetwegen Watte in die Ohren oder kleistere sie Dir mit Stiefelwichse zu, wie der selige Herr Dissens oder wie der Herr sonst hieß. Wenn Du Dich aber erweichen und mich entweichen läßt, und 's ein Malheur gibt, dann zieh' ich Dir bei lebendigem Leibe die Haut ab und laß mir ein Paar rindlederne Wasserstiebel daraus machen.'"

Lieutenant v. Jäger stand in einer als Hausrock benutzten Litewka und alten, abgetragenen Reithosen, die Hände in den Taschen, vor seinem Burschen und hörte schmunzelnd die lange Rede an.

„Aber, Ferschke," begann er dann mit verzweiflungsvollem Tonfall, „das war ja doch ein dummer Witz von mir. Ich nehme Alles zurück, das mit der Stiefelwichse und den Wasserkanonen zuerst. Nun mach' aber keine Geschichten! Mensch, kannst Du es über's Herz bringen, mich bei diesem Frühlingssonnenschein hundertzwanzig ewig lange Stunden hier eingesperrt zu sehen? Willst auch Du mich schlecht behandeln und mißverstehen, wie alle Anderen. Auch Du, mein Sohn Brutus?"

Auf dem biedern Gesicht des Burschen erschien eine verrätherische Röthe, welche bewies, wie schwer ihm der Kampf zwischen Pflichtgefühl und Neigung zu seinem Herrn wurde. Dann aber brach doch das Pflichtgefühl durch: „Herr Lieutenant, es geht nicht. Ich kann nicht."

„Ferschke, ist das Dein letztes Wort?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

„Rrraus!"

Ferschke war mit einem Satze aus der Thür.

Der junge Offizier ging mit großen Storchschritten, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, im Zimmer auf und ab. „So ein Kerl," sprach er laut zu sich selbst, „er thut's nicht, thut's wahrhaftig nicht! Mit seinem Willen komm' ich nicht 'raus und ohne den erst recht nicht; denn es ist

ja klar, daß dieser Sicherheitskommissar alles halbwegs anständige Zeug in den Schrank geschlossen hat und seine Schlüssel bewacht, wie so'n — so'n — na, wie heißt doch gleich das Biest aus'm Siegfried, zweiter Akt? Und in dem Räuberkostüm" — er maß sich mit einem kritischen Blick von oben bis unten — „kann ich doch nicht auf die Straße. Was thun? — Aha! Da kommt mir 'n Gedanke von Schiller. — Ferschke!"

Das besorgte Gesicht des Burschen erschien in dem Thürspalt: „Herr Lieutenant?"

„Ferschke, ich hab' mir's überlegt, ich bleibe da. Aber ganz auf dem Trockenen kann ich hier nicht sitzen. Hier hast Du Geld! Geh' nach der Weinhandlung und hol' mir zwei Pullen Rothspohn."

„Aber, Herr Lieutenant, es ist ja noch Wein im Keller."

„Egal! Willst Du, Halunke, wohl machen, daß Du wegkommst!"

Mit einem unsicheren Blick auf seinen Herrn trollte Ferschke ab, nicht ohne zuvor sich genau überzeugt zu haben, daß sämmtliche Schränke wohl verschlossen seien. Als seine Schritte im Hausflur verhallt waren, trat der Lieutenant schnell in das Vorzimmer. Ein Griff an die Schrankthüren überzeugte ihn, daß dieselben fest verschlossen waren. Aber ohne sich zu besinnen, packte er mit festem Griffe den ersten Schrank, rückte ihn mit der einen Seite von der Wand ab, drückte die dünne Hinterwand ein und entnahm durch die so entstandene Oeffnung einen hellen Sommeranzug, Hut, Stiefel — kurz, die ganze Ausrüstung eines civilen Gentlemans. In aller Eile trug er die Sachen in das Schlafzimmer, versteckte sie dort hinter dem großen Bett, schob dann, in das Vorzimmer zurückgekehrt, den Schrank in die vorige Stellung zurück und streckte sich mit befriedigtem Lächeln auf der Ottomane seines Wohnzimmers aus.

Es waren noch keine fünf Minuten vergangen, als der biedere Ferschke schweißtriefend, zwei silberverkapselte Flaschen unter dem Arm, wieder auf der Bildfläche erschien. Sein die Besorgniß um irgend etwas möglicherweise Passirtes widerspiegelndes Antlitz hellte sich jedoch



sofort auf, als er seinen Herrn so harmlos und voller Ruhe auf der Ottomane erblickte. Er hatte schon im Vorübergehen mißtrauisch die Schränke geprüft. Da sich aber alle in demselben wohlverwahrten Zustande befanden, in welchem er sie verlassen, so begann er an die Ehrlichkeit der Absichten seines Herrn zu glauben.

„Na, Ferschke, Du freust Dich wohl, daß ich ein so vernünftiger Kerl bin?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

„Gut, mein Sohn. So, jetzt stell' die Flaschen auf den Tisch, bring' mir ein Glas und dann laß mich gefälligst einige Stunden ungeschoren. Ich werde das ganze Elend verschlafen, wie der Dachs im Winterlager, und an meinen Pfoten saugen oder“ — ein Wink nach den Flaschen — „an den Dingern da. Vor Ablauf von vier Stunden bin ich für Besuch nicht zu sprechen, und Du störst mich auch nicht. Verstanden?“

Ferschke strahlte vor Vergnügen über seinen vernünftigen Herrn, brachte das befohlene Glas und verschwand. Kaum hatte die Thür sich hinter ihm geschlossen, als Lieutenant v. Jäger aufsprang und in das Schlafzimmer eilte. In wenigen Minuten hatte er den Anzug gewechselt und zeigte sich jetzt als vollendeter Gentleman. Er warf einen schnellen Blick in den Spiegel, nickte befriedigt, öffnete dann das Fenster des nach dem Hintergarten führenden Schlafzimmers und spähte nach allen Seiten hinaus. Nichts regte sich dort unten. Mit einem Schwunge stand er auf der Fensterbank, mit dem zweiten gelangte er auf das Dach der zum Erdgeschoß gehörigen Veranda und mit katzenartiger Behendigkeit war er im Nu auf dem Erdboden.

„So, da wären wir ja,“ schnarrte er vergnüglich. „Wohin aber nun?“

Er zog die Uhr aus der Tasche: „Fünf Minuten vor Drei. Ah, das paßt ja brillant! Um drei Uhr fährt der Dampfer nach Karolinenbad,“ — es war dies ein vielbesuchter, eine halbe Stunde flußaufwärts von dem Garnisonorte Irenstein gelegener Badeort — „dort wird sich dieser langweilige Nachmittag eher todtschlagen lassen.“

Gesagt, gethan! Auf den hinter dem Garten, der an das freie Feld grenzte, sich hinschlängelnden Fußsteigen erreichte er ungesehen den Anlegeplatz des Dampfers. Ein Blick überzeugte ihn, daß weder sein Oberst, noch sonst in

seine Arrestgeschichte eingeweihte Personen sich auf dem Fahrzeug befanden. Mit schnellen Schritten eilte er über den Landungssteg an Bord und verschwand in der bei dem herrlichen Wetter fast leeren Rauchkajüte.

Kaum hatte er sich dort niedergelassen, als auch schon der Dampfer vom Ufer abstieß und sich mit zunehmender Geschwindigkeit flußaufwärts in Bewegung setzte.

Jäger streckte behaglich die Beine von sich, steckte sich eine Cigarre an und vertiefte sich mit aller Seelenruhe in das mit großer Kunstfertigkeit von ihm betriebene Geschäft des Ringeblasens, welches er mit solcher Ausdauer fortsetzte, daß er überrascht aufblickte, als der Dampfer nach einer halbstündigen Fahrt an der Brücke von Karolinenbad anlegte.

Gemächlich ließ er die übrigen Fahrgäste aussteigen und verließ erst als Letzter das Schiff. Auf der langen, schmalen Brücke drängte und schob sich die Menge, theils Tagesausflügler, theils Badegäste, die sich mit Sack und Pack zu längerem Aufenthalte einfanden, dazwischen geschäftig umhereilende Dienstleute und neue Ankömmlinge, welche das nach kurzem Aufenthalte weiterfahrende Schiff benutzen wollten. Der Lieutenant ließ den Schwarm sich verlaufen und erst, als die Brücke allmälig anfing, sich zu leeren, wandte er sich dem Lande zu.

Da — o Himmel! Täuschten ihn seine Augen? Herrgott von Bentheim, was war das?! Am Kopfe der Brücke spazierte langsam, ihm den Rücken zuwendend eine hohe Gestalt in hellblauer Interimsuniform. Der Lieutenant kannte sie nur zu gut, diese Gestalt mit den kurzgeschorenen grauen Haaren, dem borstigen Schnurrbart und den blitzenden grauen Augen. Kein Zweifel! Es war sein Oberst.

Was thun? Der erste Gedanke war natürlich: zurück auf's Schiff! Aber das war leichter gedacht, als gethan; denn der Dampfer hatte bereits losgeworfen und schwamm

schon wieder in nicht mehr erreichbarer Entfernung pustend und schnaubend mitten im Strom. Jäger machte ein paar unfruchtbare, verzweifelte Armbewegungen nach dem schnöden Kahn hin. Aber die brachten den Ausreißer nicht zurück. Was thun, was thun?! In's Wasser springen? Durch Schwimmen sich retten? Ging auch nicht. Der dabei unvermeidliche Plumps würde erst recht die Aufmerksamkeit auf ihn lenken, und obendrein hatte er von jeher eine heillose Scheu vor Wasser in jeglicher unvermischter Gestalt. Mit Entsetzen sah der Unglückliche, wie der Oberst am Brückenkopf Kehrt machte und langsam auf ihn zukam.

„Samiel hilf!" keuchte der Lieutenant. „Ferschke, Ferschke, hätt' ich Dich nie verlassen!"

Da in höchster Noth fiel sein Blick auf eine junge Dame, die jedenfalls soeben mit dem Dampfer angekommen und anscheinend Jemand erwartend bisher auf der Brücke zurückgeblieben war, sich aber jetzt anschickte, dieselbe zu verlassen. In zwei Schritten stand Jäger neben ihr.

„Mein gnädiges Fräulein! Auf die Gefahr hin, zudringlich zu erscheinen, bitte ich Sie, nur auf fünf Minuten meine Begleitung und meinen Arm annehmen zu wollen."

Ein kühler Blick glitt an ihm herunter: „Mein Herr, was gibt Ihnen ein Recht . . .?"

„Die Jugend, meine Gnädige, die Jugend gibt mir das Recht, welcher wir Beide angehören. Ich begreife Ihre Entrüstung vollkommen und bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich trotzdem meine Bitte wiederhole. Noth kennt kein Gebot, mein Fräulein, und ich schreie aus tiefster Noth zu Ihnen. Sagen Sie: haben Sie einmal fünf Tage Stubenarrest gehabt und das bei solchem Prachtwetter? Ach, was frag' ich da! Aber, sehen Sie, ich habe die fünf Tage, meine Gnädige, das heißt ich soll sie haben bin aber ausgerissen und dort — sehen Sie den Herrn

dort mit dem blauen Rock, gegen den mir der Engel mit dem flammenden Schwert an der Paradiesespforte augenblicklich wie ein Waisenknabe vorkommt? — Der Herr ist mein Oberst. Seien Sie barmherzig, ich flehe Sie an."

„Mein Herr, ich begreife noch immer nicht, was ich mit Ihrem Arrest und Ihrem Oberst . . ."

„Sie werden Alles begreifen, meine Gnädige; ich werde Ihnen Alles beichten. Nur gestatten Sie mir einen Aufschub von fünf Minuten, bis ich dieser Scylla und Charybdis in einer Gestalt entronnen bin. Mein Wort, daß ich, falls Sie nur mit dem kleinen Finger winken, bescheiden um die nächste Straßenecke verschwinden werde."

Jäger hatte das lederne Reisetäschchen der jungen Dame ergriffen, ihren Plaid über den einen Arm geworfen und bot der noch ganz überrascht Dreinschauenden ritterlich den anderen. Ueberwunden von dem Ausdrucke ehrlicher Angst, der aus Blick und Wort des Unbekannten zu ihr sprach, legte die Dame nach kurzem Zögern ihre kleine Hand leicht auf seinen Arm, und nun steuerte das Paar mit schnellen Schritten auf den Obersten los. Die Brücke hatte sich allmälig ganz geleert, und es mußte jeden Augenblick das Auge des Obersten auf die sich Nähernden fallen.

Dem Lieutenant, der sich sonst vor nichts fürchtete, schlug doch in dieser unheimlichen Situation das Herz bis in die Kehle hinein; aber keine Muskel seines Gesichts verrieth die dahinter lagernde Spannung. Im Gegentheil, es gelang ihm, mit möglichst veränderter, tiefer Stimme ein lautes Gespräch mit seiner Begleiterin zu führen.

Jetzt waren sie auf sechs Schritte an den Obersten herangekommen. Ein gleichgiltiger Blick flog aus den grauen Augen zu ihnen herüber; dann folgte ein kurzes Auffahren, ein zweiter, jetzt aber stechend scharfer Blick. Der Oberst blieb stehen, fuhr mit der Hand in die Brust-

klappe seines Ueberrocks, riß ein Monokle heraus und warf dies mit einem Ruck in die Augenhöhle.

„Ah," stieß er, für die Vorüberschreitenden hörbar, „das ist stark!"

Er machte einen Schritt auf den Lieutenant zu. Da hörte er plötzlich eine tiefe, ihm völlig fremde Stimme aus dessen Munde hervortönen: „Ja, glauben Sie, meine Gnädige, wir Reisenden sind die geplagtesten Leute auf Gottes Erdboden —"

Das war allerdings nicht Lieutenant v. Jäger's Stimme. Aber diese frappante Aehnlichkeit in Gestalt, Gesicht, Haarschnitt. Nein! Es konnte kein Zweifel sein: Die Stimme war einfach eine verstellte — warte nur, Bursche, warte!

„Herr Lieutenant!" dröhnte der markige Baß des Regimentskommandeurs.

Keine Wimper zuckte in dem gleichgiltig dreinschauenden Gesichte v. Jäger's; aber er fühlte, wie die auf seinem Arm ruhende kleine Hand leicht zuckte, und hörte ein leises Stimmchen: „Es hilft nichts. Er hat Sie erkannt. Sie sind verloren."

„Noch nicht," flüsterte er und fuhr mit lauter Stimme in der Unterhaltung fort. Da hörte er plötzlich schnelle Schritte hinter sich, eine schwere Männerhand legte sich auf seinen linken Arm, und die vor Zorn heisere Stimme seines Chefs klang in sein Ohr: „Herr Lieutenant, was bedeutet dies Possenspiel? Wollen Sie mir gefälligst erklären . . ."

Jäger blickte mit vorzüglich gespieltem, unverschämtem Erstaunen an der Gestalt des Obersten hinunter: „Erlauben Sie, mein Herr, Sie irren scheinbar in der Person. Ich habe nicht die Ehre, Lieutenant zu sein. Gestatten Sie" — er lüftete höflich den Hut — „August Schröder, Vertreter des Hauses Neumeyer & Comp., Cigarren-Import. Wenn Sie vielleicht 'mal Bedarf haben, so erl—"*)

*) Siehe das Titelbild.

Der Oberst war förmlich zurückgeprallt. Kirschroth im Gesichte vor Wuth stieß er die Worte hervor: „Nein! So etwas ist mir aber noch nicht vorgekommen.“

Doch unverblüfft erwiederte mit verbindlichem Lächeln der Pseudoreisende: „Ja, es kommen in der That frappante Aehnlichkeiten vor. Ich habe die Ehre!“ und mit vollendetem Anstande den Hut lüftend, drehte Herr August Schröder sich kurz um, reichte seiner Dame den Arm, den diese vor Schreck freigegeben hatte, und ließ den verdutzten Obersten stehen.

Ungehindert setzten die Beiden ihren Weg fort und entschwanden bei der nächsten Ecke dem Gesichtskreise des ihnen Nachstarrenden.

Dann aber brach bei ihnen das Bewußtsein von der Komik der Situation durch, und sie brachen in ein schallendes Gelächter aus.

„Das muß man sagen,“ fand die junge Dame endlich Worte, „Sie verstehen es trotz eines Münchhausen, sich beim Schopfe aus der Patsche zu ziehen. Sie sind ja ein ganz gefährlicher Schwindelmeier.“

„Meine Gnädige,“ versetzte Jäger heiter, „in der Noth frißt der Deibel Fliegen. Und wer heutzutage ehrlich durch die Welt will, muß eben betrügen.“

„Sieh', sieh', das sind ja nette Grundsätze. Aber würden Sie vielleicht jetzt die Güte haben, mir die versprochene Erklärung dieses Auftritts zu geben?“

Der junge Offizier beeilte sich, dieser Aufforderung nachzukommen. Er schilderte in der ihm zu Gebote stehenden humoristischen Weise die Vorgänge des Nachmittags, seinen Kampf mit dem biederen Ferschke, seine heimliche Flucht durch das Fenster, den heillosen Schrecken beim Anblick des Obersten — „nun, das Weitere, mein gnädiges Fräulein, kennen Sie ja aus eigenster Anschauung.“

Er war gerade bei diesem Schlusse angelangt, als die

junge Dame seinen Arm fahren ließ, und mit allen Zeichen der Freude einem des Wegs kommenden älteren Herrn entgegenflog.

„Vater, lieber Vater!“

„Sieh da, mein liebes Kind! Schon angekommen? Ich hatte mich leider verspätet und konnte Dich somit nicht am Dampfer erwarten,“ tönte die Stimme des Neuangekommenen, der durch seine hohe Gestalt und straffe Haltung trotz der civilen Kleidung den Eindruck eines alten Soldaten machte. „Aber, wie ich sehe, hast Du des männlichen Schutzes nicht entbehrt;“ — er deutete fragend mit den Augen auf den soeben herantretenden Herrn — „darf ich Dich bitten, mich dem Herrn vorzustellen, der sich Deiner so ritterlich angenommen hat?“

Eine leichte Verlegenheit malte sich auf den Zügen der jungen Dame. An eine förmliche Vorstellung hatte weder sie, noch ihr Begleiter bisher gedacht. Dann aber zuckte es schalkhaft um ihren kleinen, reizenden Mund und mit komischer Grandezza sagte sie: „Herr August Schröder, Vertreter der Cigarrenfirma Neumeyer & Comp. —“

Ueberrascht und fragend schaute der alte Herr auf; aber Herr v. Jäger beeilte sich, der eigenthümlichen Lage ein Ende zu machen.

„Verzeihung, mein Fräulein,“ fiel er ein, „das war ja nur eine Aushilfe, wie Sie wissen. Erlauben Sie, daß ich das bisher unerhörter Weise Versäumte nachhole.“ Und den Hut abnehmend, stellte er sich mit eleganter Verbeugung gegen Vater und Tochter vor: „v. Jäger, Premierlieutenant im xten Dragonerregiment.“

Ein schneller Blick wurde zwischen Vater und Tochter gewechselt. „Ah,“ machte die Letztere, und der Schalk blitzte aus ihren Augen, „das ist interessant. Der ‚wilde Jäger‘ also?“

„So? Sie kennen mich?“ frug der Lieutenant, ohne

sich im Mindesten durch die eigenthümliche Betonung der letzten Worte getroffen zu fühlen, während der alte Herr fragend die beiden jungen Leutchen ansah.

„Nicht von Person, wie Sie wissen," war die schelmische Erwiederung, „sondern leider nur dem Rufe nach."

„O, ich Unglücklicher!" seufzte Jäger in komischer Verzweiflung. „Da kennen Sie mich gerade von meiner unvortheilhaftesten Seite. Aber, mein gnädiges Fräulein, wenn ich auch den lieben Nächsten den Namen des ‚wilden' Jägers verdanke, so bin ich doch — glauben Sie mir — einer von denjenigen Wilden, welche ‚bessere Menschen' sind."

„Aber, bitte, meine Herrschaften," mischte sich jetzt der alte Herr in das Gespräch, „wollen Sie die Güte haben, mich etwas näher in Ihre Geschichten einzuweihen. Ich komme mir wahrhaftig vor wie im Tollhaus."

„Mit Vergnügen," wandte sich Jäger an ihn. „Sie haben den gerechtesten Anspruch darauf, der Dritte im Bunde zu sein. Sehen Sie, Ihr Fräulein Tochter hatte soeben die Güte, mir einen außerordentlich großen Dienst zu leisten, nämlich —" und er erzählte mit drastischen Worten seine Geschichte.

Auf den Zügen des alten Herrn erschien ein ganz unbestimmter Ausdruck. Bald zuckte es bei den drolligen Schilderungen des Lieutenants wie von verhaltenem Lachen um seinen Mund, bald zeigte sich eine tiefe Falte zwischen den Augenbrauen. Jäger, der eigentlich mehr an seine liebenswürdige Partnerin, als an ihren Vater seine Worte richtete, bemerkte nichts von alledem.

„Sehen Sie," schloß er heiter seine Beichte, „es ist für Unsereinen, der in der Front zu allen Rüffeln der Herren Chefs stets das M—, o, verzeihen Sie — ich meine: den Mund halten und ungezählte Nasen jeden Kalibers einstecken muß — für uns, sage ich, ist es stets ein Hoch-

genuß, wenn man so einem gewaltigen Herrn 'mal eine tüchtige Nase drehen kann."

„Aber, hören Sie!" fuhr der alte Herr plötzlich auf, „das sind mir schöne Geschichten. Was glauben Sie —"

Weiter kam er nicht, denn das junge Mädchen hatte schnell seinen Arm ergriffen und diesen mit vielsagendem Drucke pressend, flüsterte sie leise: „Still, Väterchen, bitte, bitte!" Und schnell das Gespräch auf ein anderes Thema lenkend, rief sie lachend: „Ich glaube gar, böse Beispiele verderben gute Sitten. Jetzt lassen wir uns von Ihnen lange Geschichten erzählen und versäumen ebenfalls, Ihnen zu erklären, wer wir sind." Und bevor noch der Vater das Wort zu nehmen Zeit fand, stellte sie vor: „Ich habe das Vergnügen, Ihnen meinen lieben Vater vorzustellen, Herrn Gutsbesitzer Tonndorf aus Pommern, einen der berühmtesten Landwirthe und Viehzüchter des neunzehnten Jahrhunderts."

Während der Lieutenant sich höflich verbeugte, maß der alte Herr sein Töchterlein mit einem halb mißbilligenden Blick; aber vor dem schelmischen Augenzwinkern in ihrem Gesichte brach er in ein heiteres Lachen aus.

„Und hier, Herr Lieutenant," vollendete er die Vorstellung, „mein Töchterlein, Fräulein Käthe Tonndorf, die größte Geflügelzüchterin Deutschlands, besonders eine hervorragende Kapazität auf dem Gebiete der ‚Entenzucht'."

„Ich bin trostlos, mein Fräulein," versetzte Herr v. Jäger lachend, „Ihnen auf dieses Gebiet nicht folgen zu können. Die einzigste Vogelgattung, mit der ich mich bisher eingehender beschäftigt habe, ist die Gans, und sie kenne ich auch nur gebraten aus den Menus der Messe und in Balltoilette aus den Thee-dansants von Irenstein."

„Pfui, Herr Lieutenant, das war boshaft."

„Ach, meine Gnädige, die Irensteiner Gänschen und Gänschenmütter sind noch viel, viel boshafter. Ich hab's

am eigenen Leibe erfahren. Doch verlassen wir lieber das geflügelte Gebiet. Ich erkläre mich Ihnen gegenüber von vornherein für besiegt. Mit Ihrem Herrn Vater würde ich schon eher, vertrauend auf den dem Kavalleristen angeborenen Pferdeverstand, eine Lanze zu brechen wagen."

„Bedauere unendlich, meinerseits auf dies Turnier verzichten zu müssen," wehrte Tonndorf lachend ab. „Meine viehzüchterischen Versuche beschränken sich auf Rind- und edles Borstenvieh."

„So? Also so ein norddeutscher Zsupan? Na, auch nicht schlecht!" und lustig trällerte Jäger die bekannte Melodie aus dem „Zigeunerbaron":

„Mein Ideal, mein Lebenszweck
Ist Borstenvieh, ist Schweinespeck."

Die harmlose Art und Weise, in welcher der junge Offizier auch seine etwas gewagten Scherze vorzubringen verstand, war weit davon entfernt, verletzend zu wirken. Sein lustiges Wesen schien im Gegentheil die beiden Zuhörer außerordentlich zu amüsiren, und der Herr Gutsbesitzer bewies dies seinerseits dadurch, daß er den Lieutenant aufforderte, sich ihnen anzuschließen, was dieser selbstverständlich mit Vergnügen annahm. Man begab sich in einen der an dem terrassenförmig aufsteigenden Ufer des Flusses gelegenen Biergärten und unterhielt sich dort in angeregtester Weise.

„Sagen Sie doch, Herr Lieutenant," wandte sich im Laufe der Unterhaltung die junge Dame an Jäger, „Sie sind ja mit Ihrer Beichte gar nicht zu Ende gekommen oder vielmehr zum Anfang. Sie sind uns entschieden noch die Erklärung über den Grund Ihres bösen Stubenarrestes schuldig."

„Mein Fräulein, erlassen Sie mir —"

„Nein, nein, geschenkt wird nichts. Ich habe übrigens

in Irenstein, wo ich mich gerade einen Tag zum Besuche einer Tante aufhielt, schon so ein Vögelchen singen hören. Also, nur heraus mit der Sprache."

„Wenn Sie befehlen, darf ich natürlich die Ihrerseits mir geleistete Hilfe nicht mit Undank vergelten. Die Sache ist übrigens furchtbar harmlos. Wie schon öfter, hat mir auch hier mein ästhetisches Zartgefühl einen Streich gespielt. Sehen Sie: da stellt neulich der sogenannte Verschönerungsverein in Irenstein einen großartigen Springbrunnen auf dem Marktplatze auf, für dessen Kosten schon den ganzen vorigen Winter gesammelt, vorgetragen, getanzt, Bazar abgehalten und Gott weiß, was sonst noch war. Natürlich so ein Ding nach der schönen, alten, hergebrachten Schablone mit einem halben Dutzend sich in allen möglichen und unmöglichen Stellungen räkelnder Quellnymphen und Wasserjungfrauen. Mich jammern natürlich die armen Würmer. Ich kaufe also bei einem Trödler die von den Irenstein'schen Damen nach Schluß der letzten Ballsaison abgelegten Kleider auf und in einer linddnftigen Maiennacht spiele ich die Kammerzofe bei der Gesellschaft. Mein Unstern will, daß der Herr ‚Nachtrath' in dieser Nacht zufällig nicht schläft, und mich erwischt, als ich gerade der Obernymphe die abgelegte Haube der Frau Bürgermeisterin aufsetze. Der Kerl war weder vernünftigen Vorstellungen, noch Ueberredungskünsten in greifbarer Gestalt zugänglich, zeigte mich dem Regimente an, und da der Herr Oberst erklärte, mein Maß sei jetzt voll — der Herr hat nämlich die unangenehme Gewohnheit, alle in Irenstein passirenden dummen Streiche mir auf's Kerbholz zu schneiden — so wurde meine Freiheit den nach Rache schreienden Irensteiner Spießbürgern auf fünf Tage zum Opfer gebracht."

Die beiden Zuhörer lachten von Herzen und Jäger wollte gerade die von der langen Rede trocken gewordene

Kehle mit dem vor ihm stehenden kühlen Naß anfeuchten, als er plötzlich eine eigenartige, hellblaue Lichtempfindung im rechten Auge verspürte. Der Richtung dieses Eindrucks folgend, stockte ihm plötzlich der Athem und unverwandt starrte er auf die in hundert Schritten Entfernung vorüberführende Straße. „Um Gottes willen," rief er halblaut, „dort, sehen Sie — mein Oberst."

Vater und Tochter folgten dem Blick seiner Augen. Richtig! Dort auf dem Rücksitze der im Zuckeltrabe echter Droschkengäule vorüberrollenden Droschke saß mit finsterem Blick der Oberst. Und in demselben Augenblick wandte dieser den Kopf, sah herüber, und ein teuflisches Lächeln glitt beim Anblick des Lieutenants über sein Gesicht.

Wie elektrisirt sprang Herr v. Jäger auf, als der Wagen vorüber war, rannte an die Gartenpforte und schaute dem Gefährt nach. „Kein Zweifel," rief er dann, eiligst zurückkehrend, „er hat den Weg nach Irenstein eingeschlagen. Ich bin ein verlorener Mensch, wenn ich nicht eher dort eintreffe, als er. Denn, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er Verdacht geschöpft, sich eine Droschke aufgegabelt hat und mich in meiner Wohnung aufsuchen will."

„Teufel auch," rief der Gutsbesitzer, „das ist eine fatale Lage für Sie. Ich möchte nicht in Ihrer Haut stecken. Was gedenken Sie zu thun?"

„Ja, wenn ich eine Ahnung hätte," versicherte der Lieutenant in ehrlicher Verzweiflung. „Ihm nachfahren, das geht nicht. Denn, wenn ich wirklich in fünf Minuten einen zweiten Wagen auftreibe, so kann ich an ihm ja nicht vorbeifahren, ohne gesehen zu werden. Es führt nur eine Fahrstraße von hier nach Irenstein. Aber, halt! Da fällt mir ein: diese Straße macht wegen der ausgedehnten Wiesen einen großen Bogen. Wenn ich am Flusse entlang laufe, so kürze ich den Weg um ein Drittel ab. Ich muß mich auf die Schnelligkeit meiner Füße verlassen. Meine

Herrschaften, so schwer es mir wird, auf das Vergnügen Ihrer Gesellschaft verzichten zu müssen, hier geht die Pflicht vor. Sie müssen mich entschuldigen. Ich darf keine Sekunde verlieren."

Er verbeugte sich und stürmte davon.

„Viel Glück auf den Weg!" rief ihm das junge Mädchen nach, als er gerade aus der Pforte hinauseilte. Sie hatte das Glas erhoben, und schaute mit leuchtendem Blicke der Gestalt des Davoneilenden nach.

Jäger wandte sich bei dem freundlichen Gruße noch einmal um. „Ich danke Ihnen," rief er mit warmem Ton, „möge Ihr freundlicher Wunsch mir das Gelingen bringen!"

In eilenden Schritten erreichte er die sich weit in's Land hineinziehende Wiese, an deren äußerstem Rande, wie ein grauer Strich, sich die nach Irenstein führende Chaussee hinzog. Eine auf ihr schwebende Staubwolke zeigte ihm, daß der Wagen des Obersten bereits einen tüchtigen Vorsprung gewonnen hatte. Der Lieutenant ging zum Laufschritt über. Aber bald versagte ihm der Athem; der Schweiß lief stromweise von seiner Stirn. Er mußte einen Augenblick stehen bleiben, um Luft zu schöpfen. „Ein Pferd!" keuchte er verzweiflungsvoll mit den Worten König Richard's III.: „Ein Pferd! Ein Königreich für'n Pferd!"

Da gewahrte er plötzlich zur rechten Seite des sich durch die Wiese windenden Fußsteiges hinter einem Weidenbusch friedlich grasend einen Schimmel, einen jämmerlichen, abgetriebenen Gaul, dem die Rippen fast durch das vom Sielendruck abgeschabte Fell guckten. Aber ein Renner edelsten Geblüts hätte ihm unter gewöhnlichen Umständen keinen solchen Freudenruf entlocken können, wie jener elende Klepper in diesem Augenblick. In der Nähe des grasenden Pferdes bemerkte er jetzt den mit dem Heuwenden

beschäftigten Eigenthümer. In drei Sätzen war Jäger an dessen Seite.

„Sie," schrie er den ganz verblüfft Dareinschauenden an, „was kostet der Gaul?"

Der Mann blieb, wohl in der Annahme, daß sich der Ankömmling einen Witz mit ihm erlauben wolle, die Antwort schuldig.

„Hören Sie nicht, Menschenskind? Ich frage Sie, was Ihr Pferd da kostet?"



Der Arbeitende stützte den Rechen auf die Erde: „Sie kaufen's mir ja doch nicht ab, Herr. Wozu also —"

„Natürlich kauf ich's. Was wollen Sie haben? Und Jäger riß das wohlgefüllte Portemonnaie aus der Tasche.

„Nun," meinte der Andere, allmälig von der ehrlichen Kaufabsicht sich überzeugend, „hundert Mark ist der Schimmel unter Brüdern werth."

Der Lieutenant riß einen Hundertmarkschein aus der Börse und drückte ihn dem Manne in die Hand. Mochte auch das Thier mit dem halben Preise überreichlich bezahlt sein, was machte ihm das?

In einigen Augenblicken war das Pferd seines Geschirres entledigt; Jäger sprang mit einem Satz auf den blanken Rücken, ergriff die Trense, setzte dem Gaul die Hacken in die Seiten, und dahin ging's über die Wiese. Der Lieutenant merkte bald, daß er einen alten ausrangirten Kavalleriegaul unter sich hatte; willig folgte das Thier allen Hilfen des gewandten Reiters und warf die steifen Beine mit einer bei seinem ehrwürdigen Alter geradezu beängstigenden Hast durcheinander. Jäger, der das Gelände in stundenweiter Entfernung von Jxenstein von den Felddienstübungen her wie seine Westentasche kannte, steuerte auf dem nächsten Wege auf sein Ziel los. In zwanzig Minuten langte er vor der Garnisonstadt an, da, wo die von Karolinenbad herführende Chaussee die ersten Häuser erreichte. Ein Blick nach rückwärts ließ ihn erkennen, daß die das Gefährt des Obersten noch immer umhüllende Staubwolke gerade auf dem nächsten Hügel erschien.

Mit einigen Galopsprüngen war er über die Straße und ritt auf dem bei seinem Weggange benutzten Fußsteige dem Hintergarten seines Hauses zu. Hundert Schritte von diesem entfernt sprang er vom Pferde, band das Thier an einen Baum und eilte durch den Garten zu der Veranda. In drei Klimmzügen war er auf dem Dache derselben, mit zwei weiteren in seinem Schlafzimmer, und nun flogen seine Kleider in rasender Hast von seinem Leibe unter das Bett. Die Stiefel ausziehen, in Litewka und Reithosen fahren, war das Werk einer halben Minute, und im nächsten Augenblick lag er anscheinend in friedlichem Schlummer auf der Ottomane.

Es waren noch keine zwei Minuten vergangen, als schwere Schritte die Treppe herauf stapften. Die Thür zum Vorzimmer wurde aufgerissen, und Jäger hörte die wuthschnaubende Stimme des Obersten den ahnungslos dort sitzenden Burschen anbrüllen: „Wo ist der Lieutenant v. Jäger?"

„Dort im Zimmer, Herr Oberst," war die hervorgestammelte Entgegnung des zu Tode erschrockenen Ferschke.

„Kerl, Du lügst!" schrie der Oberst, fuhr auf die Zimmerthür los und riß diese auf. Aber, wie von der Tarantel gestochen prallte der gestrenge Kommandeur zurück und taumelte fast dem hinter ihm stehenden Ferschke in die Arme. Was war das?! Dort auf der Ottomane lag friedlich schlummernd eine Gestalt in Litewka und Reithosen!

„He — Herr — Herr Lieutenant!"

Jäger fuhr, wie aus tiefstem Schlafe aufgeschreckt empor, rieb sich mit den Handrücken die Augen, stand dann plötzlich in straff-militärischer Haltung da: „Ah, Verzeihung, Herr Oberst! Was verschafft mir die Ehre?"

Der Oberst hatte abwehrend die Hände erhoben, als sähe er ein Gespenst vor sich. Erst allmälig kam ihm die Sprache wieder; die Zornesader auf seiner Stirn schwoll gefährlich an.

„Sind Sie mit dem Satan im Bunde, Herr Lieutenant? Vor kaum einer halben Stunde habe ich Sie noch in Karolinenbad gesehen und jetzt sind Sie hier? Kopf und Kragen will ich verwetten, wenn Sie's nicht waren. Herrrrr! Was nehmen Sie sich heraus?"

„Aber, Herr Oberst," klang mit größter Harmlosigkeit die Antwort, „ich bitte sehr. Ich bin, wie Sie sehen, zu Hause, bin nicht aus dem Zimmer gewesen."

„Schweigen Sie!" donnerte der Oberst. „Bin ich ein altes Weib, das nicht mehr unterscheiden kann, was es vor Augen hat? Bin ich von Sinnen? Bin ich verrückt?"

Jäger zuckte boshaft mit den Schultern und antwortete nicht.

Wüthend drehte der Oberst sich um. „Kommen Sie her, Kerl," schrie er auf Ferschke ein. „Hierher! Dicht

heran! Reden Sie die Wahrheit oder ich — ich — schicke Sie auf Festung. Ist der Herr Lieutenant zu Hause gewesen?"

„Jawohl, Herr Oberst," erwiederte Ferschke, dem Kommandeur fest und gerade in's Auge blickend.



„Das ist nicht wahr, sag' ich Dir!" schrie der Oberst.

„Zu Befehl, doch, Herr Oberst," entgegnete treuherzig der Bursche, und mit strahlendem Antlitz setzte er hinzu: „Der Herr Lieutenant können ja gar nicht aus gewesen sein, denn ich habe ja sein ganzes Zeug in die Schränke gepackt und die Schlüssel hab' ich seit gestern Mittag in

der Tasche.“ Und mit der Miene ehrlichsten Triumphes zog der biedere Ferschke ein gewaltiges Schlüsselbund aus der Tasche.

Der Oberst schaute mit einem unbeschreiblichen Gesicht bald auf die Schlüssel, bald auf die beiden vor ihm Stehenden; schließlich schüttelte er energisch den Kopf.

„Und dennoch glaub' ich's nicht. Mag der Schein für Sie sein, Herr Lieutenant, meine Ueberzeugung ist gegen Sie. Nehmen Sie sich in Acht! Diesmal ist's Ihnen geglückt. Ein zweites Mal sprechen wir uns anders.“ Und mit grimmigem Lächeln setzte er hinzu: „Jedenfalls wird mir dieser Vorfall Veranlassung geben, mich in den noch übrigen vier Tagen Ihres Arrestes öfters nach Ihrem Befinden zu erkundigen.“

Damit stapfte er hinaus.

Kaum war er außer Hörweite, so warf der Lieutenant v. Jäger sich mit unbändigem Gelächter auf den nächsten Stuhl. „Ferschke,“ rief er dem noch ganz verständnißlos ihn anstarrenden Burschen zu, „Ferschke, Du bist ein famoser Kerl! Aber gelogen hast Du, Halunke, doch! Hörst Du? Du hast Deinem Obersten die Jacke voll gelogen. Marsch! Scher' Dich in mein Schlafzimmer. Hol' den Anzug unter meinem Bette 'raus und mach' ihn rein. Und, Ferschke, die Hinterwand des großen Schrankes mußt Du leimen lassen. Sie ist zerbrochen. Jeder Hansnarr kann ja da hinein langen und sich die feinsten Anzüge herausholen. Und noch Eines! Hinter unserem Garten lauert ein armer Schimmel auf Dich. Bring' den alten Herrn zum nächsten Pferdehändler und sieh zu, wieviel Du für ihn bekommst. Aber wenn Du, Schwerenöther, Dich unterstehst und mir mein Schlachtroß an unseren Fleischer verkaufst, schneid' ich Dir die Ohren ab. Verstanden?“

In dem Kopf des braven Ferschke dämmerte ein Licht-

strahl des Verständnisses auf. „O, Herr Lieutenant," begann er.

„Still! Schnabel halten, mein Junge! Wenn Du mir über die Geschichte ein einziges Wörtchen verlierst, nagle ich Dir Dein Plappermaul mit Hufnägeln zu. Die Sache bleibt unter uns. Hörst Du?"

— — — — — — — — — — — —

Bei dem einmal geweckten Mißtrauen seines Kommandeurs durfte Lieutenant v. Jäger nicht wagen, die Wohnung abermals zu verlassen. Aber wenn er auch den Muth dazu gefunden hätte, so würde doch der treue Ferschke, welcher seinen geliebten Herrn mit Argusaugen bewachte, jeden Versuch vereitelt haben. Andererseits aber sorgte der Bursche nach seiner Weise auf's Beste für die Unterhaltung seines Gebieters. Jede Neuigkeit, die in der Stadt oder im Regiment sich ereignete, trug er mit Bienenfleiß heim. Und es kamen wirklich Neuigkeiten vor, welche dem Offizier das Unangenehme seiner Abgeschlossenheit von der Außenwelt empfindlich zum Bewußtsein brachten.

So war am Tage nach der oben erzählten Geschichte von Karolinenbad der vor einigen Wochen neu ernannte Brigadekommandeur, Generalmajor v. Lanckwitz, zum ersten Male von der Hauptstadt nach Izenstein gekommen, hatte das Dragonerregiment alarmirt, eine große Uebung abgehalten und sich später beim Mahle im Offizierkasino sämmtliche Offiziere vorstellen lassen.

Jäger wartete während dieses Tages fieberhaft auf einen Befehl zum Erscheinen. Vergebens! Entweder vermißte man ihn gar nicht oder, was noch schlimmer war, der Oberst hatte sein Fernbleiben erklärt und sein ganzes Sündenregister verrathen. Eine verwünschte Geschichte!

Das Einzige, was als Lichtblick in die Trübseligkeit dieser Tage hineinfiel, war der Gedanke an ein liebes, süßes Mädchenangesicht mit großen, blauen, mitleidvollen Augen.

Der letzte Eindruck, den der Lieutenant von diesem holdseligen Bilde gewonnen, haftete ihm unauslöschlich im Gedächtniß; im Wachen und im Traume sah er Käthe Tonndorf vor sich und hörte den Klang ihrer frischen Stimme: „Viel Glück auf den Weg!"

Schon am Abend des ereignißreichen Tages von Karolinenbad hatte er einen kurzen Brief geschrieben, in dem er ihr und ihrem Vater den guten Ausgang seines Streiches meldete. Er hatte, da er vermuthete, daß das Paar längeren Aufenthalt in dem Badeorte genommen haben könne, den Brief an „Herrn Gutsbesitzer Tonndorf aus Pommern, zur Zeit Karolinenbad" gerichtet. Doch schon am nächsten Tage war das Schreiben mit dem Postvermerk „Adressat unbekannt" als unbestellbar zurückgekommen. Ein zweiter, im Vertrauen auf die oft gerühmte Findigkeit der Stephansjünger „an Herrn ꝛc. in Pommern" gerichteter Brief hatte ein gleiches Schicksal. Jäger machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er seine Gesellschafter verlassen habe, ohne sich ihre genaue Adresse auszubitten, und erging sich in den kühnsten Plänen darüber, wie er sie ermitteln könne. Aber, bevor er nach dieser Richtung hin zu einem Entschlusse kam, trat ein anderes Ereigniß ein, welches vorläufig seine Thätigkeit vollauf in Anspruch nehmen sollte.

Als sich der Lieutenant nämlich am Tage nach Ablauf des Stubenarrestes vorschriftsmäßig bei dem Obersten meldete, hieß ihn der gestrenge Herr einen Augenblick warten, trat an seinen Schreibtisch, suchte unter den dort liegenden Papieren ein umfangreiches Heft hervor, um welches ein weißer Bogen geschlagen war, und las:

„Euer Hochwohlgeboren erhalten beifolgend den im Kriegsministerium ausgearbeiteten Entwurf einer neuen Felddienstordnung für die Kavallerie. Es ist nach Allerhöchster Bestimmung mit der kritischen Prüfung des Entwurfs und der Einbringung etwaiger Abänderungsvorschläge in jedem

Regimente ein befähigter Offizier zu betrauen, welcher das Ergebniß seiner Prüfung in einem eingehenden Berichte darzulegen und letzteren binnen vierzehn Tagen durch Ihre Vermittlung an mich einzureichen hat. Euer Hochwohlgeboren wollen mit der vorgeschriebenen Prüfung den Premierlieutenant v. Jäger beauftragen.

v. Landwitz,

Generalmajor und Brigadekommandeur."

Der Oberst hatte den letzten Satz mit erhobener Stimme vorgelesen und schaute jetzt mit spöttischem Blicke den ganz erstaunt dastehenden Offizier an.

„Das ist ja ein sehr ehrenvoller Auftrag für Sie," begann er wieder, Jenem das Schriftstück einhändigend, „und ich bin in der That begierig, wie Sie sich damit abfinden werden. Ich weiß nicht, welchem Umstande Sie es verdanken, in den Augen des Herrn Generals als ein ‚befähigter' Offizier zu erscheinen. Ich bin wahrhaftig nicht Schuld daran, denn ich habe bisher leider nur Gelegenheit gehabt, Ihre Befähigung auf anderen Gebieten kennen zu lernen."

Jäger war dunkelroth geworden bei diesen harten Worten. Er hatte eine Entgegnung auf der Zunge, drängte sie aber in dem plötzlich in seinem Innern auftauchenden, beschämenden Bewußtsein der Berechtigung solcher Vorwürfe zurück und verabschiedete sich wortlos mit einer kurzen Verbeugung.

Von diesem Augenblick an ging mit ihm eine auffallende Veränderung vor. Er, der sonst keinen Abend zu Hause verbracht hatte, ging nicht aus dem Zimmer; oft bis zum grauenden Morgen sah man den Schein seiner Studirlampe durch's Fenster auf die Straße fallen. Ganze Berge von Büchern und Zeitschriften der militärischen Literatur häuften sich vor ihm auf. Wortkarg ging der sonst als unermüdlicher Fabrikant von „Kasernenhofblüthen" Bekannte jetzt auf dem Exerzierplatze umher. Nur ein einziges Mal riß er sich in den vierzehn Tagen, die ihm zur Auf-

stellung seines Berichts gegeben waren, auf einige Nachmittagsstunden von seinem Schreibtische los, um nach Karolinenbad zu fahren und dort Nachforschungen nach dem Gutsbesitzer Tonndorf und seinem Töchterlein anzustellen, die jedoch völlig ergebnißlos blieben.

Noch einen Tag vor Ablauf der Frist überreichte Jäger dem geringschätzig lächelnden Obersten seine Arbeit, die dieser schweigend entgegennahm, um sie dem Brigadekommando zu übermitteln. —

Der Sommer rückte inzwischen heran. Die Regimentsvorstellung stand unmittelbar vor der Thür, und es herrschte deshalb in der Garnison ein fieberhaftes Leben und Treiben. Am Tage vor der Vorstellung wollte das Unglück, daß der Rittmeister der dritten Schwadron bei einer Attacke stürzte und das Schlüsselbein brach. Dem Lieutenant v. Jäger fiel die Führung der Schwadron zu. Die Verantwortung, welche er damit übernahm, lastete doch recht schwer auf seiner Seele, um so mehr, als er immer noch nicht wußte, wie der Herr Generalmajor die zweifellos zu seinen Ohren gekommene Arrestgeschichte und außerdem den Bericht über die Felddienstordnung aufgenommen habe.

Am Morgen der Vorstellung war Jäger der Erste, der mit seiner Schwadron auf dem Platze erschien. Mit kritischem Blicke prüfte er jeden Rockknopf, jeden Riemen; ermahnend und aufmunternd ritt er zwischen den Reihen umher. Und dann kam endlich der große Augenblick, in dessen Erinnerung sogar noch jedes alte Soldatenherz höher schlägt: die Schwadronen in Regimentsfront schnurgerade aufgestellt, Standarten und Lanzenfähnchen lustig im Morgenwinde flatternd, die Musik am rechten Flügel helle Fanfaren in die Luft schmetternd.

„Augen rechts!“ tönte das Kommando und mit einem Ruck flogen die Köpfe herum, der heransprengenden, glänzen-

den Reiterschaar entgegen, an deren Spitze, die Brust mit Orden übersäet, der General ritt.

„Guten Morgen, Dragoner!"

„Guten Morgen, Herr General!"

Beim Klange der Stimme war Lieutenant v. Jäger jäh zusammengefahren. Starr heftete sich sein Auge auf den Brigadekommandeur — die hohe Gestalt, das Gesicht, der graumelirte Vollbart und dann diese Stimme — es war kein Zweifel!

„Himmel!" ächzte er, wie vernichtet, „mein Zsupan! Das ist eine schöne Geschichte! Hätt' ich einen Bogen Papier in der Tasche, ich würde sofort mein Abschiedsgesuch aufsetzen. So aber heißt's: sich zusammennehmen."

Der General sprengte heran. Straff richtete sich Herr v. Jäger im Sattel empor. Ohne mit einer Wimper zu zucken, blickte er dem Kommandeur fest in's Auge und senkte den Säbel. Der General grüßte; aber kein Zeichen des Erkennens erschien auf seinem Gesicht.

„Gott sei Dank," murmelte der Offizier, „er erkennt mich nicht wieder."

Das Regiment nahm Aufstellung zum Parademarsch. Jäger ritt noch einmal die Front seiner Schwadron ab. „Kerls," rief er halblaut, „wenn ihr heute zeigt, was ihr könnt, wenn Alles klappt, sollt ihr heute Abend so viel Bier zu trinken bekommen, als ihr wollt."

Ein frohes Aufleuchten auf allen Gesichtern bewies, daß seine Worte nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen waren.

Dann begann der Parademarsch. Zugweise, in Eskadronsfront, in Regimentskolonne, im Schritt, Trab und Galop defilirten die Dragoner vor dem Brigadier. An den Parademarsch schloß sich das Schul- und Gefechtsexerzieren. Ein aufmerksamer Beobachter hätte erkennen können, daß sich das Hauptaugenmerk des Generals auf die dritte Schwadron

richtete. Und, was er da sah, schien ihn anscheinend durchaus zu befriedigen, denn mehr als einmal nickte er wohlgefällig mit dem Kopfe. Eine glänzend gerittene Attacke beschloß die Vorstellung.

Dann erscholl der Offiziersruf. Von allen Seiten stoben die Offiziere heran und nahmen im Kreise Aufstellung um den General, der sich in einer längeren Kritik über den befriedigenden Ausfall der Vorstellung äußerte. Zum Schlusse wandte er sich an den Lieutenant v. Jäger. Dieser mußte all' seinen Muth zusammennehmen, um dem Oberkommandirenden gerade in's Auge schauen zu können.

„Herr Lieutenant v. Jäger," begann der General, „an Sie möchte ich noch besonders einige Worte richten."

„Jetzt geht's los," dachte Jäger. „Unglück, geh' deinen Gang!"

„Ihre Schwadron, Herr Lieutenant, hat mir durch die schneidige Führung, wie durch die vorzüglichen Bewegungen besonders gefallen. Ich spreche Ihnen meine volle Befriedigung darüber aus. Gleichzeitig aber benutze ich diese Gelegenheit, um Ihnen die angenehme Mittheilung zu machen, daß Ihre neulich gelieferte Arbeit über den Entwurf der Felddienstordnung nicht allein meine Anerkennung, sondern auch die der höheren Instanzen gefunden hat."

Der General führte seine Worte noch weiter aus, aber Herr v. Jäger hörte nichts mehr. Das ganze Paradefeld schien sich um ihn zu drehen, und die soeben vernommenen Worte brausten wie Jubelhymnen in seinen Ohren. Er vermochte kein Wort zu finden, um seiner tiefen, ehrlichen Freude Ausdruck zu geben, sondern brachte nur mit Mühe eine stumme Verbeugung zu Stande.

Auch auf dem Nachhausewege blieb er gegen seine Gewohnheit schweigsam, als alle Kameraden an ihn herankamen und mit warmen Worten beglückwünschten.

Erst nach dem im Kasino dem General zu Ehren ver-

anstalteten Festmahle fand Jäger Gelegenheit, dem Generalmajor seinen Dank auszusprechen. Da führte der hohe Herr ihn auf die Seite und flüsterte ihm ein paar Worte in's Ohr: „Uebrigens, was macht Herr August Schröder von der Firma Neumeyer u. Comp., Herr Lieutenant?"

Der Gefragte richtete sich empor und sah offen und ehrlich dem Kommandeur in's Auge: „Todt ist er, Herr General, todt und begraben und der ‚wilde Jäger' mit ihm."

„Bravo!" war die herzliche Entgegnung, und der General faßte mit der Rechten die Hand des jungen Offiziers und legte ihm mit freundlichem Drucke die Linke auf die Schulter. „Bravo! Das war ein ehrliches Versprechen, welches ein ganzes Schock leichtsinniger Streiche aufwiegt! Uebrigens — ich habe noch eine Bestellung an Sie von Fräulein Käthe Tonndorf."

Ueberrascht fuhr Jäger empor: „Also die junge Dame war nicht Ihr Fräulein Tochter, Herr General?"

„Doch, doch, Herr Lieutenant! Fräulein Käthe v. Landwitz, Tochter des Generalmajors und Gutsbesitzers v. Landwitz auf Landwitz und Tonndorf."

„Ah, jetzt begreife ich. Und die Bestellung?"

„Nun, die junge Dame läßt Ihnen einen Gruß entbieten und Sie fragen, ob Sie nicht einmal Lust hätten, sich ihre Entenzucht an Ort und Stelle anzusehen."

Jäger lachte fröhlich auf: „Einmal, Herr General, habe ich eine ihrer fettesten Enten schwimmen lassen; zu einem zweiten Versuche verspüre ich wahrlich wenig Lust. Aber, wenn's ohne die Enten geht, so würde ich mich glücklich schätzen, mit Ihrer gütigen Erlaubniß die Bekanntschaft erneuern zu können."

— — — — — — — — — — — — —

Die Geschichte vom „wilden" Jäger wäre eigentlich damit zu Ende. Vom „gezähmten" und fürderhin wirklich ganz „zahmen Jäger" aber, der im Laufe des auf unsere Ge-

schichte folgenden Winters als Adjutant zum Brigadestab versetzt wurde, gelangte im Frühjahr an seinen früheren Obersten folgendes Schreiben:

„Hochwohlgeborner Herr, Hochgeehrter Herr Oberst!

Ich habe die Ehre und das unbeschreibliche Glück, Ihnen meine heute erfolgte Verlobung mit Fräulein Käthe v. Lanckwitz, dem Töchterchen unseres verehrten Herrn Brigadekommandeurs, meines jetzigen Chefs, mittheilen zu können. Mein Bräutchen behauptet, Ihnen nicht so unbekannt zu sein, wie Sie vielleicht annehmen möchten. Sie will Ihnen im verflossenen Frühling in Karolinenbad am Arme eines Herrn, Namens August Schröder, begegnet sein, der — nach Ihrer damaligen Behauptung — mir zum Verwechseln ähnlich gesehen haben soll. Mein Bräutchen bittet Sie, genannten p. p. Schröder — er soll auch unter dem Namen, ‚der wilde Jäger' allerhand dumme Streiche gemacht haben — mit Rücksicht darauf, daß er längst zu einem besseren Leben erwacht ist, nicht zu zürnen. Ich schließe mich dem aus vollstem Herzen an und bitte Sie, Herr Oberst, über das schwer belastete Konto jenes Herrn in Ihrem Schuldbuche einen dicken Strich zu ziehen und ihm auch in Ihrem Herzen alle Thorheiten zu vergeben, die er aus langer Weile begangen hat, so lange er die aus ehrlicher Arbeit erwachsende Befriedigung nicht kennen gelernt hatte. Sollten Sie diese Bitte erfüllen, so werden nie aufhören Ihrer Güte dankbar zu gedenken Ihre

Rudolph v. Jäger und —
Käthe v. Lanckwitz."

Sommerfäden.

Novelle von E. Merk.

(Nachdruck verboten.)

1.

Die Villa lag, unberührt von dem Feiertagstreiben, das draußen die Ufer des Starnberger See's überfluthete, in schöner Morgenstille. Die Vögel flatterten ungestört durch die Zweige; ein paar kecke Spatzen suchten auf der Terrasse, auf welcher noch der Frühstückstisch gedeckt stand, nach zu Boden gefallenen Brodkrümchen. Auf den hellbesonnten Kieswegen wiegte sich der Schatten der frischbelaubten, vom Ostwind bewegten Sträucher und Bäume.

Ab und zu fuhr ein Dampfer vorüber, dicht mit Menschen beladen. Fahnen flatterten, Musikklänge rauschten über den See hin; oder man hörte den Ruderschlag eines Kahnes, das Lachen und Singen vergnügter Pfingstausflügler.

Darauf wurde es wieder ganz still. Nur das Plätschern an den Ufersteinen dauerte fort und das maienhafte Gejubel in den Zweigen. Die kleinen Bürgersleute, die Ladenmädchen und Arbeiterinnen, die ihr Weg an dem Garten vorüberführte, blieben wohl neugierig stehen und schauten mit neidischer Bewunderung durch das hohe Eisengitter, das an der Straße das Besitzthum umfriedete.

Diese arbeitsmüden Menschen, die nur für einen kurzen

Festtag der Stadt entrinnen durften, die das Grün der Wälder und Wiesen, das Glitzern des Wassers, den weiten blauen Frühlingshimmel wie Wunder anstaunten, mochten freilich glauben, hier müsse das Glück zu Hause sein, unter diesen grünen Bäumen, diesen duftenden Blüthen, in diesen luftigen Zimmern. Sie konnten ja nicht tiefer hineinschauen, nicht in die Schattenwinkel blicken.

Auf dem einzigen Flecke, zu dem heute keine Sonne und keine Wärme drang, in dem fast leeren, tempelartigen Pavillon, der an den Nachbarsgarten angrenzte und von dem ein Steintreppchen zum See hinabführte, saß der Besitzer der Villa mit tiefgesenktem Haupt in finsterem Brüten. Der kühle, stille Raum war vor Jahren als heimlicher Dichterwinkel für ihn eingerichtet und mit pompejanischen Fresken ausgeschmückt worden. Nun waren die Farben verblaßt; der Kalk bröckelte von den Wänden herab. Nun wurden in seinem Dichterheiligthum die Gartenmöbel aufbewahrt. Um ganz unbelauscht seiner düsteren Stimmung nachhängen zu können, war er in den Pavillon geflüchtet, in den sonst nie Jemand den Fuß setzte.

Er fuhr auch erschrocken und unwillig auf, als er in seiner Nähe einen Schritt hörte, und eine junge Stimme rief:

„Ah, hier bist Du, Papa! Warum hier? Es ist doch viel schöner draußen!"

Seine Hände tasteten unwillkürlich nach dem grauen Packet, das vor ihm lag; und er schob mit einer scheuen Bewegung den halb geöffneten Umschlag auf einen Stuhl, in's Dunkle.

Im nächsten Moment wurde die Thür geöffnet und forschende, bestürzte Augen blickten ihm in das vergrämte Gesicht.

„Was hast Du, Papa? Um Gottes willen! Warum siehst Du so verstört aus? Ist irgend etwas geschehen?"

„Nichts — nichts, Gina! Laß mich nur allein. Wo ist die Mutter?"

Mit nervöser Unruhe, ja mit einem Ausdruck der Angst blickte er in den Garten hinaus, und seine Verlegenheit und Erregung wichen erst, als die Tochter erwiederte:

„O, Mama kommt nicht hierher. Sie stürzt sich heute in große Toilette und macht wieder einmal Besuch da drüben bei den Nachbarn. — Ich bleibe zu Hause."

Der trotzige Ton, in welchem sie die letzten Worte sagte, ließ vermuthen, daß in diesem Entschlusse ein Widerspruch gegen den Willen der Mutter lag. In dieser Stimmung kam auch der energische Zug um ihren Mund besonders zur Geltung.

Die ganze stolze, hohe Erscheinung des Mädchens machte einen ungewöhnlichen Eindruck. Es lag viel Kraft in dem in großen Linien gezeichneten Gesicht, in der das weibliche Mittelmaß überragenden Gestalt. Tadellos schön waren die dunklen Augen, die nur um so leuchtender wirkten unter den breiten, geschwungenen Brauen und dem weichen, dichten Gelock über der Stirne. Tadellos schön war auch ihr Wuchs, wenigstens für Künstleraugen, welche unter dem modischen Kostüm die vollendeten Formen erriethen. Sie war zu groß, zu stattlich, zu walkürenhaft für die Stoffüberladung und Künsteleien, mit welchen die überzarten, überschlanken modernen Dämchen erst zur Geltung kommen. Ein griechisches Gewand würde für Gina gepaßt haben. Man sah es ihr auch an, daß sie nicht eitel war, sich nicht um den herrschenden Geschmack kümmerte, wenigstens nicht in dieser ländlichen Abgeschiedenheit, sich rücksichtslos Sonne und Seewind aussetzte, und sich Hände und Gesicht bräunen ließ.

Der Anblick des blühenden Mädchens schien die tiefe Melancholie zu verscheuchen, die sich des Mannes in seiner Einsamkeit bemächtigt hatte. Und als sie ihn nun wieder

frug: „Bitte, Vater, sag' mir, warum Du so verstimmt bist? Es muß doch einen besonderen Grund haben?" da hatte er schon wieder die Kraft, mit einem gewissen Humor zu antworten:

„Ach, mein Kind, eine alte Geschichte. Sie haben mir nämlich wieder einmal ein Stück zurückgeschickt, das ich eingereicht hatte. Ich war so dumm, nach Jahren wieder einmal einen Versuch zu machen. Es geschieht mir also ganz recht. Warum kann man nicht lernen, es zu lassen? Warum holt man sich neue Enttäuschungen, neuen Katzenjammer?"

„Du hattest wieder ein Stück geschrieben, Vater?" rief Gina mit glühendem Interesse. „O, ich darf es lesen, nicht wahr? Du weißt ja, wie mir Deine Sachen gefallen! Bitte, bitte, wo ist das neue Stück? Siehst Du, das ist so eine Feiertagsfreude nach meinem Sinn, wenn ich was Neues von Dir zu lesen habe!"

„Hier liegt der Krempel — ein Packet Papier!" erwiederte er, auf den grauen Umschlag deutend, mit einem bitteren Aufseufzen.

Gina aber entfaltete in ungeduldiger Hast die Blätter, ließ sich auf die Steinstufen nieder und war bald so vertieft in das Lesen, daß sie die Augen gar nicht emporhob, als der Dampfer mit dem blitzenden Löwen am Bug vorüberrauschte.

„Ach, diese schönen, schönen Verse!" rief sie plötzlich, ein paar Zeilen laut vor sich hinsprechend. „O, wenn ich diese Heldin spielen dürfte! Weißt Du, Vater, daß ich durchaus nicht begreife, wie die Menschen so blind sein können! Das Stück müßte ja wirken! Eine solche Frauenrolle! Mir sollte nur einmal solch' eine machthabende Persönlichkeit vom Theater in den Weg kommen, ein Intendant oder ein Direktor! Ich wollte ihm meine Meinung sagen über seinen Geschmack! Was für albernes

Zeug sie in diesem Winter aufgeführt haben! Und diese großen, neuen Gedanken sollen in kein Ohr klingen, kein Herz erschüttern dürfen! Es ist ungerecht, es ist dumm!"

Ihre Augen sprühten zornige Blitze, ihre Wangen glühten, und der verbitterte Mann, der längst den Glauben an sich begraben hatte, ließ sich durchströmen von ihrer jugendlichen Begeisterung, wie von neuer Lebenskraft, und schaute mit gerührter Dankbarkeit in das lebhaft bewegte, ausdrucksvolle Gesicht seiner Tochter.

„Du urtheilst nicht objektiv; Du nimmst zu leidenschaftlich für mich Partei," sagte er, bescheiden den Kopf schüttelnd. „Ach, wenn alle Menschen meine Werke mit Deinen Augen sehen würden, Kind!" fügte er dann mit einem leisen Zittern der Stimme hinzu und strich ihr mit der Hand über die heißen Wangen und über das dunkle Haar.

Es war ihr wie ein Moment des Glücks, wie sie in dem stillen Winkelchen am See saß, umspielt von Sonnenlichtern, umweht von der köstlichen Luft, und dabei fühlte, daß sie in dieser Stunde wirklich eine Vertraute und Trösterin für den Vater sei, den sie mit der ganzen Wärme ihrer Natur verehrte.

Eine heiße, mächtige Empfindung durchströmte ihre junge Seele mit leidenschaftlicher Gewalt: sie hätte in diesem Augenblicke ihr Leben gering geachtet, wenn sie mit irgend einer großen That dem Vater Erfolg und Ruhm zu erringen vermocht hätte.

„Gina," sagte er nach einer Weile mit scheu abgewendetem Gesicht. „Deine Mutter braucht nichts von dieser Niederlage zu hören. Du weißt —"

Er sprach den Satz nicht zu Ende. Gina frug auch nicht. Sie verstand, was er sagen wollte. Seit sie zu denken und zu beobachten angefangen, hatte sie gefühlt, daß ihre Eltern nicht so vertraut und herzlich zu einander

standen, wie andere, und mit dem frühreifen Ernst eines einzigen, viel sich selbst überlassenen Kindes über die Ursachen nachgegrübelt, bis sie sie halb und halb errathen hatte.

„Aber mir darfst Du nichts vorenthalten, Vater! Versprichst Du es mir?" bat sie. „Mir erzählst Du Alles, nicht wahr?"

„Ja, mein Kind — wenn wir allein sind, wie heute. Es ist wie eine kranke Stelle — Du darfst sie berühren — alle anderen Hände schmerzen unerträglich."

Andere Hände schmerzen!

Es war das tiefste Leid seines Herzens, das in diesem Geständnisse lag — das Elend seiner Ehe. Einmal, vor langen Jahren, hatte ihn das Glück, wie in einer übermüthigen Laune, in die Höhe geschnellt, um ihn bald darauf erbarmungslos herabsinken zu lassen.

Damals war Alexander Hauberg ein junger Postbeamter gewesen, ohne Vermögen, ohne Familie. Aber er hatte sein erstes Stück „Ella" unter dem Pseudonym „Ludwig vom See" eingereicht. Es war aufgeführt und mit großem Beifall aufgenommen, mit dauerndem Erfolge wiederholt worden.

Von einem Tage zum andern hatte er sich in eine Persönlichkeit verwandelt, die auf Anerkennung, auf Bedeutung in der Gesellschaft Anspruch erheben durfte. Er hätte sich nur zu nennen brauchen, um geehrt, gefeiert zu werden. Einstweilen aber wollte er noch unbekannt bleiben; nur vor einer Einzigen vermochte er die Ueberfülle seines Glückes nicht zu verbergen — vor der schönen, schlanken Hausgenossin, die er schon lange im Stillen verehrt, auf die er schon manches Gedicht gemacht hatte, wenn er von seinem Zimmer im vierten Stock auf ihren Balkon herabblickte, während sie ihre Blumen pflegte, die Tauben fütterte oder zuweilen auch ganz unthätig in die blaue

Luft schaute. Er war kaum von ihr beachtet worden. Sie war ein sehr wohlhabendes Mädchen; dem Vater gehörte das elegante Haus, in dem sie wohnten. Und er war bis jetzt ja ein ganz unbedeutender Mensch gewesen, der in seinem kleinen Zimmer da oben nur von Ruhm und Erfolg träumte.

Aber nach einem Theaterabend — sein Stück wurde nun schon zum sechsten Male gegeben, und er hatte nicht umhin gekonnt, sich wieder an dem köstlichen Geräusch des Beifallklatschens zu berauschen — traf er mit Adele an dem Hausthore zusammen. Sie war eben, im eleganten Mantel, mit dem Opernglase in der Hand, aus einem Wagen gesprungen. Ihre Wangen glühten, ihre Augen glänzten feuriger als sonst; sie befand sich in jener Nervenerregung, in welche manche Naturen durch die Theaterluft versetzt werden. In ihrem heißen Bedürfniß noch über den eben gehabten Eindruck zu sprechen, ließ sie es nicht bei dem üblichen höflichen Gruße bewenden.

„Sie haben sich auch ‚Ella' angesehen, Herr Hauberg?" sagte sie, während sie nebeneinander durch den hellbeleuchteten Flur schritten. „Nicht wahr, ein prächtiges Stück, ein großer Erfolg!"

Wie stolz er sich in all' diesen Tagen gefühlt, dieser Triumph dünkte ihm der schönste, beglückendste, der ihm zu Theil geworden war.

„Das Stück hat Ihnen also gefallen, Fräulein?" erwiederte er und fügte dann mit einem unwillkürlichen Zittern der Stimme hinzu: „Ihr Lob ist mir der köstlichste Lohn; ich danke Ihnen! Denn Ihnen will ich es gestehen — es ist mein Stück! Ich habe es geschrieben."

Einen Moment starrte sie ihn ungläubig an; dann aber ging's wie ein Aufleuchten über ihre Züge. Im Triumph führte sie ihn zu den Eltern. Er mußte bei ihnen bleiben, seinen Triumph bei ihnen feiern. In stür-

mischer Hast erzählte sie, wie man geklatscht, gejubelt, mit welch' brennendem Interesse man sich gefragt hatte, wer der Verfasser nur sein möge.

Die Eltern, die schon ein wenig eingenickt gewesen waren, schauten mit großen, verwunderten Augen, halb verlegen, halb geschmeichelt, auf den jungen Miethsmann, von dem ihre Tochter solche Wunderdinge erzählte. Papa Seeberger aber freute sich über jede Gelegenheit, eine gute Flasche aus seinem Keller holen lassen zu können, und seine Gattin schleppte aus der Speisekammer die leckersten Dinge herbei. Adele's Augen aber hingen voll Bewunderung, Staunen und Stolz an dem Mann, der von der Bühne herab ihr Herz so wundersam bewegt hatte, und der nun neben ihr saß, schüchtern fast, dankbar, ja mit einem Ausdruck verliebter Ergebenheit, die ein Mädchen ohne Bekenntniß fühlt und erräth.

Diese unverhohlene Frauengunst, die ihm zum ersten Male zu Theil wurde, rüttelte in ihm alle Lebensgeister wach. Er war sonst nicht gewandt in der Rede. Aber an diesem Abende gerieth er schließlich in eine jener gehobenen Stimmungen, in welcher die Denkkraft des Gehirns sich verdoppelt zu haben scheint, in welcher, wie aus geheimnißvollem Quell, den Lippen Worte, Wendungen, Gedankenblitze zuströmen, die eine mitfortreißende, bezwingende Gewalt über die Gemüther besitzen. Adele's Eltern verstanden nur wenig von dem, was Alexander sprach. Um so mehr staunten sie ihn an, um so mehr erschien er ihnen als „großer Mann“. Für die einfachen, kleinbürgerlichen Leute mit ihrem engen Horizont war er ein Mensch aus einer anderen Welt. Gerade deshalb aber schlug ihm das Herz der Tochter so heiß entgegen: sie hatte sich ja aus ihrer Welt seit Jahren fortgesehnt.

Vater und Mutter Seeberger erging es, wie so manchen anderen Eltern, die mit altfränkischer Geduld ein be-

trächtliches Vermögen erarbeitet, erspart, zusammengehäuft haben: ihre Kinder, die in anderen Verhältnissen, in einer anderen Bildungsatmosphäre aufgewachsen sind, streben mit Ansprüchen, welche die Alten nicht verstehen, über ihre schlicht bürgerliche, einfache Lebensführung hinaus.

Die Eltern hatten bis vor wenigen Jahren, in ihrem an einer der Hauptverkehrsstraßen Münchens gelegenen Laden für Stickereien und Wollwaaren, ihre Kunden selbst bedient. Ihr Sohn und Nachfolger dünkte sich zu vornehm für das offene Geschäft, das sich als eine wahre Goldgrube erwiesen. Er hatte es verpachtet, um sich in großhändlerische Unternehmungen einzulassen.

Auch die Tochter verachtete die Kreise und Gewohnheiten, in welchen sich die Eltern wohl fühlten. Mit glühendem Ehrgeiz verlangte sie nach einer höheren sozialen Stellung, nach dem Eintritt in bessere, vornehmere Gesellschaft.

Alexander schien ihr an diesem Abend als das verkörperte Ideal ihrer Träume. Sie sah ihn in der Zukunft als gefeierten Dichter, dem die Menge zujubelte, dessen Name in ganz Deutschland, ja über die Grenzen der Heimath hinaus einen guten Klang hatte, dessen Bild die großen Zeitungen brachten, um dessen Autograph sich die Sammler bewarben.

Es war ihr, als nähme sie heute schon Theil an seinem Sieg, als fühlte sie sich jetzt schon selber gehoben durch die Glorie, die von ihm ausstrahlen würde auf das Weib, das er liebte.

Am anderen Morgen schickte sie ihm einen Lorbeerkranz mit einem huldigenden Citat aus Schiller auf der weißen Schleife. Er antwortete mit einem Gedicht. Die Grüße, die Briefe flogen nun treppauf, treppab. Wie unter schwüler, tropischer Sonne wuchs ihre Liebe in wenigen Tagen empor, geweckt durch den glänzenden Hauch

des Erfolgs, genährt durch die ehrgeizigen Zukunftshoffnungen.

Eine Woche nach jener entscheidenden Begegnung am Hausthore waren sie schon verlobt. Man beglückwünschte Alexander zu der Braut und zu dem Bühnentreffer, denn es war natürlich, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, allen Freunden und Verwandten der Familie mitgetheilt worden, welch' angehende Berühmtheit der junge Postbeamte sei.

In dem Jubel und der Weinbegeisterung des Verlobungstages, an welchem dem alten Seeberger von allen Seiten zugeraunt wurde: „Ein Theaterdichter! Das ist ein famoses Geschäft heutzutage. Man glaubt kaum, was für Summen diese Herren verdienen!" hatte Adele ihrem Vater das Versprechen abgeschmeichelt, ihr auf dem Grundstück am Starnbergersee, das ihm zu eigen war, eine Villa zu bauen. Alexander, der bisher sehr bescheiden gelebt hatte, erschien sich wie ein Märchenprinz. Er erntete für sein Stück in der That so viel Gold, daß er lächelnd auf seine kleine Stellung, sein kleines Gehalt verzichtete. In der ganzen Umgebung seiner Braut lauschte man seinen Worten wie Orakelsprüchen; Alles, was er that, galt für klug und bedeutend. Seine ganze Person war wie verklärt von dem Erfolg, der auch den Leuten imponirte, die für Theater und Dichtkunst kein Interesse haben, aber Alles bewundern, was sich in klingende Münze umsetzen läßt.

Und endlich zog er mit der jungen Frau, die ihn mit glückstrahlenden Augen anblickte, die sich an zarten, huldigenden Aufmerksamkeiten überbot, in die reizende Villa an dem schönen See.

Zwanzig Jahre waren es nun, seit sie in seligem Hochzeitsjubel die Villa betreten haben. Aber von all' den Erwartungen, Plänen, Wünschen, von denen sie damals getragen worden waren, hatte sich nichts erfüllt — nichts.

Und mit den entschwindenden Illusionen war auch die Liebe, die so rasch emporgewachsene Liebe, fortgeflattert, verwelkt und gestorben in immer neuen Enttäuschungen.

Das Interesse des Publikums an dem Schauspiel „Ella" hatte sich seltsamer Weise schnell vermindert und verflüchtigt, nachdem das Räthsel des Pseudonyms gelöst worden war. Das Stück verschwand vom Repertoire. Ein zweites, das Hauberg unter seinem Namen einreichte, gelangte wohl zur Aufführung, wurde aber gleichgiltig aufgenommen. Verschiedene Kritiker traten nun hervor, die auch an „Ella" bedeutende Schwächen zu rügen wußten. Ja, ein schadenfroher Journalist, der den Lesern seiner Zeitung gerne pikante Bosheiten auftischte, behauptete, an dem vielgerühmten Schauspiele sei eigentlich nur das Pseudonym ein meisterhafter Wurf gewesen. Man habe, da die Handlung in Hofkreisen spielte, unter dem „Ludwig vom See" eine hochstehende Persönlichkeit vermuthet und durch seinen Beifall seiner loyalen Gesinnung Ausdruck geben wollen.

Ein anderes, im Fieber der Empörung, in schlaflosen Nächten verfaßtes Lustspiel, von dem Alexander sich das Beste versprach, wurde von dem Bühnenleiter abgelehnt. Schlimmer aber als der Mißerfolg war der Umschwung zu ertragen, der sich in dem Verhalten seiner Frau bemerkbar machte. Er liebte Adele mit allen Fibern seines treuen, warmen Herzens. Von ihr erwartete er Trost; sie sollte, sie mußte an ihn glauben, sie, die Verständnißvolle, Begeisterte! Sein Stück, das sie entzückt, war ja nicht anders geworden, seine Leistungen, an denen sie so freudigen Antheil genommen, waren dieselben geblieben, auch wenn die Gunst des Publikums sich von ihm abgewendet hatte.

Aber in ihren Augen las er erst vorwurfsvolle Zweifel, dann eine immer bitterer werdende Anklage, schließlich eine feindselige Verachtung, als sei er ein Betrüger, der sie absichtlich getäuscht und beschwindelt hätte.

Ihre Eltern ließen es nicht bei stummer Geringschätzung bewenden. Es kam zu peinlichen Auftritten, bei welchen ihre ganze kleinliche Gewinnsucht, ihr Groll auf den Höhergebildeten, vor dessen Erfolg sie anfänglich eine ehrerbietige Scheu gehabt hatten, zum Ausdruck gelangte. Den alten Leuten konnte er ihre sich steigernde Gereiztheit nicht einmal verdenken. Sie hatten Unglück mit ihren Kindern. Auch der Sohn machte ihnen schweren Kummer und riß ihnen das mühevoll erworbene Vermögen mit ein paar verfehlten Spekulationen aus den Händen. Als sie starben, blieb Adele nur noch ein bescheidener Wohlstand von dem Reichthum zurück, in dem sie sich einst gewiegt hatte.

Alexander nahm eine Redakteurstelle an einer Zeitung an; er schrieb auch Feuilletons, einfache, stille Geschichten, die ihr kleines Publikum hatten, ohne Aufsehen zu erregen. Er war ein Arbeiter mit der Feder geworden — kein berühmter Mann. Seine Frau frug nicht mehr nach seinen Plänen; sie las keine Zeile, die er schrieb. Er war zu stolz, um ihre Liebe zu erbetteln. Er wußte ja nun, daß er ihr als Mensch, ohne den trügerischen Nimbus, in dem sie ihn ein Jahr lang gesehen hatte, nichts bedeutete. Die Berühmtheit aber, an der allein ihre Seele hing, vermochte er ihr nicht zu Füßen zu legen, und wenn er sich auch Tag und Nacht das Gehirn zermarterte. Er traf nicht mehr in's Schwarze, wie er sich mühte. Schließlich war er auch viel zu muthlos und zaghaft geworden, um sich mit einer neuen Arbeit herauszuwagen.

So hatten sie sich im Laufe der Jahre immer weiter von einander entfernt. Sie wohnten in einem Hause, sie aßen an einem Tische, aber sie gehörten nur zusammen durch die Tochter. Jedes führte sein eigenes Dasein allein und verschlossen und über ihrer Ehe herrschte ein freudloser, kühler, öder Frieden, unter dem Alexander tiefer litt als seine Frau. Sie war keine weiche, empfindsame Natur

und besaß noch immer die Kraft zu neuen schönen Erwartungen für die Zukunft. Gina sollte erringen, was ihr versagt geblieben war. Gina sollte einmal einen berühmten Namen tragen oder doch eine bedeutende gesellschaftliche Stellung einnehmen.

Freilich, die herbe Art des Mädchens machte ihr Sorge. Ihre Tochter durfte selbstbewußt auftreten; ja gewiß. Aber Gina zeigte nach der Ansicht der Mutter ihren Stolz immer an unrechter Stelle. Mit allen einfachen Menschen, selbst mit den schlichten Bauersleuten, plauderte sie freundlich und liebenswürdig, als wären sie Ihresgleichen. Sie kannte kein Standesbewußtsein und keinen Bildungshochmuth, den Adele doch sehr berechtigt gefunden hätte. Aber sobald es sich darum handelte, einer höher stehenden Persönlichkeit den Hof zu machen, sich durch besondere Aufmerksamkeiten den Eintritt in vornehme Kreise zu verschaffen, war auf Gina nicht zu rechnen. Gerade dann, wenn die Mutter bescheidenes Entgegenkommen, einschmeichelndes Benehmen am Platze gefunden hätte, trug das Mädchen den Kopf am höchsten, zog sich entweder ganz zurück oder zeigte sich schroff und ablehnend.

Da waren zum Beispiel ihre Nachbarn, die Familie des Geheimraths v. Drey. Diese gehörte zu den angesehensten Familien Münchens. Die Frau vom Hause war die Tochter eines namhaften Gelehrten, der Vater des Geheimraths hatte unter König Ludwig I. eine bevorzugte Stellung eingenommen, und dem Sohne war die Gunst des gegenwärtigen Regenten stets treu geblieben. Die vornehmsten Persönlichkeiten verkehrten in dem gastfreundlichen Hause; es galt für ein werthvolles Zeugniß gesellschaftlicher Unantastbarkeit, in diesen geselligen Kreis hereingezogen zu werden. Adele ließ es denn auch an keiner Zuvorkommenheit gegen die Nachbarn fehlen. Um jeden Preis wollte sie durch die sommerliche Annäherung vertraulichere Be-

ziehungen anbahnen, die ihrem Ehrgeiz entsprachen und auch für Gina nur vortheilhaft sein konnten.

Frau v. Drey war eine zu gebildete und gewandte Dame, um die Freundlichkeit, die ihr von Adele erwiesen wurde, nicht mit tadelloser Höflichkeit zu erwiedern. Aber die feinfühlige Gina hatte doch die Empfindung, als läge ein gutes Theil Herablassung in dem liebenswürdigen Lächeln, in dem gütigen Verhalten der Dame, als demüthige sich ihre Mutter vor diesen fremden Menschen, die in ihrem vornehmen Dünkel die Tochter der kleinen Geschäftsleute doch nicht für voll gelten ließen. Das genügte, um die stolze, leicht verletzbare Seele des Mädchens zu empören und sie in eine trotzige Zurückhaltung hineinzuzwingen.

— — — — — — — — — — — —

„Es ist unverantwortlich, daß Du nicht mitgekommen bist, Gina!" sagte Adele, als sie des Mittags in ihrem elegantesten Anzuge von ihrem Besuche bei Dreys zurückkehrte, während die Tochter noch in ihrem weißen Hauskleide auf der Veranda saß und sich der wonnigen Ruhe freute. „Frau Geheimrath war wieder außerordentlich freundlich. Sie hat sich auch nach Deinem Befinden erkundigt."

„Sehr gütig," erwiederte Gina mit einer kleinen spöttischen Verbeugung. „Darauf fing sie natürlich sofort an von ihren Söhnen zu sprechen und deren Vortrefflichkeit zu preisen. Ich kenne das. Man sitzt dann immer ganz verlegen da. Widerspruch wäre natürlich unhöflich; bei lebhafter Zustimmung aber dächte sie zweifelsohne, man sei in eines dieser Musterexemplare verliebt."

„Unsinn, Gina. Wie kommst Du auf solche Gedanken?"

„Aber ich bitte Dich, Mama: Mütter mit Söhnen sehen ja doch in jedem Mädchen eine Feindin, die ihnen ihr Kleinod rauben möchte. Sie bilden sich immer so etwas ein. Unsere verehrte Nachbarin obendrein ist ja ganz vernarrt in ihre Jungens."

„Jungens!" tadelte die Mutter. „Es klingt wirklich komisch, wenn Du sie so nennst. Besonders den einen, den Hans, diesen großen, bärtigen Menschen. Von ihm war übrigens diesmal nicht die Rede, denn er war anwesend, eben zurückgekehrt von der großen Reise nach Italien und Spanien. Er sieht sehr gebräunt, eigentlich verschönt aus. Seine Laune scheint noch immer vortrefflich zu sein. Uebrigens hat er mir höfliche Empfehlungen an Dich mitgegeben."

Eine leichte Röthe war in die Wangen des Mädchens gestiegen und hatte sich immer weiter verbreitet und immer mehr vertieft.

Wie um ihre Verwirrung zu verbergen, sprang Gina hastig auf, stieg von der Veranda in den Garten hinab, tändelte mit einer Fliederbüthe und rief, während sie den Duft einsog, möglichst frei und herb: „So, also der ‚Familienstolz' ist wieder da! Nun, dann bin ich doppelt froh, daß ich Dich nicht begleitet habe. Er hätte sicher geglaubt, mich habe die Neugier, ihn zu sehen, in's Haus getrieben. Ich kann solche Männer nicht leiden, die vom Glück und von den Frauen verwöhnt werden wie er!"

„Das klingt wahrhaftig, als wärst Du neidisch auf ihn."

„O, das bin ich auch, Mutter! Neidisch auf jeden Mann, der sich in der Welt herumtummeln, der etwas leisten darf! Wenn ich ein Mann geworden wäre, dann hätte ich auch was zu Stande gebracht, das weiß ich! Es gibt gar nichts Alberneres, als so eine moderne Mädchenexistenz!"

Eine plötzliche Leidenschaftlichkeit war in ihr erwacht. Es schimmerte heiß in ihren Augen. Irgend ein empfindlicher Nerv schien durch den geringfügigen Anlaß berührt worden zu sein und nun zu zittern und zu schmerzen. Die Mutter hörte aus den Worten des Mädchens nur die oft

bekämpfte Gereiztheit gegen die Nachbarn heraus und schwieg ärgerlich.

Gina aber lief hinunter an das Ufer, ließ sich die kühle Wasserluft in das heiße Gesicht wehen und schaute mit düsteren Augen hinaus auf die wild heranstürmenden Wellen.

Die Nachricht, daß Hans Drey zurück sei, hatte ihr die köstliche Ruhe zerstört, in der sie noch diesen Morgen verlebt. Sie hatte vor der Mutter nicht geheuchelt, wenn sie eine gewisse Feindseligkeit gegen ihn verrieth. Wenn sie an Hans dachte, so stieg ihr stets eine heiße Empörung auf über den Unterschied zwischen ihrem stillen Mädchendasein und seiner flotten Männerfreiheit. Weil er ein Mann war, hatte er nicht blos das Recht zu arbeiten, zu schaffen, sich einen Namen zu erringen; er hatte nicht blos seine schöne Stellung als Architekt, seine Aufträge und Erfolge; er durfte auch noch nebenher sein Leben in vollen Zügen genießen, seinem Temperament die Zügel schießen lassen, und wurde dennoch geachtet und gepriesen als ein ganz vortrefflicher Mensch. Sie hatte oftmals erzählen und flüstern hören von seinem leichten Sinn, von seinen verschiedenartigen Abenteuern, von der Frauengunst, die ihm zu Theil wurde; und gerade weil sie keinen Einblick in sein Treiben hatte, überhaupt das Leben nur aus Romanen kannte, war die Vorstellung, die sie sich von ihm machte, immer mehr zusammengeflossen mit dem Bilde der frohlaunigen, kecken Genußmenschen, von denen sie las. Eine Mädchenphantasie sucht sich unwillkürlich ein Objekt aus der Nähe, und für ein junges weibliches Gemüth besitzt ein flotter Lebemann immer einen merkwürdigen Nimbus.

Das hatte sie ihrer Mutter freilich nicht eingestanden, wie viel sich ihre Gedanken allsommerlich mit diesem Manne beschäftigten. Während sie in das blaue, jetzt wildbewegte

Wasser hinausblickte, drückte sie plötzlich, in heftiger Ungeduld, die Hände an die Schläfen und murmelte in Abwehr gegen die eigenen Gedanken: „Was geht er mich denn an? Was geht er mich an?"

Doch als sie später auf dem See das große Segel flattern sah, den Hamburger Kutter erkannte, der sich so lange nicht mehr auf dem Wasser geschaukelt hatte, da schlich sie doch an das Fernrohr und betrachtete den Mann, der das Steuer in Händen hielt.

Ja, er war männlicher geworden. Die etwas unregelmäßigen Züge stimmten nun besser zusammen. Der große dunkle Vollbart ließ die gebogene Nase weniger groß erscheinen und verbarg die zu starken Lippen. Er sah wirklich gut aus in dem weißen Flanellanzug und der weißen Mütze auf dem braunen Kopf.

Während sie heimlich jeder seiner Bewegungen folgte, ihm förmlich die Freude, wieder hier im frischen Wind herumzukreuzen, von den Augen ablas, da grüßte sie ihn herzlich und froh wie einen lang entbehrten Freund. Aber dann drückte sie rasch den Deckel auf das scharfe Glas. Nun war er wieder weit, weit von ihr weg, ein kleiner Punkt in dem wogenden Blau. Das war die Wirklichkeit — so mußte es sein.

2.

Am darauffolgenden Sonntage machte Hans v. Drey mit seinem Bruder Oskar, einem schlanken, blonden Lieutenant, Besuch bei Haubergs. Adele überhäufte die beiden Herren mit Schmeicheleien und Artigkeiten, und Gina bemühte sich, die Liebenswürdigkeit ihrer Mutter durch ihren kühlen Ton auszugleichen.

Der junge Offizier schien davon unangenehm berührt zu sein und drehte übellaunig an seinem Schnurrbart. Hans dagegen nahm jedes spitze Wort lustig auf, und gab

es gewandt zurück. Gina konnte nicht umhin, sein liebenswürdiges Wesen zu bewundern, das so angenehm abstach gegen das steife Selbstbewußtsein seines Bruders. Aber sie ärgerte sich doch, daß Hans sie so gar nicht ernst nahm, sich gar nicht aus seinem vergnügten Gleichmuth bringen ließ.

Ein paar Tage darauf kam zu Gina's lebhafter Ueberraschung eine Einladung an sie zu einem Mittagessen im Nachbarhause. Am liebsten hätte sie irgend eine Ausflucht gesucht, aber sie konnte ihrer Mutter, welche diese Aufforderung als eine besondere Auszeichnung betrachtete, doch nicht sagen, daß sie sich fürchte, mit Hans Drey zusammenzutreffen. Sie schämte sich ja, sich selber diese moralische Feigheit einzugestehen.

In den behaglichen Räumen der Villa waren schon mehrere Gäste anwesend, als Gina eintrat, und an das Ohr des jungen Mädchens schlug ein Name, der sie förmlich durchzuckte. In einem Moment war ihre ganze Aufmerksamkeit auf den hochgewachsenen Mann mit den müde verschleierten Augen und dem blasirt-hochmüthigen Ausdruck des Gesichtes gerichtet, den ihr Frau Geheimrath v. Drey als den Freiherrn v. Welser, Intendanten des Hoftheaters in D., vorgestellt hatte. Nun stand also einer dieser Halbgötter vor ihr, den sie sich, um des Vaters willen, so sehnlichst herbeigewünscht hatte.

Der Freiherr gewann an Liebenswürdigkeit, sobald er mit seinem schönen Hannoveraner-Deutsch und seiner ruhigen Stimme zu sprechen begann. Er schien es sich angelegen sein zu lassen, Gina's nähere Bekanntschaft zu machen. Ja sie konnte fast vermuthen, daß er eine Begegnung mit ihr gewünscht habe, daß sie seinetwegen in die Villa eingeladen worden war.

„Ich habe Sie oft von dem Fenster meines Fischerhäuschens aus bewundert, mein Fräulein,“ sagte er mit

einem wohlwollenden Lächeln, „wenn Sie allein in Ihrem kleinen Kahn vorüberruderten. Man freut sich ordentlich, bei der Treibhausverzärtelung unserer Großstadtpflanzen einer Dame zu begegnen, die sich nicht vor Sonne und Wind und Wetter fürchtet!"

„Ich bin ja auch ein halbes Landkind," erwiederte Gina und fing lustig zu plaudern an von ihrem Leben am Seeufer, ermuntert durch das unverkennbare Interesse, mit welchem der ernste Mann ihr zuhörte.

Der Intendant führte sie zu Tisch und schien sich vortrefflich zu unterhalten. Er liebte zu erzählen, und sie konnte mit so warmen beredten Augen lauschen, so herzlich lachen über die Bühnenanekdoten, an welchen er einen unerschöpflichen Vorrath besaß. Zum ersten Male in ihrem Leben gab sie sich Mühe, zu gefallen, zu gewinnen mit allen Mitteln, die einem Weibe zu Gebote stehen. Sie war ganz erstaunt über die Anlage zur Koketterie, die sie plötzlich in sich entdeckte. Bisher war sie, aus herbem Mädchenstolz, immer scheu und unfreundlich geworden, sobald ein Mann ihr weniger gleichgiltig erschien. Aber nun galt es, die Gunst dieses einflußreichen Mannes zu gewinnen um des Vaters willen. War es nicht edelste und beste Absicht, wenn sie alle eigenen Wünsche begrub und nur die eine große Lebensaufgabe vor Augen behielt, dem Vater zu dem ersehnten Erfolg zu verhelfen und ihn mit der Mutter zu versöhnen?

Heilige Entschlüsse glühten in ihrer Seele auf.

Glück schaffen für die Eltern! Auf ein persönliches Glück verzichten! Das sollte das Losungswort für ihre Zukunft sein!

Sie kam mit heißen Wangen, in gehobener Stimmung nach Hause. Sie hatte Gelegenheit gefunden, mit dem Intendanten über die Stücke ihres Vaters zu reden; und da er das größte Interesse bezeigte, dieselben kennen zu

lernen, ihm die Zusendung des einen Manuskriptes, das sie in Händen hatte, versprochen. Ganz heimlich wollte sie einstweilen vorgehen; hinter dem Rücken des Vaters, ohne sein Wissen sollte für seinen Ruhm gearbeitet werden.

Den Freiherrn riefen in den nächsten Tagen seine Berufsgeschäfte nach Hause; er hatte aber schon eine Wohnung für die bevorstehenden längeren Theaterferien gemiethet, und Gina mit einem warmen Händedruck beim Abschied versichert, wie sehr er sich auf die Rückkehr freue. Sie wußte, daß er bis dahin das Stück ihres Vaters gelesen haben würde und hoffte auf günstigen Bescheid.

Diese Gedanken hatten sie ein paar Tage lang so völlig in Anspruch genommen, daß sie schon glaubte, den eisernen Panzer für ihr Herz gefunden zu haben, unter dem es gefeit sei gegen alles wilde, sehnsüchtige Pochen.

O, wie oft meint man mit zwanzig Jahren den Stein der Weisen zu besitzen, den unerschütterlichen Frieden der Resignation erlangt zu haben, und doch bedarf es nur eines Momentes, und alle Vernunft ist fortgefegt, und das junge Herz tanzt wieder in der Irre, umhergewirbelt von seinen heißen Wünschen!

An einem Nachmittage saß Gina auf der Veranda und schaute den heraufziehenden Wetterwolken zu, wie sie sich immer düsterer und schwerer über den Bergen zusammenballten. Sie war allein zu Hause.

Der Vater hatte seine redaktionelle Thätigkeit wieder beginnen müssen und weilte schon seit Tagen in der Stadt. Die Mutter war zu einem Kaffeekränzchen nach Starnberg gefahren. Gina konnte sich mit vollem Genuß dem großen Naturschauspiel hingeben, das sich vor ihr entrollte. Der See hatte erst brütend still gelegen, blauschwarz, durchzogen von grellgrünen Streifen. Nun jagte der Wind über die Fläche hin, in der Tiefe begann es zu grollen und sich zu regen; das erst feine Gekräusel verwandelte sich in breite,

zornige Wellen, die heranstürzten, immer weißer, immer wilder.

Einen Moment lang reizte es Gina, hinaus zu fahren und sich vom Sturm wiegen zu lassen. Dann aber schien ihr das doch ein frevles Spiel mit der Gefahr, und sie begnügte sich, mit dem Fernrohr auf das erregte Wasser zu schauen, den Wellenkämmen zu folgen, die vom jenseitigen Ufer abprallten, die paar Kähne zu betrachten, die sich in Eile an's Land flüchteten.

Bald war es ganz einsam auf dem See und an den Ufern. Zwischen den Wolken leuchtete zuweilen eine Bergspitze hervor, blauschwarz, in unheimlicher Nähe. Dann zog sich das Netz noch tiefer und schwerer zusammen, bis schließlich See und Ferne in ein dumpfes Grau ineinanderflossen.

Plötzlich aber schob sich vor dem Glas des Fernrohres etwas Neues heran. Wahrhaftig! Ein Segelboot war noch da draußen auf dem See! Gina erkannte die hellblau angestrichene Jolle, die der Schiffsbauer von Starnberg an Fremde zu vermiethen pflegte.

„Junge Thoren, die keine Ahnung haben von der Gefahr!" dachte sie, mit angstvoller Spannung das Boot beobachtend. Sie ahnte, was kommen würde, denn eben brach das Gewitter mit voller Wucht los.

Gleich darauf stieß sie einen lauten Schreckensschrei aus und verlor einen Moment die Richtung für ihr Glas. Das Boot hatte sich unter einem starken Windstoß auf die Seite gelegt. Es war umgeschlagen.

Sie konnte den kleinen Punkt in dem großen Grau nicht sofort wiederfinden. Aber nun! Ja! Ein paar Gestalten klammerten sich an den Schiffsrand. Sie sah, wie die Unglücklichen angstvoll winkten. Sie schrieen auch wohl um Hilfe, aber wer sollte sie hören, während Wellen und Bäume im Sturme rauschen und auf jeden verhallenden

Donnerschlag ein neuer folgte? Wer würde sie sehen, da die Landleute wie die Städter sich in ihre Häuser geflüchtet hatten vor dem Unwetter.

Sie überlegte nicht. Sie riß einen Wettermantel vom Nagel, zog die Kapuze über den Kopf, sprang an das Ufer hinab, löste das wild schaukelnde Boot und stieß vom Land ab.

Der Gedanke, daß sie die einzige Zeugin der Todesnoth und Hilflosigkeit dieser fremden Menschen sei, hatte sie so mächtig vorwärts getrieben, daß sie sich kaum gefragt, ob sie auch im Stande sein werde, mit ihrem rettenden Kahne in ihre Nähe zu gelangen. Nun, da der Wind das kleine Fahrzeug packte, fühlte sie erst, daß guter Wille und Muth hier nicht genügten, daß ihre physische Kraft nicht ausreichen würde für diesen wüthenden Kampf. Aber sie wollte nicht nachgeben. Sie arbeitete mit aller Kraft. Aber so tapfer sie auch ruderte, so gut sie sonst ein Boot zu steuern vermochte, der Kahn gehorchte nur dem Wind, nicht ihren Ruderschlägen, und die Wellen drückten ihn immer wieder an das Ufer zurück. Ein wilder Zorn ergriff sie über ihre Schwäche.

Was thun? Die Magd im Hause rufen? Aber die Person wagte sich kaum bei glattem See in ein Schiff und würde sie nur hindern, statt ihr zu nützen.

Da fiel ihr Blick auf den Garten der Nachbarvilla, auf den sie zutrieb. Sie sah eine hohe Gestalt im Lodenmantel, die hier auf und ab schritt.

„Herr Drey! Herr Drey!“ rief Gina. „Bitte, kommen Sie! Ein Segelboot ist umgeschlagen! Die armen Menschen hängen am Schiffsrand!“

Die aufgeregte Stimme drang an sein Ohr. Er verstand kaum, um was es sich handelte, aber er sah den Kahn auf den Wellen tanzen, die verhüllte Frauengestalt, die ihn zu regieren versuchte. Mit einem raschen Sprung

war er auf dem Steg; mit einem kühnen Satz in dem sich nähernden Boot. Er ließ sich auf die Bank nieder, Gina gegenüber, und sah ihr mit seinen lachenden Augen in das von der Kapuze eingerahmte Gesicht, um dessen Stirne die dunklen Haare flatterten.

„Wie sagten Sie, Fräulein Hauberg? Ein Segelboot? Aber wo? Wo?"

„Sie konnten es nicht sehen. Die Bäume verdeckten Ihnen den Ausblick!" erklärte sie hastig, während ihre Arme kraftvoll ausgriffen. „Ich schaute durch das Fernrohr. Es handelt sich um mehrere Menschenleben."

Er hatte sich umgewendet und das zweite Paar Ruder ergriffen.

„Und Sie wollen hinaus in diesen Sturm?" rief er über die Schulter. „Das ist nichts für Sie, Fräulein! Ich will meinen Bruder rufen!"

„Nein!" erwiederte sie bestimmt. „Das dauert zu lange. Glauben Sie doch nicht, daß ich den Sturm fürchte. Ich kam nur allein nicht vorwärts. Zu Zweien aber — o, ich habe auch so viel Muth und Kraft wie ein Mann!"

In der That fühlte er, wie stark und ausdauernd die Arme waren, die mit ihm arbeiteten; die verdoppelten Ruderschläge siegten nun über die Gewalt der gegen sie anstürmenden Wellen.

Mit einer wahren Begeisterung ließen sich die beiden jungen feurigen Menschen den kühlen Hauch um die Stirne blasen, die Tropfen in das Gesicht sprühen. Ohne daß sie sprachen, empfanden sie eine stolze Freude an diesem Hineinstürmen in die Gefahr, an diesem gemeinsamen Ringen. Sie waren plötzlich wie losgelöst aus dem bequemen Einerlei des Kulturlebens, zu arbeitenden, mit den Elementen kämpfenden Naturmenschen geworden. Aber ein wonniges Gefühl der Zusammengehörigkeit durchströmte sie. Es lag etwas wundersam Erregendes für sie in dieser großen Ein-

samkeit, in der sie sich zum ersten Male so allein befanden: der starke Mann und seine kraftvolle Genossin, die sich mit verständnißvollem Takt jedem Schlag seiner Hand anbequemte.

Nun klang durch den Sturm ein kläglicher Hilferuf.

„Aushalten! Nur noch wenige Minuten! Wir kommen!" schrie Hans zurück mit seiner kräftigen, selbst den Sturm beherrschenden Stimme. Sie waren eine Weile in einem nassen Grau dahingefahren, unter strömendem Regen, der ihnen jeden Ausblick verhüllte. Nun leuchtete ein langer Blitz über den See hin. Nahe vor ihnen zeigte sich das umgestürzte Boot, Mast und Segel schwammen auf dem Wasser, der Schiffskörper selbst ragte nur zu einem Dritttheil aus dem See hervor. Auf dem Rande kauerten unter Regen, Blitz und Sturm die drei armen Menschenkinder.

Endlich hatten die Retter ihr Ziel erreicht und sahen in drei halberstarrte, schreckensbleiche Gesichter. Und nun kam der schwerste, der gefahrvollste Theil ihres Werkes: das Hereinholen der vor Angst und Kälte zitternden Menschen in ihren schwankenden Kahn.

Aber Gina verlor auch in diesem Moment nicht ihre Zuversicht, nicht den hohen Muth, mit dem sie durch den Sturm dahingerudert war. Ein seliges Vertrauen auf die Kraft und Gewandtheit ihres Begleiters war in ihr, als wäre sie geborgen in seiner Nähe, mitten im Gewitterzorn. Hans hatte sich auf den Boden des Schiffes niedergekauert, und während Gina das Gleichgewicht zu halten suchte und gegen den Wind die Ruder anstemmte, streckte er seine Arme aus.

„Kommen Sie rasch! Einer nach dem Anderen! Nur Muth! Ich helfe Ihnen!"

Eiskalte Hände erfaßten die seinen; ein weicher Körper schmiegte sich einen Moment an seine Brust. Der Kahn

schwankte stark, aber die eine triefende, vom Mantel verhüllte Gestalt war geborgen und hob nun wie erwachend den Kopf mit der weißen Mütze empor. Es war ein junges Mädchen, das noch hübsch erschien selbst in seiner Blässe, selbst mit den fahlen Lippen. Die Rettung der Begleiterin entlockte den beiden jungen Männern, die am Rande des umgekippten Bootes hingen, einen Ausruf der Erleichterung. Sie kamen mit der Gewandtheit geübter Turner in das Rettungsboot, das sich wieder weiter bewegte, nun von den Wellen dem Ufer entgegen getragen.

Die junge Dame fand zuerst die Sprache wieder. Sie blickte mit schönen hellen Augen auf die Beiden, die mit heißen Wangen und in freudiger Erregung dem Ufer zuruderten, und sagte in etwas fremdländischem Deutsch: „O wie sehr sind wir Ihnen Dank schuldig, Sir, und Ihnen, gnädige Frau!"

Hans nannte seinen Namen und fügte hinzu: „Den Dank schulden Sie nur dieser jungen Dame, die Ihren Unfall beobachtete. Ich war nur ihr Werkzeug."

„O!" rief die Fremde erstaunt und richtete ihre ausdrucksvollen Augen bewundernd auf Gina. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Begleiter vorstelle: Mr. Smith und Mr. Wilkons, meine Landsleute aus New-York."

Die Amerikaner murmelten ein paar unverständliche englische Worte, und machten Beide Miene, sich zu erheben und an Stelle Gina's die Ruder zu ergreifen. Aber Hans rief: „Ich muß die Herren dringend bitten, ruhig auf ihren Plätzen zu bleiben. Ein zweites kaltes Bad wird Ihnen ja auch kein Vergnügen machen, nicht wahr? Fräulein Hauberg hat sich bewährt als wackerer Seemann. Ich glaube, sie ist aus dem Geschlechte der Wikinger."

Er hatte den Kopf ein wenig umgewandt und schaute mit einem Blick, der Gina durchrieselte, in ihre Augen.

„Ueberdies," fügte er, wieder zu der Amerikanerin

sprechend, hinzu, „sind wir in wenigen Minuten an der Villa meiner Eltern angelangt, mit deren Gastfreundschaft Sie mit Ihren Begleitern wohl für heute vorlieb nehmen müssen. Es ist höchste Zeit, daß Sie in trockene Kleider kommen, mein gnädiges Fräulein!"

An der Drey'schen Villa hatte sich die Familie am Steg versammelt und besorgt nach den kühnen Rettern ausgeblickt. Der Diener kam nun mit Mänteln und Schirmen, die allerdings für die Durchnäßten keinen besonderen Werth mehr hatten.

Die junge Amerikanerin aber klammerte sich an Gina's Arm und wollte um keinen Preis zugeben, daß diese sich verabschiedete.

„Bitte, bitte, lassen Sie mich nicht allein unter diesen fremden Leuten. Sie waren so gut gegen mich. Ich muß auch Ihr Gesicht sehen im hellen Licht!"

Es war eine einschmeichelnde Stimme, der sich nicht wohl etwas abschlagen ließ. Aber mächtiger noch wirkte auf das Mädchen der leuchtende Blick, mit dem Hans bemerkte: „Aber natürlich müssen Sie mit! Wir waren so gute Kameraden! Sie werden mich doch jetzt nicht im Stiche lassen, da wir das Rettungsfest feiern wollen."

In ihr zitterte jeder Nerv nach der Anstrengung, nach dem Kampfe mit Wind und Wellen. Ihr ganzes Wesen war wie gehoben, wie befreit, wie berauscht von diesem kraftvollen Ringen, von dieser gemeinsam mit ihm überwundenen Gefahr. Auch ihre sonstige stolze Scheu war wie fortgeschwemmt von diesem Hochgefühl. Es schien ihr natürlich, daß sie in seiner Nähe blieb, als wäre es nie anders gewesen.

Sie plauderte, nachdem sie den Mantel abgelegt und das feuchte Haar ein wenig geglättet hatte, mit lebhafter Unbefangenheit mit der Frau Geheimrath, die ihren Gästen

die liebenswürdigste Gastfreundschaft entgegenbrachte und ihren Sohn mit bewunderndem Stolz anblickte.

Der Diener wurde in die Nachbarvilla geschickt, damit sich Frau Hauberg bei ihrer Rückkehr nicht über Gina's Verbleiben ängstige, und man ließ sich bald an der in aller Eile reichlich und einladend hergerichteten Tafel im Erker des Eßzimmers nieder. Die beiden Amerikaner, die mit Kleidern versehen worden waren, nahmen sich allerdings nur Zeit, ein paar Gläser heißen Thee's hinunter zu stürzen. Sie wollten mit einigen Schiffern, die nun, da der Sturm nachgelassen hatte, leicht aufzutreiben waren, noch einmal hinausfahren, um das Segelboot aufzurichten und an das Ufer zu bringen, ehe es versank. Sie schüttelten Gina und Hans kräftig die Hände und verschwanden dann mit stummem Gruß. Ihre junge Landsmännin aber schien sich bald recht behaglich zu fühlen an dem fremden Tisch und in den fremden Kleidern. Lieutenant Oskar betrachtete mit unverhohlener Bewunderung das weiche Oval ihres Gesichtes, das sich allmälig wieder zart rosig färbte. Auch Hans bekannte lachend, daß er sich herzlich über den Gast freue, den er sich aus dem See gefischt hatte. Aber seine Blicke kehrten doch immer wieder zu Gina zurück, die sturmzerzaust, mit heißen Wangen und noch glänzenderen Augen als sonst, mit ihrer hohen Gestalt einen scharfen Gegensatz bildete zu der zierlichen Amerikanerin.

In ganz heiterer, aber doch wunderlich gemischter Stimmung saß man zusammen. Gina und Hans durchglüht und erregt; Edith, die Amerikanerin, noch leise schaudernd in Erinnerung an die Todesgefahr; nur der Offizier in seiner Alltagsverfassung mit einem leichten Anflug von Galanterie.

Es war still geworden auf dem See, als Gina den kurzen Heimweg antrat. Aber kein Stern schimmerte an dem dunklen Nachthimmel; nur in der Ferne zuckte

es wetterleuchtend durch die Wolken in grellem Gelb. Hans hatte ihren Arm in den seinen gezogen und führte sie langsam, zögernd auf dem schmalen Weg unter den Bäumen hin, welche die beiden Villen trennten.

„War das schön, wie wir heute durch den Sturm gefahren sind!“ sagte er leidenschaftlich. „Sie sind ein herrliches Mädchen, Fräulein Gina!“

Er beugte seinen Kopf zu ihr herab. Er suchte im Dunklen ihren Augen zu begegnen.

Sie sagte nichts. Aber wie vorher im Sturm schien wieder die gleiche heiße Empfindung sie Beide zu beherrschen, die sie verstanden auch ohne Worte. Als sie ihm dann am Gitterthor die Hand reichte, da umfaßte er ihre Gestalt mit seinen Armen und drückte seine Lippen auf die ihren in einem langen heißen Kuß.

„So nimmt man Abschied, nach solchem Tage, Gina!“

Wie eine lodernde Flamme schlug's ihr entgegen von seinen Lippen, aus seiner bewegten Stimme. Zum ersten Male in ihrem Leben traf sie der Hauch einer heißen Leidenschaft. Hätte sie ihrem Verlangen nachgegeben, sie würde die Arme um seinen Hals geschlungen und ihn wieder geküßt haben. Aber der Bann, mit dem Sitte und Erziehung ein Mädchenherz umschließen, wird nicht so leicht gebrochen. Hans fühlte nur eine zuckende Hand in der seinen, dann war sie fort. Erst als sie allein war in ihrem Stübchen, wich die Selbstbeherrschung von ihr. Sie warf sich auf ihr Bett nieder und lachte und schluchzte und flüsterte in die Kissen hinein: „Ich hab' Dich lieb, Hans! Rasend lieb!“ Sie war wie außer sich.

Die ganze Nacht lag sie ruhelos; Worte murmelnd, Wünsche denkend, die sie mit tiefer, mit brennender Sehnsucht umstrickten; oder sie träumte, sie säße wieder mit ihm im tanzenden Kahn und frohlockte unter Blitz und Donner, und glitte mit ihm fort in eine selige Unendlichkeit

Sie war bleich und abgemattet, als sie am Morgen aufstand, wie nach einer Fiebernacht. Grau und sonnenlos lag die Landschaft draußen. Nebel verschleierten die Berge; ein reizloser gleichförmig stiller Tag. Nun sah sie auch wieder vollständig nüchtern und klar die Wirklichkeit. Sie hatte gestern ein kleines Abenteuer erlebt. Es war vorüber. Ein Morgen würde nun wieder dem anderen folgen, wie sonst. Er aber, er blieb ihr fern, wie je. In der Aufwallung eines Augenblickes hatte er sie geküßt. Was bedeutete ihm ein Kuß? Der Wunsch einer Minute — eine Laune!

Gleichsam zur Bestätigung der wehmüthigen Einsicht, die ihr der Morgen brachte, hörte sie schon zur Frühstücksstunde aus der Nachbarsvilla eine lustige Unterhaltung herüberklingen. Mädchenlachen, dazwischen seine Stimme. Er radebrechte englisch mit Miß Edith. Später sangen sie sogar ein amerikanisches Lied zum Klavier. Es stimmte gut zusammen: sein kräftiger Baryton und ihr weicher Sopran.

Gegen Mittag erschien Edith an dem verschlossenen Pförtchen, das die Gärten trennte, und sagte: „Warum kommen Sie nicht zu mir, Miß Hauberg? Thun Sie es doch! Ich habe Sehnsucht nach Ihnen.“

Ach, Gina hätte sich in ihrer Stimmung lieber in einen einsamen Wald vergraben, oder wie ihr Vater in dem stillen Pavillon im Halbdunkel gesessen, als unter lustigen Menschen zu verweilen. Aber Edith wußte mit so liebenswürdiger Gewalt ihren Willen durchzusetzen, daß gar kein Widerstand nützte.

Auch in der Drey'schen Villa schien sie schon das ganze Haus zu beherrschen. Oskar stand in voller Uniform im Garten und kam jeder Neckerei Gina's zuvor mit der Bemerkung, nur auf Befehl des schönen Gastes habe er sein ländliches Civil aufgegeben.

„O, Uniforms sind reizend. Ich schwärme für Uniforms!“ bekannte Edith mit ihrer amerikanischen Offenherzigkeit.

„Ich begreife auch gar nicht, wie Sie in New-York existiren können ohne Lieutenants!“ spottete Hans mit einer leisen Gereiztheit, als mißgönne er dem Bruder das zweierlei Tuch, das sie so begeisterte.

Die beiden jungen Herren schienen sich ordentlich zu überbieten an Liebenswürdigkeit gegen ihre Hausgenossin.

Gina fühlte, daß sie mit ihren überwachten Augen, mit der Müdigkeit, die auf ihre Stirn drückte, und vor Allem mit diesem unerträglichen Gefühl des Elends in der Brust eine schlechte Figur abgab in der heiteren Gesellschaft.

Edith sah ihr auch ein paarmal eindringlich forschend in das ernste Gesicht. Ihren klugen Augen entging die Befangenheit nicht, die zwischen den beiden Menschen obwaltete, die ihr gestern so zusammengehörig, so untrennbar in ihrer Eigenschaft als ihre Erretter erschienen waren. Sie bemerkte die Hast, mit der Gina von den gleichgiltigsten Dingen plauderte, wenn sie einmal mit Hans allein sprach, wie müde und erzwungen ihr Lachen klang.

Ach, das arme Mädchen gab sich krampfhafte Mühe, in den heiteren Ton miteinzustimmen.

Er sollte sehen, daß sie ihn verstand; daß sie keine sentimentale Närrin sei, die einen flüchtigen Kuß für eine bindende Liebeserklärung hielt.

Gestern hatte sie ihm ja gesagt: „Ich habe Kraft und Muth wie ein Mann!“ Nun mußte sie es beweisen! Ein Boot im Sturm rudern, das war nichts. Aber das eigene Herz bezwingen, dazu gehörte Größe, ein eiserner Wille!

Ach, wenn es nur nicht so bitterlich weh gethan hätte, daß sie hätte aufstöhnen mögen vor Schmerz, so oft er mit seinem strahlenden Lächeln in Edith's schönes, rosiges Gesicht blickte.

Hans war kein gemüthloser, kein oberflächlicher Mensch.

Er besaß eine große Eindrucksfähigkeit und konnte sich von dem Moment fortreißen lassen zu glühender Wärme und Begeisterung. Als sonniges Glückskind war er es auch gewöhnt, seinen Stimmungen nachzugeben und sich keinen schönen Augenblick zu verkümmern durch ein ängstliches Bedenken des Zukünftigen. Der Kuß, den er von Gina's Lippen nahm, war für ihn nur der natürliche Ausdruck seines Wohlgefallens, seiner Bewunderung. In der nüchternen Morgenstimmung hatte er sich freilich gestanden, daß er sich einer unbegreiflichen Keckheit schuldig gemacht, daß er wirklich nach und nach die Fähigkeit verloren, mit zartfühlenden jungen Mädchen umzugehen und sich nach den Sitten der guten Gesellschaft zu richten.

So gut das junge Mädchen ihm auch gefiel, er dachte gar nicht an eine ernste Liebe; er hatte gar kein Verständniß für Treue. Aber er sah wohl ein, daß Gina ein Recht hatte, ihm sein Benehmen zu verübeln. Reue und Zerknirschung lagen jedoch so wenig in seiner Natur, daß er am besten fand, sich gleich von seiner allerleichtsinnigsten Seite zu zeigen und zu thun, als habe er den Vorfall völlig vergessen.

Mochte sie ihn für schlechter, für launenhafter halten, als er war — sie sollte nur nicht zu gut von ihm denken. Er war stolz darauf, daß er nie ein Weib betrogen, daß er Jeder mit der freimüthigsten Offenheit bekannt hatte: „Heute liebe ich Dich! Morgen — wer weiß?“ So hatte er sich aus den heißesten Banden ohne Gewissensbisse stets losgerissen zu neuem Lieben, neuem lachendem Glück.

Gina aber, die sich bemühte, mit derselben Gleichgiltigkeit wie er an den gestrigen leidenschaftlichen Abschied zu denken, ward doch ab und zu von einer wilden Empörung durchzuckt. Wie durfte er so grausam sein? Wie durfte er sie küssen, wenn er sie nicht liebte?

3.

Während der nächsten Wochen ward es still auf der Drey'schen Villa. Edith war mit den beiden Brüdern, die ihr Beruf in die Stadt rief, abgereist. Sie kam aber nach wenigen Tagen wieder zu einem kurzen Besuch, diesmal in Begleitung ihrer Eltern, die auch Gina kennen lernen wollten. Die Mutter war eine vornehme, noch jugendliche Erscheinung; der Vater ein wortkarger Mann, mit dem selbstbewußten Auftreten der Menschen, die einen gesicherten Besitz ihr eigen nennen. Die ganze Familie überschüttete die „Lebensretterin" mit Liebenswürdigkeit. Edith warb förmlich um Gina's Freundschaft. Aber das junge Mädchen hörte aus dem Gespräch der Amerikanerin immer wieder den Namen „Mr. Hans" hervorklingen. Sie konnte Edith's Herzlichkeit nicht erwiedern. In manchen Momenten stieg ihr ein wahrer Haß empor gegen dieses Mädchen, das sie aus den Wellen gerettet. — Ihr Leben war ein beständiges Ringen geworden gegen ihre Leidenschaft. Sie hatte Ruhe gehofft von seiner Entfernung. Aber wenn sie sich auch jeden Abend selbst versicherte: „Nun ist's vorbei! Nun denke ich nie, nie mehr an ihn!" so ertappte sie sich doch des Morgens, wie sie, halb im Traum, sich den Moment wieder vor die Seele rief, da er sie in seinen Armen gehalten hatte.

Dabei bedurfte sie beständiger Verstellung und Beherrschung, um ihren Gemüthszustand vor ihrer Mutter zu verbergen, die in ihrem Interesse für die Nachbarn nicht erlahmte. Adele's Neugier in Bezug auf Alles, was bei Geheimraths vorging, ward sogar in der zweiten Hälfte des Juni auf das Lebhafteste angeregt. Sie hatte bemerkt, daß der Telegraphenbote zu den verschiedensten Tageszeiten an dem angrenzenden Thore klingelte, daß der Drey'sche Diener immer wieder zur Post lief; daß

nebenan eine besondere Aufregung herrschte. Es mußte irgend etwas los sein, das stand fest. Sie hätte nur zu gerne herausgebracht, was es war.

Am Morgen eines Feiertages, als Gina neben ihrem Vater auf einem schattigen Bänkchen saß und ihm vorlas, kam die Mutter in sichtlicher Erregung auf sie zugelaufen und rief: „Hast Du gesehen, Gina? Eben wurde ein ganzer Kahn voll Tannenzweige bei Dreys abgeladen! Der große Speisesaal soll mit Guirlanden geschmückt werden. Ich dachte mir's ja gleich, daß sich etwas ereignet habe, und nun erzählte es die Rosine unserer Anna: am Sonntag ist Verlobungsfeier! Du wirst natürlich auch eingeladen werden! Nun bist Du ja außer der Lebensretterin auch eine Ehestifterin geworden für die schöne Miß Edith! Sie soll fabelhaft reich sein! Natürlich! Heutzutage macht ja nur eine gute Parthie, wer selbst eine gute Parthie ist."

Adele hatte die Lorgnette an die Augen gedrückt und schaute auf ein der Nachbarvilla sich näherndes Boot, in dem geputzte Menschen saßen. Sie bemerkte kaum, daß Gina kein Wort der Erwiederung auf ihre Nachricht hatte. Aber der Vater sah seinem Kinde einen Moment in das Gesicht und sah hier fassungslosen Schrecken, wilde Verzweiflung. Er hatte das Geheimniß seiner Tochter errathen.

Er hätte ihr gerne etwas Liebes, Tröstendes gesagt; aber zärtliche Scenen waren so wenig Brauch in diesem frostigen Heim. Er konnte nichts thun, als ihren Schmerz ehren, sich schweigend und mitleidvoll von ihr abwenden. Aber sein Haupt war noch tiefer gebeugt, als sonst, als er durch den Garten schritt. Es thut ja so bitterlich weh, ein geliebtes Wesen leiden zu sehen, ohne Trost, ohne Hilfe.

Nach einer Weile kam der Briefbote und brachte eine goldgeränderte Karte: die Verlobungsanzeige.

Hauberg las, schüttelte den Kopf, zögerte eine Weile und näherte sich dann doch wieder der Bank, auf der Gina noch saß, mit starren Augen und kreideweißem Gesicht.

Er zauderte, sie anzusprechen. Sie erschien ihm wie eine Kranke, die jede Berührung schmerzen mußte. Und dennoch — vielleicht hielt er das Mittel in der Hand, um sein armes Kind zu heilen.

Mit schonendster Ruhe, in einem recht harmlosen Tone, der ihr verbergen sollte, daß er eine Ahnung habe, wie nahe ihr die Sache gehe, sagte er: „Hier steht auch schon schwarz auf weiß, was Deine Mutter so lebhaft interessirt, Oskar v. Drey zeigt seine Verlobung an mit Fräulein Edith Tomson."

„Oskar?" Er hörte es an dem raschen, freudig erstaunten Aufschrei, er sah es an dem plötzlichen Wiederaufleben der verblaßten Züge, daß er sich nicht getäuscht habe, daß nur ein Mißverständniß Gina so aus dem Gleichgewicht gerissen hatte.

Es wäre ihm undenkbar erschienen, daß der selbstgefällige junge Offizier seiner stolzen Gina ein warmes Interesse zu erwecken vermocht hätte.

„Also Edith hat sich wirklich verliebt in die schöne Uniform! Merkwürdiger Geschmack!" sagte sie nach einer Weile mit ihrem alten Lachen, das so befreiend klang für das Ohr des Vaters.

Aber eine Warnung konnte er ihr dennoch nicht ersparen, nun, da er wußte, wem ihre heimliche Liebe galt.

„Mir wäre es auch begreiflicher erschienen, wenn sie den älteren, den Hans, gewählt hätte," bemerkte er möglichst trocken und in gleichgiltigem Plauderton, ohne seine Tochter anzusehen. „Aber der Leichtfuß denkt wohl nicht an das Heirathen. Ein halbes Dutzend flotter Abenteuer ist ihm lieber als die schönste Amerikanerin."

Ueber Gina aber war plötzlich ein Glücksgefühl gekommen, das auch diese Bedenken nicht erschüttern konnten.

Er ist frei! Er ist frei! jauchzte ihre Seele. Was wollte sie mehr? Sie hatte ja nie darauf gehofft, daß er kommen und sie um ihre Hand bitten würde! Was kümmerten sie seine Abenteuer? Wenn nur keine Andere ein volles Recht an ihn besaß! Wenn er nur Keiner ernstlich zugethan war! So lange er Niemand angehörte, war es doch kein Unrecht, an ihn zu denken, sich nach ihm zu sehnen.

Sie war plötzlich nachsichtig geworden gegen sich. Sie trotzte nicht mehr gegen ein Gefühl, das stärker war als sie. Nach dem Todesschrecken, den sie durchlitten, wollte sie ihrem Herzen eine kurze Feiertagsstimmung vergönnen, sich freuen, daß sie ihn wiedersehen würde, daß sie Edith nun rückhaltlos gut sein konnte, sich freuen auf die sonnigen Stunden in seiner Nähe, die vor ihr lagen.

Es war ja so sommerlich schön in der Welt, der See funkelte so lustig in blitzendem Blau, und berauschend dufteten die Linden in ihrem Garten.

Die Nachbarvilla füllte sich mit Gästen. Hans war angekommen, um den Festsaal auszuschmücken und die Besucher zu unterhalten; auch die hübsche Braut weilte schon bei den künftigen Schwiegereltern. Den Bräutigam hielt der Dienst noch in der Stadt zurück. Gina hörte vom frühen Morgen bis zum späten Abend vergnügte Stimmen herüber klingen; elegante, lichte Kleider flatterten durch den Garten. Hans fühlte sich recht in seinem Element unter einem ganzen Kreis hübscher junger Damen. Man musizirte, man spielte, man plauderte und lachte auf der Veranda, in den Lauben. Auch sie war ein paarmal drüben gewesen, fröhlich wie die Anderen, mit dem festen Vorsatz, sich heiter einer schönen Gegenwart hinzugeben.

Am nächsten Tage sollte das Verlobungsfest stattfinden.

Gina saß mit einer Handarbeit für Edith, an der noch die letzten Stiche zu nähen waren, in ihrem stillen Garten an einem versteckten Plätzchen, an das sie sich ganz heimlich, mit einer gewissen Beschämung, geschlichen hatte. Denn hier, in dem Winkel neben dem Pavillon konnte sie unbemerkt jedem Lachen, jedem Wort der Männerstimme lauschen, die sie nun einmal mit einer so merkwürdigen Gewalt durchrieselte. Das dichte Gesträuch der Hecke, welche die beiden Anwesen trennte, verbarg sie. Sie gestand sich selber, daß es schwach sei, solchen Regungen nachzugeben; aber sie hatte ein unbezwingliches Verlangen, Hans einmal nahe zu sein, ohne ihre Stimmung, ihre Bewegung beherrschen zu müssen. Im Nachbargarten war zur Unterhaltung der Gäste eine Scheibe aufgestellt worden, und es schien vielen Spaß zu machen, wie sich die jungen Damen mit einem kleinen Flaubertgewehr im Schießen versuchten. Die hellen Mädchenstimmen schrien und kicherten und jubelten in lustigem Durcheinander; belachten gegenseitig ihr Ungeschick und bewunderten allgemein die Treffsicherheit ihres Lehrmeisters Hans, der mit drolliger Strenge seine Lektion ertheilte.

„Fräulein Gertrud, wenn Sie Miß Edith anblicken, statt zu zielen, werden Sie natürlich ein halbes Kilometer über die Scheibe hinausschießen."

Die Prophezeiung schien eingetroffen zu sein. Man klatschte vor Vergnügen.

„Aber, meine Damen, Sie müssen, ehe Sie losdrücken, durch das Visir sehen! So!" — Er hatte jetzt selbst geschossen, denn die Damen jubelten.

„Wieder in's Schwarze! Wieder in's Schwarze! Ja, wer das könnte! Sie sind wirklich ein ausgezeichneter Schütze."

„Aber ich bitte Sie, auf die Scheibe, die so hübsch still hält, ist das doch kein Kunststück! Warten Sie nur, ich

werde mich gleich auch blamiren, wenn ich zum Beispiel den kleinen, frechen Spatz da treffen möchte."

Er hob das Gewehr und schoß. Ein Kichern folgte. Der Vogel flatterte auf. Aber jählings verstummte das Lachen vor einem Schrei, einem wilden Schmerzensschrei hinter der Hecke.

Entsetzte Augen blickten sich an. Hans warf das Gewehr zu Boden und war mit einem Satze drüben über dem Zaun. Die erschrocken ihm nachblickenden Mädchen sahen ihn plötzlich zusammenzucken, schwanken, als wollte er zu Boden stürzen. Und zugleich kam aus dem Grün hervor wieder ein herzzerreißendes Wimmern.

Hans war es in der That ein paar Sekunden lang kaum möglich, sich zu regen vor niederschmetternder Bestürzung. Gina saß vor ihm, schmerzverzerrt, und preßte die Hand auf das blutüberströmte Gesicht.

Dem starken Mann zitterten die Kniee, als er endlich auf sie zustürzte und sie in seinen Armen auffing, ehe sie ohnmächtig zusammenbrach. Und wie der Bewußtlosen die Hand herabsank, da schrie er heiser auf vor Entsetzen.

Das Auge! Das Auge! Wo das schöne braune Auge geglänzt — eine blutende Wunde!

Momente der Verwirrung folgten. Ein paar Herren waren über den Zaun gesprungen, um Hans beizustehen; die Damen, die den Anblick nicht ertrugen, liefen aufweinend in's Haus. Man rief, man rannte durcheinander; die beiden Villen waren in Aufruhr gerathen. Gina wurde in das Haus getragen. Dann tiefes, ernstes Schweigen. Es war, als wäre plötzlich auf blühendes Land eine vernichtende Lawine herabgestürzt, so jählings hatte sich die lachende, sonnige Stimmung in ein schweres Bangen und Grauen verwandelt.

Hans war ohne Hut aus dem Hause gelaufen und raste auf der sonneglühenden Straße dahin, um den Landarzt

zu holen. Er ließ dem Mann nicht Zeit, in einen anderen Rock zu schlüpfen; er hetzte den Keuchenden vor sich her mit seinen um Eile flehenden Worten. Dann lief er in demselben Tempo zur Post, um nach einem Spezialisten in die Stadt zu telegraphiren, und litt alle Martern des Wartens, bis endlich die Rückantwort eintraf, die dessen Ankunft mit dem nächsten Zuge versprach.

Dem guten Landarzte, der bisher ein beliebter Gegenstand für des jungen Mannes witzige Zunge gewesen, schaute er nun wie einem ernsten Urtheilsverkünder in das breite, rothe Gesicht. Aber es war wenig aus ihm herauszubringen.

„Ein trauriger Fall! Ein trauriger Fall," sagte er nur. „Ja, ja, mit Schießwaffen kann man gar nicht vorsichtig genug sein."

Hans meinte zu verzweifeln, bis endlich der Augenarzt aus der Stadt ankam. Wie ein Wachtposten stand er unten vor dem Hause und schaute hinauf zu dem verdunkelten Zimmer und zerwirbelte seinen Bart und schlug sich manchmal vor die Stirn und seufzte dann wieder schwer auf in der peinigenden Ungeduld, die Entscheidung zu erfahren, die dort oben fiel.

In sein lustiges Leben war zum ersten Male ein tiefer Ernst hereingebrochen; zum ersten Male hatte ein böses Verhängniß seine Hand geleitet, die bisher Glück gehabt in Allem, was sie ergriffen und gethan.

Endlich, nach einer bangen, schweren Stunde, kam der Arzt herab, geleitet von Frau Hauberg, deren verstörtes, verweintes Gesicht Hans einen Moment mit bitterer Beschämung erblickte. Wie viel Leid hatte er über diese Familie gebracht! Wie schuldig mußte er sich fühlen! Und doch war seine Schuld an dem Vorfall eigentlich eine so geringe. Wie viel leichtsinniger, wie viel schlimmer hatte er hundert Male in seinem Leben gehandelt, ohne nur die geringste Strafe dafür zu zahlen!

Er war ganz wirr im Kopf von dem quälenden Denken und Räthseln über die Tücke des Schicksals, als er auf den Arzt zutrat und hervorstieß: „Wie steht's, Herr Doktor. Ist das Auge verloren?"

Ein Achselzucken, ein mitleidiger Blick wurden ihm zur Antwort.

„Ja und nein!" sagte dann die verschleierte Stimme des berühmten Spezialisten. „Die Sehkraft ist unwiederbringlich dahin. Aber ich hoffe, das Auge zu retten. Es hätte noch weit schlimmer ausfallen können, lieber Herr Drey."

4.

Wochen vergingen. Die Verlobung war in aller Stille gefeiert worden; man hatte die Musik und alles Festgepränge abbestellt. Das Zimmer mit den dunklen Vorhängen, die so fest verschlossen blieben, wirkte wie ein ernster Schatten auch auf die Nachbarvilla. Die Geheimräthin kam jeden Tag, um sich nach Gina's Befinden zu erkundigen, und war unermüdlich in Aufmerksamkeiten. Edith brachte jeden Morgen Blumen. Der Freiherr v. Welser, der bei seiner Wiederkehr die Nachricht mit größter Erschütterung vernommen hatte, schickte täglich einen prachtvollen Strauß. Von der üppigen Hochsommerschönheit genoß die arme Kranke in ihrem dunklen Zimmer nur den süßen Rosenduft. Sie hatte freilich Stunden, in welchen dieser wunderbare Hauch, der durch ihr Gemach wehte, ihr eine unerträgliche Wehmuth erweckte.

In den ersten Tagen hatte sie zu viel Schmerzen gelitten, um für seelisches Leid klare Empfindung zu haben. Dann, als die Wunde heilte, konnte sie sich erst wieder auf ihre Umgebung besinnen und sich bemühen, den Eltern die traurige Pflege zu erleichtern. Sie wußte ja, wie entsetzlich für die Beiden die einsamen Mahlzeiten sein mußten; sie hörte es aus der Stimme ihres Vaters, wie schwer er

litt. Zuweilen wollte es ihr freilich scheinen, als wäre in dem Verhältniß der beiden ihr so nahestehenden Menschen durch das gemeinsame Unglück, das sie getroffen, eine Wandlung eingetreten, als vermieden sie nicht mehr wie bisher jedes überflüssige Wort, als klänge der Ton, mit dem die Mutter sprach, nicht mehr ganz so herb und gleichgiltig, wie sonst. Dann trug sie, auf Momente wenigstens, das Dunkel um sich her mit größerer Gelassenheit in der freudigen Hoffnung, daß sich die heilige Mission der Versöhnung, die sie sich gelobt, schon jetzt erfülle — anders freilich, als sie geglaubt. Auf Stunden konnte sie dann in einer großen Entsagungsstimmung Frieden finden und sich sagen, daß sie für das Glück der Eltern gerne ihr Auge opfern wolle.

Aber sie war nicht immer so ergeben in ihr Geschick. In der Finsterniß um sie her, in der endlosen Einsamkeit und Ruhe, in die das Rauschen der Bäume, das Plätschern der Wellen hereindrang, empfand sie zuweilen einen Durst nach Liebe, nach Glück, der sie ganz zermarterte. Und dabei das grausame Bewußtsein: Vorbei! Vorbei für immer! Sie war eine Gezeichnete, eine halb Blinde, ein freudloser Anblick, ihr Leben lang! Sie würde nie von ihm geliebt werden, nie!

Dann packte sie wohl eine wilde Empörung gegen ihn, der ihr das gethan, der ihr die Ruhe geraubt und nun auch noch ein Brandmal in das Gesicht gedrückt. Sie wußte ja, daß er im Grunde schuldlos war; aber es gab doch Momente, in welchen sie ihn hassen konnte; in welchen sie in ihre Kissen hinein stöhnte: „Hätte er mich doch todt geschossen! In's Herz — nicht in's Auge!" — —

Einstweilen verbrachte auch Hans recht ernste Wochen. Er, der sonst die Einsamkeit auf der Villa nicht liebte, war nun froh, als sämmtliche Gäste das Haus verlassen hatten, und bat seine Mutter dringend, ihm alle weiteren

Besuche zu ersparen. Er segelte stundenlang auf dem See umher, oder saß im Garten und rauchte eine Cigarre nach der anderen, stumm, ernst, Gedanken hin und her wälzend. Er war so gründlich verwandelt, daß die Geheimräthin zuweilen ein tröstendes Wort versuchte.

Er dürfe sich einen Zufall nicht so schlimm anrechnen. Worin denn eigentlich sein Unrecht bestehe?

„Hätte ich nicht geschossen, so hätte die arme Gina ihre beiden Augen noch. Die Thatsache steht nun einmal unabänderlich fest. Bedenke Mutter: das Auge! Wie kann man einen solchen Verlust für das ganze Leben wieder gut machen?"

Und die Geheimräthin seufzte tief auf. Sie ahnte, was nun kommen würde. In ihrem Mutterstolz aber meinte sie, für das Glück, ihren Liebling Hans zu besitzen, könne sich ein Mädchen wohl ein Auge kosten lassen.

Es begann schon leise zu herbsteln, als Gina zum ersten Male wieder in's Freie durfte. An dem wilden Wein, der die Veranda umrankte, hingen die ersten rothen Blätter. Die Berge waren klar und frei, näher und schärfer in ihren Linien, als im Hochsommer. O, wie sie sie grüßte, diese alten, lieben, wohlbekannten Gipfel! Wie der schöne Ostwind, der ihr nun die Wangen strich, ihr wohlthat nach der langen Zimmerhaft! Wie sie dem leisen Anschlagen des Wassers an die Ufersteine lauschte! In der ersten Stunde hatte sie nur ein Gefühl des Glücks, wieder zu athmen in freier Luft, wieder zu schauen.

Man hatte das Wohngemach in einen wahren Blumengarten verwandelt; von allen Seiten waren Briefe, Geschenke gekommen, und doch bangte ihr in peinlicher Schen vor der Begegnung mit Menschen, vor den mitleidigen Blicken, die Alle auf ihr Gesicht werfen würden.

Lange, lange hatte sie vor dem Spiegel gesessen, als die Binde entfernt worden war. Im ersten Moment, vor

dem sie sich so unsäglich gefürchtet, hatte sie wohl erleichtert aufgeathmet. Sie war nicht so entstellt, als sie geglaubt hatte. In dem kranken Auge saß ein kleiner weißer Fleck; wie ein Schleier zog sich's über die Pupille. Aber in einiger Entfernung war die Veränderung kaum bemerkbar. Ihre langen Wimpern waren geblieben und verhüllten ein wenig die traurige Narbe. Aber dann, nach der kurzen befreienden Empfindung, dachte sie wieder an ihn, der ein so warmer Freund der Schönheit war, und der ihr ihr bischen Schönheit zerstört hatte und nun gewiß hoffnungslos für sie verloren war. Nur die Rücksicht auf den Vater, der ihr so gealtert, so schmerzbedrückt erschien, seit sie ihn nicht mehr gesehen, der sich ihr Unglück so tief zu Herzen nahm, gab ihr die Kraft, ihre Thränen zurück zu drängen.

Seit sie der Pflege nicht mehr bedurfte, gingen die Eltern wieder fremd und einsilbig aneinander vorüber. Auch das machte sie traurig. —

Edith kam zuerst, um die Freundin zu umarmen. Sie fand Gina so interessant in ihrer Bläße, versicherte ihr mit ihrer lebhaften Offenheit, sie sei hübscher, noch viel hübscher geworden, und half ihr auch über das Wiedersehen mit der Geheimräthin hinweg, die bei allem Bemühen, liebenswürdig zu sein, eine innerliche Verstimmung nicht zu verbergen vermochte.

Aber Gina fühlte nur die beklemmende Unruhe vor dem ersten Besuch, den Hans ihr machen würde, vor dieser ersten Begegnung, die doch unvermeidlich war.

Doch so sehr sie sich vor der Stunde gefürchtet, sie war ruhiger und gefaßter, als er, als er dann endlich mit einem Strauß rother Rosen in der Hand zu ihr trat. Sie hatte ihn nie so verlegen, so ernst gesehen.

„Das waren Wochen! furchtbare Wochen!“ sagte er. „Gott sei Dank, daß Sie endlich aus der Gefangenschaft

des dunklen Zimmers entlassen sind, das ich Tag und Nacht vor mir sah, wie einen ewigen Vorwurf!"

Zögernd, ängstlich schaute er ihr dann in das Gesicht, in das Auge, das sie zuerst unwillkürlich gesenkt hatte. Sie fühlte, ihm that der Anblick weh.

„Sie sehen aber doch, Gina, sehen wie zuvor?" frug er mit einem Seufzer.

„Ja, gewiß!" versicherte sie. Aber sein Erschrecken, sein Mitleid wühlten doch erst recht den Jammer in ihr auf.

„Werden Sie mir je verzeihen können, was ich Ihnen gethan?" rief er, ihr traurig die Hand entgegenstreckend wie ein Bittender.

Ach, ihr Groll gegen ihn war vor diesem Ton, war schon vor seiner Nähe verschwunden, wie fortgehaucht.

Sie nickte.

„Es war ein böses Verhängniß, Herr Drey! Ich habe kein Recht, Ihnen eine Schuld beizumessen."

Aber er blieb düster, befangen und wortkarg, und empfahl sich dann mit einer so wunderlichen Hast, mit einer in so feierlichem Ton vorgetragenen Bitte, morgen wieder kommen zu dürfen, daß sie ihm ganz befremdet nachblickte.

Er war so ganz und gar nicht mehr der lachende, selbstbewußte, frohe Mensch von ehedem.

Am anderen Morgen, als er wieder bei ihr saß, war's genau dasselbe. Es wollte kein rechtes Gespräch in Fluß kommen. Er starrte sie nur immer traurig an, wie kämpfend um Worte, wie bedrückt von einem Gedanken, der ihn zerstreut machte, und den er doch nicht aussprach.

Als er das nächste Mal in den Garten trat, saß sie auf ihrer Lieblingsbank am Seeufer. Er nahm neben ihr Platz mit derselben melancholischen Miene, wie all' die Tage, und erkundigte sich in dem scheuen zerknirschten Ton, den er sich ihr gegenüber angewöhnt hatte, aus dem so viel Selbstvorwürfe herausklangen, nach ihrem Befinden.

Sie fühlte sich in der Stunde, inmitten der leuchtenden Schönheit um sich her, stark genug, um mit einem heiteren Lächeln zu sagen:

„Lieber Herr Drey, bitte, lassen Sie es nun genug sein an Mitleid und Reue. Wenn ich Sie entsühnen kann, ich thue es wahrlich von ganzem Herzen. Seien Sie doch wieder lustig! Ihre Mutter behauptet, Sie hätten allen Humor verloren! Ich bitte Sie! Um eines traurigen Zufalls willen darf man doch nicht zum Melancholiker werden!"

Sie hatte ihm die Hand gereicht, die er nahm und herzlich drückte.

„Sie sind ein herrliches Mädchen, Gina!" erwiederte er mit warmer Empfindung. „Ich habe Ihnen das schon einmal gesagt und muß es wiederholen. Aber sehen Sie, gerade weil Sie ein so blühendes, kraftvolles Wesen waren, gerade weil Sie mir immer als eine Verkörperung von Gesundheit und Frische erschienen sind, komme ich nicht darüber hinweg! Ich vergebe mir's nicht, daß Sie um meines Leichtsinns willen Schmerzen erdulden mußten, daß — daß ich Ihnen zerstört habe, was ich Ihnen nicht wiederzugeben vermag."

Er schaute eine Weile schweigend in das leise Auf- und Abfluthen der Wellen. Dann faßte er wieder ihre auf dem Kleide ruhende Hand und fuhr fort, langsam, wie suchend nach dem rechten Wort:

„Geben Sie mir das Recht, Gina, Ihnen nahe zu bleiben — immer, recht, recht gut mit Ihnen zu sein ein ganzes Leben lang. Meine Augen sollen Ihnen gehören; der ganze Mensch, meine ganze Zukunft. Ich finde meine Ruhe nicht wieder, wenn ich nicht Alles thun darf, um Sie glücklich zu machen, wenn ich Sie nicht täglich, stündlich fragen kann, ob Sie mir vergeben haben!"

Gina's Hand zitterte leise in der seinen. Sie hielt die Augen gesenkt. Im ersten Moment wirkte seine Bitte fast

lähmend, wie ein jäher Schrecken auf sie, so unerwartet, so unvorhergesehen kam diese Lösung für ihre arme Seele, die nur Dunkel, nur Ernst, nur Entsagung in der Zukunft gesehen hatte. Dann, als sie erst so recht begriff, daß alles Glück, das sie ersehnt, sich erfüllen sollte, da hätte sie jauchzen und weinen mögen zugleich vor übermäßiger Erschütterung. Nur eines Wortes, nur eines einzigen Herzenstones, nur eines Blickes hätte es bedurft, und das Jauchzen trat ihr auf die Lippen und sie sagte ihm jubelnd, schluchzend, daß Alles, was für sie an Erdenwonne möglich sei, in dem Gedanken liege, sein Weib zu werden.

Aber er harrte schweigend ihrer Antwort, ohne jene Bewegung in der Stimme, in der Haltung, der sie nicht zu widerstehen vermocht hätte.

Und wie sie nun den Kopf emporhob und ihn vor sich sah, ernst, mit der strengen Falte auf der Stirne, ohne Lächeln, ohne ein Aufleuchten in den Augen, da erwachte sie jählings aus ihrem kurzen Freudentaumel.

Das war nicht die Miene eines Mannes, der um ein Mädchen warb, das er zu seinem Glücke bedurfte. Er saß vor ihr wie ein Schuldner, der eine Sühne anbietet, wie ein Schwergeprüfter, der eine Pflicht erfüllen will, der sich zu einem unabwendbaren Opfer entschlossen hat.

Nun, da sie sich seiner Kälte bewußt war, empörte sich ihr Stolz gegen seinen Antrag. Was gab ihm das Recht, mit solcher Sicherheit vorauszusetzen, daß ihr die Zukunft an seiner Seite Glück bedeute, daß in seiner Hand ein Ersatz für sie liege, den sie ihm danken müßte, als wäre er allein der Gebende, als hätte er nichts zurück zu empfangen, wenn sie ihm zu eigen würde?

O, er kannte sie doch sehr wenig, wenn er glaubte, daß sie je ein Gnadengeschenk von ihm annehmen, je eine solche Großmuth sich bieten lassen würde!

Hier gab es keine Erwägung, kein Besinnen für sie.

Ihr ganzes Wesen sprach ein zu klares, zweifelloses „Nein". Es galt nur einen Kampf mit ihrer Erregung, die sie ihm verbergen mußte. Sie wollte ruhig scheinen, wie er ruhig war.

„Nun haben Sie Alles gethan, Herr Drey, was ein Mann zu thun vermag," sagte sie, und im Anfang zitterte durch ihre Stimme ein herber, scharfer Klang, den sie allmälig erst zu mildern vermochte. „Sie haben mir die weittragendste Genugthuung gegeben, die ein Mädchen fordern könnte, wenn es überhaupt etwas zu fordern wünschte. Aber damit ist nun wirklich auch genug geschehen. Nun dürfen Sie sich befreit fühlen von jeder Verantwortung. Wir sind quitt, — auch wenn ich Ihnen von Herzen für Ihr Anerbieten danke!"

„Sie weisen mich zurück, Gina?" frug er, nicht ohne eine gewisse Ueberraschung und Gereiztheit. „Darf ich den Grund nicht wissen?"

„Den Grund? O, Sie sehen ihn wohl selber sehr klar, Herr Drey. Weil eine Ehe nicht zusammengeführt werden soll durch einen traurigen Zufall. Ohne diesen Zufall wären wir Freunde gewesen, wie bisher. Und Freunde wollen wir auch bleiben, nicht wahr? Nehmen Sie nochmals meinen Dank für Ihre Worte und lassen Sie uns wieder in das alte Geleise zurückkehren und diese Stunde vergessen."

Er zog ihre Hand an die Lippen und verbeugte sich; dann ging er, ohne ein weiteres Wort zu erwiedern. Wie sie seinen Schritt durch den Garten knirschen hörte, ihm nachblickte, sich sagte, daß er sie gekränkt verließ, daß nun Alles, Alles zwischen ihnen zu Ende war, daß sie selbst den zarten Faden hatte entzwei schneiden müssen — da trat eine letzte Versuchung an sie heran, als müßte sie aufschreien: „Hans, geliebter Hans!"

Sie klammerte sich an die Lehne der Bank; sie starrte,

mit fest aufeinander gepreßten Lippen in das Sonnengefunkel, bis sie nur noch einen Nebel vor den Augen sah. Dann flüchtete sie in das Haus, in ihr einsames Zimmer, verriegelte die Thüre und gab sich dem Jammer hin, der tiefen Schwäche, die auf den Kraftaufwand dieser letzten Augenblicke folgen mußte. Nun erst fühlte sie, was sie ihr gekostet hatten.

War's nicht, als ersinne er mit teuflischer Grausamkeit immer wieder neue, schlimmere Martern, um sie zu quälen? Diese Entscheidung, die er ihr zugemuthet! Diese Werbung! O, wenn sie an sein Gesicht dachte, an den ruhig erwartungsvollen, den fast ängstlich gespannten Ausdruck, mit dem er vor ihr gesessen hatte, dann mußte sie die Hände ballen vor Zorn und zugleich aufstöhnen vor Schmerz. Warum hatte er sie nicht in die Arme genommen und statt aller Worte ihren Mund mit Küssen bedeckt, so wie in dem einen kurzen Augenblick, da er sie wirklich begehrt hatte?

Vorüber! Vorüber! Dem Glück ihres Lebens hatte sie selber den Todesstoß gegeben.

Hans hatte mit einer heftigen Bewegung sein Boot vom Ufer gestoßen und war in den See hinaus gefahren. Er wollte keinem Menschen in die Augen sehen, am wenigsten seiner Mutter. Es war ein ganz wunderliches Gemisch von Empfindungen, mit denen er am Steuer saß, und sich von der leichten Brise hinaustreiben ließ.

Er sagte sich, daß er sich nun freier fühlen dürfe, als seit langen, langen Wochen, daß er einen Alp abschütteln könne, der auf ihm gelastet hatte; und doch lag auf seiner Brust ein Druck, den er nicht los wurde, prickelte ihm ein Unbehagen, eine zornige Gekränktheit durch alle Nerven. Abgewiesen! Es war doch ein peinlicher, beschämender Eindruck, auf den er nicht gefaßt gewesen war. Er kam sich vor wie ein eitler Narr! Er hatte seit jener Fahrt im

Sturm, seit jenem Kuß im Abenddunkel die heimliche Ueberzeugung gehabt, Gina sei ihm gut. Und daß Mädchen nach der Ehe trachten, das war ihm nicht blos von seiner Mutter, von seinen Bekannten häufig genug versichert worden, er hatte in diesem Punkte auch seine eigenen Erfahrungen gesammelt. Aber kurzweg, ohne Zögern, knapp und klar hatte sie „Nein" gesagt. Ein merkwürdiges Mädchen, diese Gina!

So stolz hatte sie ausgesehen, daß er über dem Ausdruck ihres Gesichtes das entstellte Auge nicht mehr bemerkte, von dem er doch beim ersten Anblick so schmerzlich erschüttert worden. Er war im Groll von ihr fort, und doch hatte sie ihm eine ganz verblüffende Hochachtung abgezwungen.

Aber sie hatte Recht: nun durfte er endlich wieder den Kopf emporheben. Es war ja nicht seine Schuld, wenn sie seine Sühne verschmähte. Mehr kann ein Mensch nicht geben, als sich selber. Er hatte sich in der That diesen Entschluß hart genug abringen müssen. Der Gedanke an eine Heirath war ihm niemals nahegetreten. Er kannte nur flüchtige, leichte, lustige Liebe. Philisterhafte Langeweile, Kindersorgen, häusliche Engherzigkeit, das schwebte ihm Alles recht trübselig vor Augen, wenn er sich je ein Bild von der Ehe ausmalte. Seine verheiratheten Freunde hatten ihm stets den Eindruck gemacht, als laste ein beständiger Druck auf ihnen. Dazu kam noch das Widerstreben seiner Natur gegen jeden Zwang. Zum ersten Male in seinem Leben sollte er sich den Verhältnissen unterwerfen, von dem Geschick zu einem Schritte gedrängt werden, den nicht sein freier Wille beschlossen.

Dennoch hatten Interesse und Mitleid für die arme Gina, hatten seine Gewissensbisse über jedes Bedenken gesiegt. Und nun, nachdem er sich wochenlang mühsam zu dem Ernst und der Biederkeit heranerzogen hatte, die

einem Verlobten, die einem zukünftigen Ehemann ziemen, nun erschien es ihm ganz seltsam, daß er seine alte, liebe Freiheit wieder besaß; daß er alle die lustigen Beziehungen wieder anknüpfen konnte, die er im Stich gelassen. Er hatte sich seines leichtfertigen Gedankengangs ganz entwöhnt in dem erschütternden Ernst dieser Sommerwochen.

5.

Gina lag noch schmerzzerwühlt in der Sophaecke in ihrem versperrten Zimmer, als das Mädchen an ihrer Thüre klopfte und einen Strauß brachte mit der Meldung, Freiherr v. Welser habe um die Vergünstigung gebeten, morgen wieder nachsehen zu dürfen. Er habe Wichtiges mit dem Fräulein zu sprechen.

Dieser Gruß, diese Nachricht gerade in dieser Stunde schienen Gina wie eine Schicksalsmahnung. Es war Zeit, ihre Gedanken loszureißen von ihrer unglückseligen Liebe.

Was konnte der Freiherr ihr zu sagen haben, als einen günstigen Bescheid über das Stück? Ein Hoffnungsstrahl für den Vater, ein Lichtblick auch für sie in der traurigen Oede um sich her. —

Der Intendant gab auch am nächsten Tage, nachdem die Begrüßung vorüber war, und er mit Gina allein durch den Garten ging, seiner warmen Anerkennung für das Talent ihres Vaters Ausdruck. Er verlangte dringend noch mehr zu lesen, ein Wunsch, dem sie zu willfahren vermochte, da sie sich die Manuskripte, die der verbitterte Dichter so scheu zu verbergen pflegte, zu verschaffen gewußt hatte.

Der Freiherr ließ auch durchblicken, daß er Alles daran setzen wolle, um eine Aufführung an dem Hoftheater in D. zu ermöglichen.

Er verwendete keinen Blick von Gina, während er ihr diese freudigen Aussichten eröffnete. Sein ganzes Be-

nehmen verrieth das ungewöhnliche Interesse, das er an ihr nahm. Er hatte in dem Verkehr mit ihr den Ton verändert. Er gab sich nicht mehr, wie bei der ersten Begegnung, als väterlicher Freund, sondern als warmer Verehrer.

So wenig Gina im Allgemeinen dazu neigte, sich übertriebene Vorstellungen von ihrer Macht über die Männer zu machen, so fühlte sie doch schon bei diesem ersten Besuche des Intendanten, daß über kurz oder lang eine wichtige Entscheidung an sie herantreten würde. Vor wenigen Wochen wäre sie noch erschrocken über diese Erkenntniß. Ihr ganzes Wesen würde sich aufgelehnt haben gegen die Neigung des alternden Mannes, der nach ihr begehrte. Aber nach der letzten, qualvollen Unterredung mit Hans war eine große Ermattung über sie gekommen. Sie war schmerzensmüde. Nichts erschien ihr entsetzlicher, als noch einen Sommer neben der Drey'schen Villa zubringen zu müssen, immerfort in seine Nähe gedrängt, die stets auf's Neue die alte Sehnsucht, das tolle Wünschen in ihr aufwühlte.

Entfernung wäre Erlösung! Warum nicht ein volles Ende, da es ja doch zu Ende war? Warum nicht eine Schranke, die ihr künftig verbieten würde, an ihn zu denken? Was konnte sie Besseres mit ihrem Leben anfangen, als nach einer Stellung trachten, in der es ihr möglich wäre, den glühenden Wunsch ihres Vaters zu fördern?

Die Frau eines Intendanten! Sie mußte ja Einblick in das Bühnentreiben gewinnen. Sie konnte ihren Einfluß auf den Mann, der sie liebte, geltend machen! Und sie war überzeugt, der Erfolg war da, sobald die Stücke nur in die Oeffentlichkeit treten durften!

So ließ sie es denn geschehen, daß der Freiherr auf jede Weise ihre Nähe suchte; immer wieder neue Gelegenheit zu einem Besuch nahm, bald ein interessantes Buch,

bald einen fesselnden Zeitungsartikel brachte, daß er auf den See hinausruderte, sobald er sie in ihrem Kahne draußen sah und mit seinen Blumensträußen um ihre Gunst warb. Mit der Scheu des ergrauten Mannes vor jeder allzuwarmen Gefühlsäußerung, über die man lächeln könnte, vermied er jedes Geständniß in Worten. Er zeigte Gina nur die freundschaftlichste Ergebenheit; wurde nicht müde, über die Stücke ihres Vaters zu sprechen, die schönsten Stellen zu rühmen, die etwaige Besetzung zu überlegen und sogar über die Kostüme ihren Rath zu erfragen. Und das Mädchen, das von galanten Redensarten wohl angefröstelt worden wäre, dankte ihm von Herzen diese friedliche, von so viel Güte zeugende Unterhaltung, in die sich immer das Interesse für den Vater mischte.

Merkwürdigerweise zeigte Adele, welche sonst allen Personen in Amt und Würden mit so besonderer unterwürfiger Huldigung entgegenkam, dem Freiherrn gegenüber eine ziemlich ablehnende Haltung. Im Grunde war diese sichtliche Abneigung eher förderlich als hinderlich für seine Werbung um die Tochter. Große Zuvorkommenheit ihrer Mutter würde das Mädchen zweifellos zur Zurückhaltung bewogen haben.

Adele war überhaupt in schlechter Stimmung. Sie hatte darüber triumphirt, daß in diesem Sommer durch die Freundschaft mit Edith die langersehnten vertraulichen Beziehungen zu den Nachbarn angebahnt und befestigt worden waren. Selbst während Gina's trauriger Haft war es ihr als bester Trost erschienen, daß Dreys ein Interesse bekundeten, als gehöre das Mädchen zu ihrer Familie. Und nun schien mit einem Male eine Erkältung eingetreten zu sein. Edith war ja von zärtlicher Anhänglichkeit, auch der Geheimrath, der nun seinen Urlaub genoß, ließ es an Liebenswürdigkeit nicht fehlen; aber seine Gattin hatte entschieden wieder die kühle, unnahbare Miene

von ehedem angenommen, die auch das höflichste Lächeln nicht zu verbergen vermochte.

Adele ahnte ja nicht, was vorgefallen war, welche Kränkung das empfindliche Mutterherz durch ihre Tochter erfahren hatte. Mit einem Seufzer hatte die Geheimräthin sich in den Gedanken einer Verlobung ihres Sohnes mit Gina zu finden gewußt. Die Schönste, die Reichste, die Vornehmste, ein Ausbund aller Tugenden, wäre ihr gerade gut genug erschienen für ihren Liebling, und sie würde Jeder dieses Glück im Stillen mißgönnt haben. Daß sich aber ein Weib in der Welt finden könne, das im Stande war, ihrem Hans einen Korb zu geben, ging völlig über ihr Fassungsvermögen. Sie mußte im Grunde ja Gina dankbar sein, daß sie ihr den Sohn gelassen, und dennoch verzieh sie es ihr nach den Widersprüchen der weiblichen Natur nicht, daß sie nicht mit beiden Händen zugegriffen hatte.

Die Lippen ihres Hans waren natürlich verschlossen geblieben über seine Unterredung mit Gina. Aber nach seinen vorherigen Andeutungen mußte seine plötzliche Abreise der Mutter, die so genau seine Stimmungen kannte, ja deutlich genug verrathen, was geschehen war.

Nach einer Woche etwa kam er wieder aus der Stadt zurück, ziemlich übellaunig und reizbar, erklärte, es sei langweilig, er habe gar nicht übel Lust, wieder auf eine längere Reise zu gehen.

Nun war auch Edith zu Besuch auf der Villa und fragte ihn eines Tages mit ihrer drolligen Offenheit geradezu: „Nun Hans, wann verlobst Du Dich denn mit Gina? Es wäre Zeit!"

Er zog die Stirne kraus. „Ich habe Gina meine Hand angeboten, aber sie wollte nicht."

„Wirklich?" rief Edith auf das Lebhafteste erregt. „Ja, was ich immer sage: die Mädchen sind doch viel edler

und stolzer, als die Männer! O! zeige mir doch einmal den Mann, der einer so großmüthigen Handlung fähig wäre!"

„Aber Edith! Es ist ja sehr schmeichelhaft für mich, wenn Du es als eine besondere Großmuth ansiehst, mich abzuweisen —"

„Ja, von Gina war es sehr edel, sehr großmüthig, denn Gina hat Dich sehr lieb, Hans; sie ist, wie ihr Deutschen sagt, verliebt bis über die Ohren in Dich!"

„Welche Idee! Fällt ihr ja gar nicht ein!" wehrte Hans ab. Aber er hatte Edith einen Moment mit nachdenklichen Augen angeblickt. Es war doch seltsam, daß auch sie diese Ueberzeugung aussprach, die er als eine Selbsttäuschung von sich gewiesen hatte.

„Ich wundere mich, daß Du das noch nicht bemerkt hast," plauderte die Amerikanerin lebhaft weiter. „Ich wußte es gleich am ersten Tage, da ich euch zusammensah. Ich habe scharfe Augen, wenn ich Jemand lieb habe. Aber Du hast sie eben nicht lieb. Ihr Männer seid immer so thöricht in eurem Geschmack. Ich glaube, Du wirst Dich eines Tages noch in eine eitle Gans mit geschminktem Gesicht und gefärbten Haaren verlieben und noch unter ihren Pantoffel kommen."

Hans schien sehr erheitert von dieser trostreichen Zukunftsaussicht. Aber Edith's Worte waren nicht so gleichgiltig an ihm abgeprallt, als er sich das Ansehen gab.

Ob Edith richtig beobachtet, ob das Mädchen ihn wirklich lieb gehabt hatte? Er kam darüber nicht in's Reine. Jetzt folgte ihr, wie ihr Schatten, die hohe Gestalt des Freiherrn, so oft man ihr begegnete, und sie schien nur noch Interesse zu besitzen für das graue Haupt und das müde Gesicht mit den verschleierten Augen. —

„Ich bin erstaunt, wie wenig man doch eigentlich den Charakter eines jungen Mädchens zu ergründen vermag,"

bemerkte eines Mittags bei Tische die Geheimräthin. „Ich hätte nie gedacht, daß Gina ehrgeizig oder berechnend wäre. Und doch scheint sie nicht abgeneigt, die kühlste Vernunftehe zu schließen, nur um eines Titels willen."

Edith warf einen raschen Blick auf Hans.

„O, ein häßliches Motiv wird Gina nie haben, das weiß ich!" rief sie in warmer Vertheidigung der Freundin.

„Sie fürchtet wohl, keinem jüngeren Manne mehr gefallen zu können, entstellt, wie sie nun ist," bemerkte der Geheimrath trocken. „Es ist sehr klug von ihr, die sichere Liebe eines älteren Mannes dankbar anzunehmen."

Bei den letzten Worten war Hans plötzlich aufgesprungen, als werde es ihm zu schwül im Speisezimmer.

„Ich begreife nicht, Egon," wendete sich die Geheimräthin vorwurfsvoll an ihren Gatten, nachdem der Sohn den Tisch verlassen, „wie Du in Gegenwart von Hans derartiges sagen magst. Du ahnst ja gar nicht, wie ihm die Geschichte mit Gina zu Herzen ging."

6.

Es ward völlig Herbst in den nächsten Wochen. Schwere Wolken zogen aus den Bergen heraus. Heftige Stürme jagten über den See hin. Zuweilen aber gab es dann wunderbare Beleuchtungen; Sonnenuntergänge mit rothen, grellgelben, feurigen, glühenden Farben, aus welchen die schneebedeckten Häupter des Karwendel und des Wettersteins in eigenartiger, ernster Schönheit hervortraten. Die Sommergäste waren zum größten Theil in die Stadt zurückgekehrt; in den Gärten häuften sich die gelben Blätter auf den verlassenen Wegen; die Landhäuser mit ihren verschlossenen Läden machten einen herbstlich-melancholischen Eindruck. Die wenigen Villenbewohner, die noch den späten Septembersonnenschein genossen, fielen

ordentlich auf in dem beginnenden Einwintern und dem wieder mehr zur Geltung gelangenden Dorfleben.

Kein Wunder, daß die fortgesetzte Anwesenheit des Intendanten in dem kleinen Fischerhäuschen, und seine auffallenden Bemühungen um Fräulein Hauberg, die ohnedies in diesem Sommer durch ihren Unfall ein Gegenstand des lebhaftesten Interesses geworden war, einen allgemeinen Gesprächsstoff abgaben. Es ereignete sich ja gar nichts mehr in der Herbststille. Der Intendant hatte sich eine Urlaubsverlängerung erbeten; aber auch diese ging mit dem September zu Ende.

An einem jener schwülen Tage mit Föhnstimmung und feurigem Farbenzauber, wie sie der Herbst zuweilen bringt, saß der Freiherr neben Gina im Garten und sprach vom Abschied. Sie hatte lange diese Stunde vorausgesehen und doch lag ihr ein merkwürdiges Bangen auf der Brust wie eine beklemmende Angst.

Sie errieth an der nervösen Unruhe, an der zerstreuten Art des Mannes ihr gegenüber, daß er entschlossen sei, heute eine Entscheidung herbeizuführen, und mit einem unwillkürlichen Bestreben, diesen Moment hinauszuschieben, plauderte sie von allem Möglichen mit einer krampfhaften Lebhaftigkeit. Schließlich waren sie doch wieder auf das alte Thema, die Stücke ihres Vaters, gekommen. Und mit einem Male legte der Intendant seine lange, schmale Hand auf die ihre und sagte: „Mit vereinten Kräften wollen wir wirken für den Erfolg des verehrten Mannes. Am besten wäre es: Seite an Seite. Würden Sie sich dazu entschließen können, Fräulein Gina?"

Da sie schwieg und die Augen senkte, fuhr er fort: „Ich habe lange gezögert mit dieser Frage, aus einer Scheu, die Sie begreifen werden. Ich bin so viel älter als Sie, ich habe ja kaum das Recht, mit meinen grauen Haaren Ihre Jugend zu begehren. Viele ernste Fragen

haben wir miteinander besprochen, und ich meine Sie gut zu kennen, Fräulein Gina — nur den einen Punkt habe ich mich gefürchtet zu berühren. Ich wagte nicht, Sie um einen Einblick in Ihr Herz zu bitten."

Sie war entschlossen, vollkommen wahr vor ihm zu sein. Aber es ward ihr schwer, ihr geheimes Leid, das sie aller Welt verborgen glaubte, zum ersten Male zu bekennen.

„In meinem Herzen ist nichts als die bittere Erinnerung an eine glücklose, thörichte Liebe," sagte sie mit einem wehmüthigen Beben um die Lippen.

Sie sah, daß er zusammenzuckte, daß seine Stirn sich verdüsterte.

„So glücklos, so thöricht war diese Liebe," fuhr sie mit einem herben Lächeln fort, „daß der Mann, dem sie galt, nicht die leiseste Ahnung davon hatte. Sie sind der einzige Mensch, der je von diesem Herzensirrthum erfahren soll. Ich habe ihn allein durchgekämpft — allein auch begraben."

„Ich danke Ihnen, Gina, für Ihr schönes Vertrauen," sagte der Freiherr aufathmend. „Lassen Sie diese Neigung nur vollkommen todt und vergessen sein. Sie verdienen, geliebt zu werden, und Sie sollen geliebt werden wie das letzte Glück, wie der letzte herrliche Jugendsonnenschein in einem Leben. Wollen Sie, Gina?"

Er schaute ihr mit einem veränderten Ausdruck seiner sonst so ruhig blasirten Züge, mit einer heimlichen Gluth, die ihr ein unwillkürliches Grauen erweckte, in das Gesicht. Der heiße, begehrliche Blick drängte ihr eine Erinnerung vor Augen, vor der sie erschrak bis in's tiefste Herz. Sollte jede leidenschaftliche Regung, die sie erweckte, ihr künftig zur Marter werden, weil sie sie gemahnte an den einen unverwischbaren Moment, an den jungen dunklen Männerkopf, der sie einmal geküßt hatte?

Aber sie hatte ja einen Zauber, der diese Gespenster bannen mußte: den Gedanken an den Vater! Und dann glaubte sie fest, mit heiligem Ernst, an den sicheren Schutzwall der Pflicht, hinter dem sie sich bergen und flüchten könnte vor allen heißen Erinnerungen.

„Ich hoffe die Neigung, die Sie mir entgegenbringen, zu verdienen, Herr Baron,“ sagte sie leise. „Eine herzliche Freundschaft kann ich Ihnen versprechen und treue Pflichterfüllung.“

Er neigte sich bewegt auf ihre Hand herab und zog sie an die Lippen.

„Ich will Ihnen nicht mit stürmischen Worten danken, Gina, sondern durch mein ganzes Leben, das fortan nur das eine Ziel kennen soll, Ihren Vater berühmt, Sie glücklich zu machen. Heute noch spreche ich mit dem verehrten Manne! Ich möchte mein Glück so gerne recht bald aller Welt verkünden dürfen! Gina, meine schöne, liebe, junge Braut!“

Seine freudige Erregung, die Zurückhaltung, die er sich dennoch mit klugem Takte auferlegte, hatten etwas Rührendes für Gina. Es that ihr weh, ihm mit so kühler Ruhe gegenüberstehen zu müssen, wie abgestorben für jede Empfindung. Mit einer gewissen Beschämung fühlte sie sich seine Schuldnerin. Aber sie zweifelte nicht an ihrer Kraft und unerschütterlichen Willensstärke in der Zukunft. Sie selbst kam ja nicht mehr in Betracht. Sie wollte leben für Andere, und mit diesem Entschlusse hoffte sie ihm seine Güte und Liebe wohl noch lohnen zu können. —

Ein großer Friede war über sie gekommen, als sie des Abends noch ganz allein am Seeufer saß und den schönen Tag zu Ende genoß. Noch immer kam der Wind wie ein warmer Hauch, das Wasser leuchtete wie sattes, dunkles Gold, die Berge schienen so nah. Der Mond kam herauf und sein Bild schwamm auf dem jetzt regungslos glatten

See. Durch einen Ahornbaum mit gelbem und rothem Laub fiel wie ein Goldregen das Licht herab und verzitterte auf den Ufersteinen.

Es hatte etwas ganz Märchenhaftes: diese milde Frühlingswärme in der Herbstpracht, diese müde Ruhe, dieses glänzende Sterben der Natur. — Gina nahm Abschied von den Mädchentagen, die sie hier verlebt, von ihren Träumen, ihren Wünschen, ihren Hoffnungen. Wenn die alten Bäume, unter denen sie als Kind gespielt, wieder blühten, dann war ihr Loos entschieden, dann war sie schon eine ernste Frau, deren Herz nichts mehr begehren durfte, für die das Leben ruhig und klar sich abwickelte. Und es war gut so. Sie schaute immerzu auf den Lichtglanz, der immer breiter und mächtiger das Wasser überfluthete, bis sie förmlich in einen Traumzustand gerieth, als wäre ihr Dasein schon vorüber, und sie säße nur noch als abgeschiedener Geist auf der Stätte ihrer Jugend.

Sie war so versunken, daß sie die dunkle Gestalt nicht gewahrte, die drüben im Nachbarsgarten am Zaun lehnte, den Blick der Augen nicht fühlte, die schon eine Weile auf sie gerichtet waren.

Plötzlich erschrak sie vor einem Geräusch in der tiefen Stille. Es näherte sich ihr ein rascher Schritt. Mit großen, verständnißlosen Augen starrte sie auf Hans, der nun vor ihr stand, neben ihr Platz nahm, ehe sie sich nur besinnen konnte, ob sie gehen oder bleiben sollte.

Er schaute sie so merkwürdig an — wild und düster und leidenschaftlich, wie nie zuvor.

„Gina, ist es wahr, was man sich erzählt?“ frug er hastig. „Wollen Sie sich verloben oder haben Sie es schon gethan? Es kann ja nicht wahr sein; ich glaube es nicht, ehe Sie es mir selber sagen! Sie sich wegwerfen für eine Stellung, für einen Namen! Das ist ja undenkbar!“

Sie war unruhig von ihm fortgerückt, sie suchte den Blicken zu entrinnen, die sich so fest und heiß in ihr Gesicht einbohrten.

„Das ist ja ein recht seltsames Verhör, Herr Drey, und zu einer recht seltsamen Stunde," erwiederte sie, in abweisender Herbheit ihre Zuflucht suchend. „Von ‚Wegwerfen' ist nicht die Rede. Ein Titel, ein Name könnten mich niemals bestechen. Aber ich schätze den Freiherrn. Ich bin ihm dankbar für seine Liebe und freue mich, eine Stellung einzunehmen, in der ich meinem Vater förderlich sein kann. Ist das nicht ein großer, schöner Zweck, der beste, den ich für mein Leben finden könnte?"

„Einen Mann heirathen, der Ihr Vater sein könnte — nein und tausendmal nein! Es ist ein Frevel, es ist moralischer Selbstmord!"

„Und wenn es das wäre!" murmelte sie, unwillkürlich von einer wilden Melancholie ergriffen, die ihr das Herz zusammendrückte.

„Aber Sie sollen nicht, Sie dürfen nicht! Ich dulde es nicht, Gina!" rief er heftig.

„Ich darf nicht? — Ich kann Sie wirklich nicht mehr verstehen, Herr Drey!"

Sie hatte sich nun erhoben und stand mit stolz zurückgeworfenem Kopfe vor ihm, während sie mit bitterem, abweisendem Spott die Worte hervorstieß.

„Nein! Sie sollen nicht! Sie dürfen nicht!" wiederholte er. „Es wäre Tollheit, es wäre ein Verrath an Ihrem eigenen Herzen. Denn Sie lieben ihn nicht, Gina! Mich liebst Du, Mädchen, mich — ich weiß es ja!"

So verblüffend auch diese Behauptung sie traf, sie senkte die Augen nicht. Ihre Haltung wurde nur noch trotziger. Ihre Empörung gab ihr Kraft, mit verletzender Kälte zu erwiedern: „Ich glaube, ich habe Ihnen keinen Beweis dafür gegeben."

„Weil Du so stolz bist, Gina, so stolz und trotzig, daß Du Dich lieber unglücklich machen willst, als Dich mir nur durch einen warmen Blick zu verrathen! Aber ich weiß es dennoch! Seit ich Dich selber lieb habe, weiß ich es, Gina!"

„Sie mich!" sagte sie bitter. „Es klang nicht wie Liebe, was Sie hier in diesem Garten, an derselben Stelle, zu mir gesprochen haben. Es klang wie herablassendes Mitleid! Ich will Ihr Mitleid nicht!"

Zum ersten Male verrieth ihm ihr leidenschaftlicher Ton, wie sie durch ihn gelitten, wie weh er ihr gethan durch seine kühle Werbung.

„Du hast mir ja auch die Antwort gegeben, die ich verdiente," sagte er. „Aber glaubst Du, ich wäre der Mann, zum zweiten Male um ein Mädchen zu werben, das mich einmal mit dürren Worten abgewiesen hat, wenn ich nicht müßte, wenn ich anders könnte! Sieh, ich bin Dir ja immer gut gewesen! Aber Du ahnst nicht, in welch' tollem Leben Unsereiner herumgeworfen wird, welche Gedanken und Bilder uns durch den Kopf schwirren! Ich habe mich nur immer so treiben lassen von dem Strudel, immer dem frohen Moment gelebt. Nun aber kam das Unglück, das ich angerichtet hatte. Ich wurde den Gedanken an Dich bei Tag und bei Nacht nicht los. Aber er war so vermischt mit Reue, mit Gewissensbissen, mit Selbstvorwürfen — es darf Dich nicht wundern, wenn ich mit recht traurigem Gesicht hier vor Dir saß, wenn kein Gefühl der Freude, wenn kein rechter Gedanke an Glück sich in mir regen wollte. Ich war an den Ernst so gar nicht gewöhnt. Als Du mich abwiesest, ging ich in die Stadt, in die alten Kreise zurück. Aber das Leben, das ich bis dahin geführt hatte, gefiel mir nun nicht mehr. Ich mußte immer wieder an Dich denken, Gina, an den Trotz, mit dem Du mir ein ‚Nein' erwiedert, und an der Frage

herumräthseln, ob es Dir ernst gewesen mit Deiner Gleichgiltigkeit gegen mich? Angeekelt von den alten Späßen, den alten Gefährten, kam ich wieder heraus und sah Dich mit diesem Mann — und da ist es in mir erwacht in heller Gluth, daß ich Dich ihm nicht lassen will! Daß ich Dich haben möchte, Gina, nicht mehr aus kühlem Pflichtgefühl, nein, um meiner selbst willen, daß ich Dich liebe und daß ich Dir das Bekenntniß abtrotzen will, auch Du hättest mich lieb im Grunde Deiner stolzen Seele!"

Er hatte ihr die letzten Worte nahe in das Gesicht gesprochen in einem leidenschaftlich hastigen Geflüster.

„Hans!" Es war wie ein Schrei der Angst, des Jubels, des Schreckens und des Entzückens zugleich. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie fliehen. Aber im nächsten Moment lag sie an seiner Brust und hielt die Arme um seinen Hals geschlungen, und er küßte sie so heiß, so wild, wie sie es oft geträumt. Sie hatte Alles vergessen: den Vater, den Freiherrn, und ihre feierlichen Entschlüsse, in diesem stürmischen Glücksrausch.

Plötzlich drückte sie, wie erwachend, beide Hände an die Stirn und ließ sich auf die Bank herabsinken.

„Es ist ja zu spät! Zu spät! Hans, bist Du denn dazu bestimmt, mich immer auf's Neue zu foltern? Ich habe ihm heute mein Wort gegeben. Ich kann nicht mehr zurück. Um meines Vaters willen — ich kann nicht!"

„Nun gut! So wag's und werde sein Weib!" sprach er ungestüm, ihr heiß in die Augen blickend. „Ich aber sage Dir, Du bist mein! Thu' was Du kannst und darfst, Gina, aber glaube nur nicht, daß der fremde Ring, der fremde Mann Dich vor mir rettet! Nun weiß ich, daß Du mich liebst! Nun hab' ich Macht über Dich!"

Wie glühende Wellen glitt's über sie hin. Jeder Nerv zitterte in ihr, auch nachdem er sie verlassen. In einem wahren Fieber lag sie die ganze Nacht.

Nun waren alle ihre Kämpfe umsonst gewesen; schlimmer als je war sie in seinem Bann, unfähig, sich zu wehren gegen den Glücksrausch, der sie stets auf's Neue durchrieselte.

Und ein Anderer hatte sie seine liebe Braut genannt. Sein freudig bewegtes Gesicht stand ihr mahnend vor Augen, und ihr Gewissen hämmerte vorwurfsvoll: denk' an Deinen Vater!

7.

Als sollte sie dringend gemahnt werden an ihre entsagungsvollen Vorsätze für das Wohl ihrer Eltern, kam am anderen Morgen gänzlich unerwartet ihr Vater auf die Villa heraus und begrüßte sie wärmer, inniger noch als sonst. Sie sah es an dem Ausdruck seines Gesichtes, daß der Freiherr gesprochen hatte. Es schien ihr, als wolle der Vater ihr durch besondere Güte danken für ihren Entschluß, dessen Beweggrund er ja wohl durchschauen mochte. Und sie sollte ihm nun die bitterste Enttäuschung zufügen? Ihr halb gebrachtes Opfer zurücknehmen und dem Intendanten, dem einzigen Menschen, der die Macht und den guten Willen hatte, für des Vaters Dichterruhm zu wirken, auf's Schwerste vor den Kopf stoßen?

Gestern noch hätte der Freiherr ihr ein schonendes „Nein" verzeihen müssen; aber nun, heute? Wie konnte sie verweigern, was sie einmal gewährt? Wie konnte sie ihm sagen: „Nun liebt mich jener Andere; nun danke ich Ihnen für Ihre Liebe!" Es wäre eine unverzeihliche, eine beispiellose Kränkung, für die er sich rächen würde an ihrem armen Vater.

Alle die Seelenleiden, alle die schweren Stunden, die ihr dieser Sommer gebracht, schienen ihr geringfügig im Vergleich zu der Pein dieses Nebelmorgens, an dem sie

den Besuch ihres Verlobten erwartete. Nun hatte sie zum ersten Male die Empfindung, daß sie eine Schuld auf sich geladen habe, wie sie auch handeln möge. —

Die Mittagsstunde kam heran.

Die Mutter wendete sich mit einer merklichen Gereiztheit an Gina: „Du erwartest wohl wieder den Freiherrn?"

„Ich denke, daß er kommen wird," erwiederte Gina erblassend.

„Willst Du nicht einen Spaziergang durch den Garten mit mir machen?" frug ihr Vater nach einer Weile.

Sie stand bereitwillig auf. Sie war dankbar für jede Gelegenheit, ihren Gedanken zu entfliehen, sich mit ihrer innerlichen Unruhe hin und her zu bewegen. An den Vater aber hätte sie sich heute klammern mögen, ihm immerfort in die Augen blicken, um sich Muth zu holen und ihre Kindesliebe zu stärken.

Draußen, unter den Bäumen, von welchen die Regentropfen fielen, sah ihr der Vater mit einem ernsten Lächeln in das aufgeregte, überwachte Gesicht.

„Gina, Du darfst den Freiherrn heute nicht erwarten."

Und da sie in höchster Verwunderung schwieg, fuhr er fort: „Was bist Du doch für ein Kind, Gina, daß Du glaubst, ich würde Dein Lebensglück an einen ehrgeizigen Wahn setzen, daß Du überhaupt für möglich hältst, es ließe sich der Erfolg erzwingen durch den guten Willen eines Einzelnen! Du meintest wohl, das Publikum sei ein Moloch, der sich durch ein Menschenopfer versöhnen läßt, und Du wolltest dieses Opfer sein, Du großes, einfältiges, gutes Kind?"

Es klang recht zärtlich und liebevoll, wie er sie schalt; sie aber, ohne noch ganz zu begreifen, was diese Wendung bedeutete, frug nur erschrocken: „Was hast Du dem Freiherrn gesagt?"

„Daß Du kaum zwanzig Jahre alt seiest und daß er

älter ist, als Dein Vater! O, er war sehr überrascht, daß solch' ein verunglückter Theaterdichter, wie ich, nicht vor dem Intendanten eines königlichen Schauspielhauses auf den Knieen lag. Aber ich, mein Kind, verstand ja sofort, was Dich bewogen hatte zu einem so unsinnigen Entschluß. Und der Herr Intendant hatte sich verrechnet, wenn er dachte, daß mein Ehrgeiz die Rücksicht auf mein Kind und dessen Zukunft übertrumpfen würde; er irrte sich, wenn er glaubte, daß ein an Enttäuschungen gereifter Mann sich so leicht blenden und überlisten lassen würde, wie eine zwanzigjährige Idealistin."

„Du thust dem Freiherrn Unrecht, Vater. Er hat so einfach, so schlicht um mich geworben."

„Mag sein. Aber er hat Dich gewonnen durch sein Interesse, sein Lob für meine Stücke. Er hat Dir vorgespiegelt, daß er den Erfolg für mich machen könne, wenn Du seine Hände streicheltest, und das war eine List, die er wohl in der Liebe für erlaubt hielt. Denn daran geglaubt hat er selber sicherlich nicht."

„Doch, doch, Vater! Du bist verbittert, Du denkst zu gering von den Menschen und von Dir selber!" rief Gina, erschrocken nur über die Möglichkeit einer solchen Täuschung.

„Er hat es mir ja zugeben müssen," sagte Hauberg langsam, mit der Gelassenheit der Resignation. „Ich habe ihn gefragt: ‚Können Sie mir mit Ihrem Ehrenwort versichern, daß Sie meine Stücke, ja nur eines derselben, für zugkräftig, für einen Treffer halten?' Da zögerte er und nahm zu hübschen Phrasen seine Zuflucht. Sein Ehrenwort gab er nicht. Er konnte es nicht geben. O, ich bin überzeugt, er hätte Dir zu Liebe einmal eine Aufführung durchgesetzt. Das Stück wäre kühl aufgenommen worden und stillschweigend wieder vom Repertoire verschwunden. Du hättest ihn niemals anklagen und behaupten dürfen, er habe sein Wort nicht gehalten. Er hätte ja sein Mög-

lichstes gethan und seine Hände in Unschuld gewaschen. Aber ich erhebe den Vorwurf gegen ihn, daß er dies Alles voraus wußte und Dich dennoch zu ködern suchte durch Deine blinde Liebe zu Deinem Vater."

Er hatte den Arm der Tochter in den seinen gezogen, und sie lehnte sich an ihn, wie sie es noch selten gethan, als wäre es ihr Bedürfniß, auch körperlich zu empfinden, welchen Halt sie hatte an diesem besten, treuesten Freund an ihrer Seite. Sie war sich so groß, so wichtig erschienen mit ihrem opfermuthigen Plane. Sie hatte Schicksal spielen wollen für den Vater, und nun fühlte sie sich recht klein und thöricht, recht wie ein Kind, das nicht wußte, was es that.

„Weißt Du, was ich ihm noch gesagt habe, dem Freiherrn v. Welser? Daß Du einen Anderen lieb habest, Gina, und daß es nur eine Verzweiflungsstimmung gewesen sei, in der Du ihm Dein Jawort versprachst."

Der Vater hatte es leiser, mit einem ernsten Lächeln, halb in ihr Ohr gemurmelt. Eine glühende Röthe zog ihr über die Wangen bis an den Hals.

„Wie konntest Du das wissen?" frug sie verwirrt. „Kannst Du denn Gedanken lesen, Vater?"

Er lächelte.

„Schau, Gina," erwiederte er, mit einer gewissen Wehmuth ihr dichtes, dunkles Haar streichelnd, „ich habe mir einmal eingebildet, ein Dichter zu sein, der die geheimsten Regungen der Menschenseelen belauscht. Es wäre doch recht traurig, wenn ich nicht einmal mein eigenes Kind durchschauen könnte! Ich weiß es lange, daß Du Dich herumquälst mit einer unglücklichen Liebe. Es hat mir im Stillen schmerzlich leid für Dich gethan, gerade weil ich keinen Trost wußte und —"

Er sprach den Satz nicht zu Ende, denn Gina hatte

sich ihm plötzlich mit leidenschaftlichem Ungestüm an die Brust geworfen.

Die unerwartete Einmischung des Vaters, der Einblick in ihr Herz, den er ihr verrieth, hatten sie so überrascht, daß sie nun erst völlig begriff, welche Befreiungsthat er für sie vollbracht hatte.

„O Du guter, lieber, einziger Vater!“ rief sie in einem stürmischen Jubel, den er sich nicht zu deuten vermochte, „Du hast ein Wunder gethan! Du hast mir ja mein Glück erobert! Was soll ich denn nur sagen, um Dir zu danken! Aber warte nur, warte nur! Nun will auch ich ein Wunder vollbringen!“

Als sie jetzt von dem verblüfften Vater weg in das Haus, in das Wohnzimmer lief, da hatte sie ein Gefühl, als könnte sie nun Berge versetzen. Aber ihr Muth sank ein wenig, sobald sie den kühlen Augen ihrer Mutter begegnete. Ihr gegenüber hatte sie sich immer fremd gefühlt. Wie sollte sie nun die Worte finden, um im Sturm dieses starre Herz zu rühren, um die ruhige Frau in eine Feststimmung zu versetzen, in der sie auch einmal etwas Ungewöhnliches that?

Adele schaute ihr sehr überrascht in das heiß erregte Gesicht.

„Was bedeutet das?“ frug sie, auf einen Strauß und eine Karte deutend, die auf dem Tische lagen. „Das hat der Freiherr geschickt. Auf der Karte steht: p. p. c. Er ist also fort? Er verabschiedet sich?“

Gina stand nun nahe vor der Mutter, glühend vor Erregung, suchend nach einem Ausdruck für all' das heiße Gefühl, von dem ihr das Herz voll war.

„Thut es Dir leid, Mama, wenn ich nicht Freifrau v. Welser werde?“ begann sie, mit nervösen Fingern über die Decke des Nähtisches streichend, an dem die Mutter saß.

„Nun, Gott sei Dank, daß Du doch noch im letzten

Moment zur Vernunft gekommen bist, Gina!" gab ihre Mutter zurück mit einer zornigen Falte auf der Stirne. „Um meinen Rath hast Du ja nicht gefragt, sonst wüßtest Du längst, wie wenig ich mit dieser unsinnigen Verbindung einverstanden gewesen wäre. Aber Dein Vater — natürlich! Ihm wäre bei seiner ungestillten Theaterbegeisterung wohl der Intendant als Schwiegersohn ganz erwünscht, wenn gleich —"

Gina legte der Mutter die Hand auf den Mund, um ihr die Lippen zu schließen.

„Nichts über den Vater, Mama! Du thust ihm Unrecht. Er hat das Opfer, das ich doch für ihn bringen wollte, nicht angenommen; er hat der Geschichte ein Ende gemacht. Und dafür mußt Du ihm Dank sagen; Du mußt ihm ein gutes Wort geben! Ja, bitte, bitte, Mutter, mir zu Liebe! Sei einmal gut gegen den armen Vater, der Dich so gern hat und der so traurig ist über euer frostiges Verhältniß zu einander."

Sie hatte der Mutter den Arm um die Schultern gelegt und suchte sie emporzuziehen. Adele wehrte sich, halb ärgerlich, halb überrascht und erregt von der leidenschaftlichen Wärme, dem plötzlich so heiß erwachten Temperament des Mädchens, das in den letzten Wochen so müde und gelassen durch das Haus geschlichen war.

„Geh, was willst Du nur von mir? Was hast Du heute, Gina? Was ist denn geschehen?"

„Nein, nein, ich laß Dich nicht, Mama, Du mußt mit! Komm' nur, komm'! In den Garten, zu dem Vater! Sei gut! Laß uns Alle einen Festtag haben, bitte, bitte!"

Adele war, wie alle kühlen, ruhigen Naturen, die nicht leicht aus sich selbst herausgehen, beeinflußbar durch eine starke Empfindung, ein energisches Gefühl. In Gina aber wirkte die Macht eines großen Glücks. Die Mutter hatte sich erhoben; Gina zog sie mit sich aus dem Gemach.

„Siehst Du, Mama, Du thust mir doch den Willen, wenn ich recht ernstlich bitte. Aber nun sage ich Dir zum Dank auch eine Nachricht, die Dich sehr erfreuen wird!"

Sie war plötzlich hellsichtig geworden für die Wünsche der Mutter. In diesem Augenblick wußte sie, daß ihre Mutter lange dasselbe für sie ersehnt hatte, was ihr eigenes Herz wollte.

„Hans liebt mich, Mama! Hans Drey! Und ich werde sein Weib!" flüsterte sie, und ihre Züge, ihre ganze blühende, schöne Gestalt schienen wie durchströmt von hellem Jubel. Auch das ruhige Gesicht der Mutter leuchtete plötzlich auf. Aber Gina ließ ihr gar keine Zeit zu Fragen. Sie schob sie förmlich zu dem Gatten hin, der noch in dem feuchten, von Nebel umflatterten Garten stand und verwundert den Beiden entgegenblickte.

In ihrer Ueberraschung, in ihrer dankbaren Bewegung brachte Adele es auch fertig, ihrem Mann mit einer ungewohnten Wärme die Hand entgegen zu strecken.

„Gina will, ich soll Dir danken," sagte sie. „Ich weiß zwar noch nicht recht, wie das Alles so kam, und was Du gethan hast, um ihr die Heirath mit dem Freiherrn auszureden, aber ich bin recht von Herzen froh. Und wenn Hans Drey sie wirklich lieb hat — ach, es war ja immer mein Herzenswunsch, daß die beiden Nachbarskinder ein Paar werden sollten."

Hauberg hatte die Hand seiner Frau ergriffen und während er sie mit einem wehmüthigen Lächeln festhielt, schaute er auf die Tochter. Ihr leuchtendes, glückstrahlendes Gesicht sagte ihm Alles. Im nächsten Moment aber standen die beiden Gatten allein, fast verlegen über diese plötzliche Annäherung, diese vertrauliche Aussprache, die ihnen durch Gina aufgezwungen worden war.

Sie hatten Beide, als sie in gemeinsamer Sorge in dem dunklen Zimmer an dem Lager der Tochter saßen,

den Wunsch empfunden, einen etwas wärmeren Ton gegen einander anzuschlagen. Aber damals war Keines in der rechten Stimmung gewesen, um zu dem ersten guten Wort den Muth zu finden. Nun, da Gina's Glücksbegeisterung das ganze Haus durchleuchtet hatte, ward es ihnen leichter, das jahrelange Schweigen zu brechen.

„Ja, Adele," begann er, „was das Kind anbelangt, so haben wir ja immer treu zusammengestanden. Und wenn Du es mir auch nie verziehen hast, daß ich kein berühmter Dichter geworden bin — ein guter Vater bin ich doch wenigstens gewesen. Nicht?"

„Ich habe mir's nie verziehen, daß es mit Dir zurückging von dem Tage an, da ich Deine Frau geworden bin," erwiederte sie leise. „Ich habe Dir Unglück gebracht, und das hat mich verstimmt und bedrückt. Du hättest nicht so früh heirathen sollen."

„Wohl möglich, Adele; aber Du konntest nichts dafür, wenn mir's nicht mehr gelang, die Geister zu bezwingen. Das lag wohl an meinem eigenen Mangel an Talent. Viel, viel mehr Leid, als diese Erkenntniß meiner Unzulänglichkeit, hat mir Deine Kälte bereitet. Wir hätten dennoch glücklich sein können, wenn Du es nur gewollt hättest. Aber das ist nun dahin — unwiederbringlich."

Sie gingen eine Weile stumm nebeneinander her in dem leisen Nebelgeriesel.

„Wenn jetzt das Mädchen von uns geht, werden wir recht allein sein, Adele," fuhr er fort. „Meinst Du nicht, Du könntest die alte Enttäuschung vergessen und wenigstens noch soviel Wärme in Dir finden, daß wir nicht ganz erstarren müssen in unserem öden Heim, daß wir nicht Beide ganz einsam alt werden?"

Sie nickte, gerührt und ergriffen von seinem Ton, und legte langsam ihre Hand in die seine.

„Wir werden das Kind ja immer in der Nähe be-

halten," sagte sie sanft, mit einem Versuch, die Wehmuth abzuschütteln, die sie Beide umfing. „Und das ist gut! Und es ist auch gut, daß wir einmal miteinander gesprochen haben, Alexander."

Sie hatte ihn seit Jahren nicht bei seinem Taufnamen genannt und er drückte ihr dankbar die Hand. Es war ihm, als schimmerte durch den grauen Herbstnebel ein schüchterner Sonnenstrahl. — — — — — —

Gina war, als sie die Eltern beisammen stehen sah, an den See hinabgeeilt, hatte ihren Kahn gelöst und die Ruder ergriffen. Es pochte so viel heiße Lebenskraft in ihr, sie sehnte sich nach einer raschen Bewegung. Sie wollte allein sein und ihren Jubel hinausjauchzen in die weite Welt.

Weiche weiße Schleier umfingen sie und hüllten sie ein in eine große selige Einsamkeit. Das Ufer, die Häuser, die Bäume erschienen wie körperlos in dem leisen Hauch, der sie umwogte; ganz märchenhaft schaute die Thurmspitze aus dem lichten Grau hervor. Aber es war doch ein gedämpfter Glanz über das weite Gewoge ausgebreitet; das Wasser umfloß ganz hell und schimmernd ihren kleinen Kahn. Wie abgeschieden von der Welt schwamm sie da draußen, wie in einer weißen Wolke, die ihre eigenen Gedanken durchsonnten.

Nach einer Weile hörte sie einen Ruderschlag. Sie konnte nicht sehen, woher er kam. Erst allmälig löste sich ein dunkler Punkt aus dem Nebel. Nun war das Boot, das ihr folgte, auch schon ganz nahe, und im nächsten Augenblick griff eine starke Hand nach ihrem Kahn und hielt ihn fest.

„Siehst Du, Gina, nun bist Du in meiner Gewalt!" rief Hans mit heißen Augen, voll düsterer Leidenschaft sich zu ihr herüber neigend. „So halte ich Dein Schiff und Dich selber!"

Aber vor dem freien, sonnigen Ausdruck ihres Gesichtes schwand die Falte auf seiner Stirn. Er sah, daß sie die Ruder fahren ließ und gar nicht fort zu wollen schien aus ihrer Haft. Nun ließ er den Rand des Kahnes los und streckte die Hände zu ihr hinüber: „Was ist, Gina? Sonnenschein oder Sturm? Himmel oder Hölle für mich — für uns?"

Da lächelte sie ihn an, zum ersten Male mit rückhaltsloser Wärme: „Wirst Du mich auch noch lieb haben, Hans, wenn Du weißt, daß alle Hindernisse fortgeblasen sind, daß kein Anderer Dir mehr im Wege steht?"

Statt aller Antwort sprang er hinüber in ihr Boot und drückte sie an seine Brust. „Meine, meine Gina!" jauchzte er, sie immer fester, immer zärtlicher umklammernd.

Die Wellen schaukelten den steuerlosen Kahn nach ihrem Belieben. In der tiefen Nebeleinsamkeit, in den feuchten, wallenden, die Welt verhüllenden Schleiern, feierten die Beiden so ihr Verlobungsfest.

Am Hofe
des „Beherrschers aller Gläubigen“.

Zeitgeschichtliche Skizze von Max Rudolft.

Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

„Der Türk' ist krank“, heißt es bereits in einem Liede aus dem Jahre 1683, und um dieselbe Zeit schrieb Sir Thomas Roe, der englische Botschafter in Konstantinopel, daß das Osmanenreich dem mit Krankheit bedeckten Körper eines Greises gleiche. Es ergibt sich daraus, daß das meist dem Kaiser Nikolaus I. zugeschriebene Wort von dem „kranken Mann am Bosporus“ schon viel älteren Ursprungs ist.

Allerdings gebrauchte im Jahre 1853 der genannte Zar in einer vertraulichen Unterredung mit dem britischen Gesandten Seymour jenen Vergleich, den der Engländer nach London an Lord Russell berichtete. Auf des Letzteren Rückäußerung, die Auflösung des Patienten würde doch vielleicht noch länger, vielleicht noch hundert Jahre dauern, sagte der Kaiser dann nochmals zu dem Gesandten: „Ich wiederhole Ihnen, daß der Kranke im Sterben liegt.“

Wenn man den bisherigen Verlauf der Geschichte des osmanischen Reiches verfolgt, so gelangt der unbefangene Beobachter zu der Ansicht, daß der britische Staatsmann wohl Recht behalten könne. Jedenfalls hat die orientalische Frage von ihrer hohen Bedeutung für das übrige

Europa noch nichts eingebüßt, und es scheint daher durchaus zeitgemäß, den gegenwärtigen „Beherrscher der Gläubigen", Abdul Hamid, und seine Umgebung, worüber so



Sultan Selim III., der Urgroßvater des regierenden Sultans.

manche falsche Ansichten im Schwange sind, einmal einer auf authentische Quellen gestützten näheren Betrachtung zu unterziehen.

Auf der äußersten Landspitze von Stambul, zwischen

dem Marmarameer, Goldenen Horn und Bosporus, liegen die Gärten und der Palast des von Mohammed II. erbauten alten Serails, des früheren Wohnsitzes der Beherrscher des Osmanenreiches. Unter dem eben genannten Herrscher (1451 bis 1481) und unter seinem dritten Nachfolger Soliman II. (1520 bis 1566) erreichte die türkische Machtentwickelung ihren Höhepunkt. Ihr Verfall begann unter dem Urgroßvater des jetzt regierenden Sultans, Selim III. (1761—1808), der sich eine Reform seines Reiches zur Lebensaufgabe gesetzt hatte, aber durch auswärtige Händel und Empörungen im Innern daran verhindert wurde.

In einem Aufstande der unzufriedenen Janitscharen ward er abgesetzt, worauf sein Neffe, Mustapha IV., den Thron bestieg, der den Oheim am 28. Juli 1808 ermorden ließ. Schon an demselben Tage aber erstürmte der Seraskier Mustapha Bairaktar das Serail und erhob Mustapha's jüngeren Bruder Mahmud II. auf den Thron, der bei einem neuen Aufstande den Befehl zur Hinrichtung des eigenen Bruders ertheilte.

1839 bestieg den Thron Mahmud's Sohn Abdul Medschid (1839 bis 1861), der im Jahre 1846 das alte Serail verließ und in das von ihm gebaute Schloß Dolmabagdsche am Bosporus übersiedelte. Unter ihm ward der Hattischerif von Gülhane erlassen, dessen wichtigste Bestimmung war, daß hinfort die Unterthanen jeder Nationalität und Religion in der Türkei die gleiche Sicherheit bezüglich ihres Vermögens, ihrer Ehre und ihres Lebens genießen sollten, und der einen gewaltigen Fortschritt in der sozialen Gesittung darstellt. Aber das Unglück dieses Herrschers, unter dem auch der Krimkrieg statthatte, wie seines Landes war die Haremswirthschaft mit ihrer unsinnigen Verschwendung. Als er am 25. Juni 1861 starb, war die Türkei in jeder Beziehung so weit heruntergebracht, daß sie ihre Weiterexistenz wirklich nur fristete, weil sich

die eifersüchtigen Großmächte nicht über die Theilung zu einigen vermochten.

Auch sein jüngerer Bruder und Nachfolger, Abdul Asis, war wohlbegabt und der europäischen Kultur nicht



Sultan Abdul Medschid, der Vater Abdul Hamid's II.

abgeneigt, gerieth aber als Sultan mehr und mehr in die verderblichen Bahnen seines Bruders und ward wegen seiner unglaublichen Mißwirthschaft, die zuletzt an Wahnwitz grenzte, in der Nacht vom 29. zum 30. Mai 1876 von Hussein Avni, Midhat, Mehemed Ruschdi, Suleiman und anderen Verschworenen zur Abdankung gezwungen

und am 4. Juni auf deren Befehl im Tscheraganpalaste ermordet.

Zum Thronfolger proklamirten sie den ältesten Sohn Abdul Medschid's, Murad V., bei dem aber alsbald unheilbarer Wahnsinn zum Ausbruch kam, so daß ihm bereits am 31. August sein jüngerer Bruder, Abdul Hamid II., der jetzige Sultan, folgte, der bis dahin im Kafsseß, dem „Prinzenkäfige" von Dolmabagdsche, gesessen hatte.

Man brachte den wahnsinnigen Exsultan nebst seiner Mutter in einem Pavillon des ausgedehnten Tscheraganpalastes unter und ließ ihm anfangs ziemlich viel Freiheit, bis ein im Dezember 1876 vorgefallener Entführungsversuch, über den nichts Gewisses bekannt geworden ist, zu größerer Vorsicht mahnte.

Der Direktor des türkischen Lyceums im Galataserail, Ali-Suavi Efendi, unternahm dann zwei Jahre später mit einer von ihm angeworbenen Schaar abermals einen Versuch, Murad aus seinem Gefängniß zu befreien und auf den Herrschersitz zurückzuführen. Aber die von dem nahen Yildiz-Kiosk herbeieilenden Bataillone machten die bereits in den Tscheraganpalast eingedrungenen Verschwörer nach einem kurzen Feuergefecht in dem Park des Schlosses entweder nieder oder nahmen sie gefangen. Ali-Suavi selbst blieb ebenfalls auf dem Platze. Seitdem befindet sich der unglückliche Murad in strenger Haft in dem ihm angewiesenen Pavillon des 1863 bis 1867 von Abdul Asis erbauten Tscheraganpalastes, dessen ausgedehnter Park durch eine Marmorbrücke in Verbindung steht mit Yildiz-Kiosk, der Residenz des jetzigen Sultans.

Schloß Yildiz-Kiosk, das „Sternenhaus", erhebt sich auf felsiger Höhe, rings von einer festen Ringmauer umgeben und von der Außenwelt gänzlich abgeschlossen. Ein deutscher Gartenkünstler, Schlerf aus Frankfurt a. M., hat den herrlichen Park um das Schloß angelegt, aus dessen

Grün zahlreiche Einzelbauten hervorschimmern. Yildiz-Kiosk umfaßt nämlich einen ganzen Komplex von Baulichkeiten. Fünf darunter sind den Kadinen oder ersten Frauen des Sultans angewiesen, fünf andere seinen Gemahlinnen der



Sultan Abdul Asis.

zweiten Rangordnung; ein Kiosk gehört der Sultanin-Mutter und ein anderer der Intendantin des Harems.

Der Harem des „Kaisers der Kaiser, Fürsten der Fürsten, Vertheilers der Kronen, Schatten Gottes, Beherrschers des Schwarzen und des Weißen Meeres, von Asien und Europa", wie der offizielle Titel des Sultans lautet, gilt als Staatseinrichtung. Die gesetzmäßige An-

zahl der Kadinen beläuft sich auf sieben, während es 50 bis 60 Frauen zweiten Ranges oder Odalik gibt. Im Ganzen enthält der Harem 300 bis 400 Frauen, zumeist Tscherkessinnen, doch soll die „erste Liebe" des Sultans eine hübsche Französin gewesen sein.

Im Anfange seiner Regierung sah Abdul Hamid, der jetzt schon seit Jahren Yildiz-Kiosk nicht mehr verlassen



Sultan Abdul Hamid II.

hat, zufällig in einer Straße Peras ein junges Mädchen, das als Näherin bei einem gewissen Marengo thätig war, dessen Laden noch heute besteht. Das niedliche Gesichtchen von Mademoiselle Flora Cordier und ihre dunklen Augen machten einen solchen Eindruck auf Abdul Hamid, daß er ihren Aufenthalt erkundete und sie, nachdem sie unter dem Namen Fatme zum Islam übergetreten war, zu seiner Gemahlin machte.

Den Titel Sultanin führen nur die Töchter oder



Mulvie Rafiuddin Ahmad, türkischer Schriftsteller.

Schwestern des Großherrn; seine Mutter wird Sultanin-Validé genannt und hat nach dem Sultan den ersten Rang im Reiche.

Verwalter des Harems oder des „Kaiserlichen Rosengartens", wie die Türken sagen, ist der Kislar Aga oder Oberste der Eunuchen, gegenwärtig Javer-Aga, dessen Einfluß ein sehr großer und weitreichender ist; er hat den Rang eines Marschalls und untersteht keiner anderen Behörde.

Ueberhaupt bildet der Sultanspalast einen privilegirten Bezirk für sich, dessen Angestellte sich weit über die eigentliche Regierung erhaben dünken. Die Zahl dieser „Drohnen" des Staatshaushaltes ist Legion, und Jeder von ihnen besitzt ein Dutzend Diener, die sich wiederum mit Unterdienern umgeben. So sollen mindestens 3000 Menschen täglich im Palaste des Großherrn gespeist werden, und es ist kaum zu verwundern, wenn die jährlichen Ausgaben des Hofhaltes auf beinahe 60 Millionen Franken veranschlagt werden.

Ueber die Einrichtung des großherrlichen Hofes und das Treiben an demselben haben in neuerer Zeit verschiedene in Westeuropa gebildete Türken eingehendere Nachrichten veröffentlicht, die uns zuerst einen vollen Einblick in jenes bunte und fremdartige Getriebe verschafft haben. Einer der hervorragendsten dieser jungtürkischen Autoren ist Mulvie Rafiuddin Ahmad, dessen in englischer Sprache erschienene Schriften, denen auch wir manche Notizen entnommen haben, höchst beachtenswerth sind.

Darin stimmen alle Eingeweihten überein, daß der jetzige Sultan persönlich das aufrichtige Bestreben besitzt, seiner hohen Stellung gerecht zu werden, und daß er die Fehler seiner Vorgänger wohl erkennt. Auch ist er in seiner Lebensweise allem übertriebenen und unnöthigen Luxus abgeneigt.

Die bewegte Vorgeschichte seiner Thronerhebung ist eine eindringliche Mahnung für ihn gewesen, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und Schmeichlern und Höflingen nicht

zu viel Vertrauen zu schenken. Sie hat ihn aber leider auch mit gar zu viel Furcht, Mißtrauen und Argwohn erfüllt, so daß er sich und sein Reich unaufhörlich von gefährlichen Feinden bedroht und umlauert wähnt und sich infolge dessen ängstlich von der Außenwelt abschließt.



General Ahmad Jelalüddin Pascha, persönlicher Adjutant des Sultans.

Der gesammte Hof des Sultans heißt bekanntlich die „Hohe Pforte". Alle Würdenträger zerfallen in zwei Klassen: die Agas des Aeußeren, die außerhalb des Palastes oder Serails wohnen, und die Agas des Inneren, welche in dem Mabeïn, einem Theile des Serails neben dem Harem, untergebracht sind. Zu den Würdenträgern der ersten Kategorie gehören: der erste Imam oder Großalmosenier des kaiserlichen Palastes, der erste persönliche Adjutant des Sultans, gegenwärtig General Ahmad Jelalüddin Pascha, der erste Arzt, der erste Sekretär, der Oberstallmeister

u. s. w., und an ihrer Spitze steht der Palastmarschall und Generaladjutant Osman Pascha, der „Löwe von Plewna".

Osman Nuri Pascha, geboren 1837 zu Amasia in Kleinasien, hat sich durch seine heldenmüthige Vertheidigung der Stellung bei Plewna im letzten russisch-türkischen Kriege berühmt gemacht, für die ihm der Sultan den Titel Ghazi (der Siegreiche) verlieh. Da kein Entsatzversuch von der übrigen türkischen Armee unternommen wurde und Osman zuletzt die Lebensmittel ausgingen, so mußte er sich mit seinem Heere im Dezember 1877 den Russen auf Gnade und Ungnade ergeben. Er ward sehr ehrenvoll behandelt und bereits im Februar 1878 nach Abschluß des Waffenstillstandes von Adrianopel aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Er erhielt den Oberbefehl über die zur Besetzung von Konstantinopel zusammengezogene Armee und erlangte maßgebenden Einfluß auf den Sultan. Am 4. Dezember 1877 ward er zum Kriegsminister ernannt und erhielt dann später seine jetzige, äußerst einflußreiche Stellung. Der Marschall ist mit Recht verrufen wegen seiner unersättlichen Geldgier und



Osman Pascha, Palastmarschall und Generaladjutant.

Bestechlichkeit — Laster, die mit ihm jedoch die überwiegende Mehrzahl aller Würdenträger und Beamten in der Türkei theilt.

Zu der zweiten Kategorie oder den Mabeïndschi ge-



Der Großwesir Dschewad Pascha.

hören fast nur Eunuchen, die hinter ihren Namen den Titel „Aga" (d. h. Oberster) setzen; so zum Beispiel außer dem bereits erwähnten Kislar Aga noch der Chef der Privatkasse des Sultans, der Schatzmeister der Krone, der Oberhofmeister, der Oberkämmerer, der Pagendirektor u. s. w.

Unter den Mabeïndschi befindet sich auch der Hof-

astrologe oder Schehir-Basch, ohne dessen vorherige Erforschung der Gestirne der Sultan nichts Wichtiges unternimmt. Der Padischah ist nämlich in hohem Grade abergläubisch, was bei der gänzlich unzureichenden Erziehung, die er genossen hat, und bei dem in der Türkei allgemein verbreiteten Glauben an Zauberer und böse Geister kaum zu verwundern ist. Auch wurde Abdul Hamid II. schon von klein auf in allen abergläubischen Anschauungen der Haremsweiber heimisch, da er durchaus auf den Verkehr mit diesen angewiesen blieb, indem sein Vater niemals den Sohn sehen wollte, dem er die Gabe des „bösen Blickes“ zuschrieb. Hierdurch erklärt sich die wichtige Rolle, die der Schehir-Basch im Palaste spielt, der übrigens noch verschiedene andere „Magier“ unter sich hat.

Seine gesetzgebende und vollziehende Gewalt übt der Sultan durch den Großwesir oder den Präsidenten des Ministerrathes und den Mufti oder Scheich ul Islam aus. Diesen folgen in der Beamtenhierarchie zunächst die übrigen Minister, die Senatoren, die Mitglieder des Staatsrathes und die Centralbehörden, unter denen sich auch die Chefs der nicht mohammedanischen Religionsgemeinden befinden. An der Spitze der griechisch-orthodoxen Kirche steht der griechische Patriarch von Konstantinopel, der zu den höchsten Staatsbeamten der Türkei zählt, vom Sultan bestätigt werden muß und von ihm abgesetzt werden kann.

Der thatsächliche Inhaber der Exekutivgewalt ist als Repräsentant des Sultans und Vorsitzender des Geheimen Rathes der Großwesir (Sadrasam), gegenwärtig (seit September 1891) der frühere Gouverneur von Kreta, Dschewad Pascha. Er ist ein rüstiger Vierziger, dessen fein geschnittenes Gesicht ein dunkler Vollbart umgibt. Der Großwesir spricht fließend französisch; in seiner Ausdrucksweise und auch dem Tone ist ein militärischer Charakter unver-

kennbar. Er ist General und war in jüngeren Jahren Militärattaché an verschiedenen europäischen Höfen.

Im Uebrigen ist Dschewad Pascha der Schwiegersohn des bekannten türkischen Staatsmannes Savfet Pascha. Er



Der griechische Patriarch von Konstantinopel.

besitzt keinen Harem, sondern lebt mit nur einer einzigen Frau in glücklicher Ehe.

Am meisten bezeichnend für den gesammten Hofstaat des „Beherrschers aller Gläubigen" ist nach westeuropäischen Begriffen wohl, daß unter demselben keine Grafen und Barone, ja nicht einmal einfache Herren „von" zu

finden sind. Es gibt eben im türkischen Reiche keinen Adel, und auf die Abstammung überhaupt wird nicht der geringste Werth gelegt.

Niemand fragt darnach, wer die Eltern eines Mannes gewesen sind, und die Hofbeamten werden daher auch ohne jegliche Rücksicht auf Herkunft und Familie ernannt — ein Punkt, in dem die vielgeschmähten Türken vielen abendländischen Reichen entschieden „über" sind. Man hat innerhalb der theokratisch-militärisch organisirten türkischen Gesellschaft von jeher nur Rangstufen, aber keine Kasten, weder Geburts- noch Erbadel gekannt, und infolge dessen kann ein Jeder ohne Unterschied zu den höchsten Würden emporsteigen. Die Fälle sind daher auch ganz und gar nicht selten, daß ein Osmane, welcher der Hefe des Volkes entstammt, es zum General bringt, als Wesir das Reich verwaltet, oder aber mit dem Sultan nahe verschwägert ist.

Nicht minder häufig kommt es andererseits vor, daß der direkte Nachkomme irgend eines hohen Würdenträgers den Kutscher macht und die Thiere striegelt, deren Ahnen einst seine Ahnen in der Staatskarosse zogen. Aus diesen Gründen ist denn auch die Genealogie bei den Ottomanen überhaupt und am Hofe des Sultans insbesondere eine ganz unmögliche Wissenschaft.

Unterwegs zum Nordpol.

Eine Uebersicht der zur Zeit stattfindenden arktischen Expeditionen.

Von

Justus Brandt.

Mit 7 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wegen verschiedener Mißerfolge schienen die arktischen Expeditionen lange Zeit völlig aufgegeben zu sein. Augenblicklich dagegen kann man von einer neuen Aera der Polarreisen sprechen, da eine ganze Reihe von Expeditionen theils ausgerüstet wird, theils schon unterwegs ist, um endlich das noch immer unerforschte Geheimniß des Nordpols zu lösen.

Allen voran ist Dr. Fridtjof Nansen, dessen gegenwärtig in der Ausführung begriffene Nordpolfahrt wohl als die kühnste bezeichnet werden darf, die je unternommen wurde, so daß es gerechtfertigt erscheint, wenn wir nachstehend eingehender darüber berichten.

Der berühmte, erst 33 Jahre zählende norwegische Forschungsreisende, der mit dem hellblonden Haar, seinen blauen Augen und dem schlanken, geschmeidigen Körper auch äußerlich wie ein echter Nachkomme der alten Wikinger erscheint, ist allen unseren Lesern durch seine im Jahre 1888 auf Schneeschuhen ausgeführte Durchquerung Grönlands genügend bekannt.

Nach der Rückkehr schlug er damals sein Heim in einer schönen kleinen Villa auf, die auf einem hervorragenden Punkte an der Lysaker Bucht bei Christiania liegt.

Dort arbeitete er die zweibändige Schilderung seiner Reise unter dem Titel: „Auf Schneeschuhen durch Grönland" aus und dorthin geleitete er auch seine junge Frau, die norwegische Sängerin, Fräulein Eva Sars, die nun in dem einsamen Hause auf die Wiederkehr des Gatten harrt. Sie stammt aus einer hochangesehenen Professorenfamilie des Landes und ist gleich ihrem Mann eine leidenschaftliche Freundin des Sports. Frau Nansen zählt zu den besten Schneeschuhläuferinnen des Nordens.

Dr. Nansen war neben seinen privaten wissenschaftlichen Arbeiten auch als Dozent an der Hochschule zu Christiania thätig. Vor Allem jedoch beschäftigte ihn seit seiner Heimkehr unablässig der Gedanke an eine neue Nordpolexpedition, für die er seine Grönlandfahrt wohl nur als eine Art von Vorschule betrachtet zu haben scheint.

Als er mit seinem Plane für die Auffuchung des Nordpoles in die Oeffentlichkeit trat, nahm man diesen in Norwegen mit großer Begeisterung auf. Aus Eifersucht gegen Schweden sprach die öffentliche Meinung sich dahin aus, daß das „alte Norwegen" die Ehre der Ausführung für sich ganz allein haben und kein Geld von auswärts dafür angenommen werden solle.

Als es aber dann, nachdem der Storthing 1890 schon 200,000 Kronen (ein 10 Kronenstück Gold ist = 11,25 Mark) bewilligt hatte und über 100,000 Kronen durch Privatsammlungen zusammengebracht worden waren, an die Aufbringung der noch unerläßlichen weiteren Kosten ging, zeigten sich doch viel mehr Schwierigkeiten, als man vorausgesetzt hatte, und es kostete gewaltige Anstrengungen, bis endlich Nansen und seine Freunde alle Hindernisse aus dem Wege geräumt hatten.

Nansen's Projekt unterscheidet sich wesentlich von allen bisherigen Plänen zur Erreichung des Nordpoles. Wäh-



Dr. Fridtjof Nansen.

rend die Nordpolfahrer bisher das Eingeschlossenwerden im Eise möglichst zu vermeiden suchten, will er gerade sein Schiff, das eigens im Hinblicke darauf konstruirt ist,

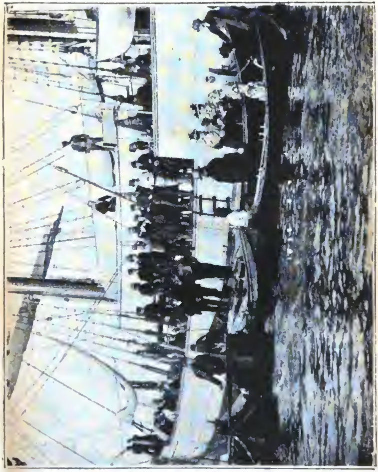
vom Eise einschließen und festhalten lassen, um es, umgeben von einer gewaltigen Eismauer, durch die Meeresströmungen langsam dem Nordpol zutragen zu lassen.



Nansen's Villa an der Lysaker Bucht bei Christiania.

Er gedenkt den Pol oder dessen nächste Umgegend mit einem Strome zu passiren, der, nach seiner Ansicht, von Ostsibirien nach Grönland und dann weiter nach dem Pole geht, um, von diesem Strome weiter getragen, dann schließlich an der Nordküste Amerika's oder Grönlands wieder zu

landen. Das Vorhandensein eines solchen „nördlichen Stromes“ wird von Manchen bezweifelt, während Nansen selbst fest davon überzeugt ist. Daß jener Strom wirklich



Besucher kommen an Bord des „Fram“ vor dessen Abfahrt.

den Weg geht, worauf er seinen Plan gebaut hat, beweisen seiner Ansicht nach theils die von der Jeannette-Expedition herrührenden und später aufgefundenen Gegenstände — die „Jeannette“ ging an den neusibirischen Inseln zu Grunde und die betreffenden Gegenstände wurden drei Jahre nach-

her an Grönland's Südspitze gefunden —, theils Treibholz, das nachweisbar denselben Weg gemacht hat. Einen ferneren Beweis liefert die Erde, welche Nansen auf Treibeis an der grönländischen Ostküste gefunden hat. Man hielt sie erst für Gletscherschlamm, allein der schwedische Geologe Dr. Törnebom hat festgestellt, daß sie zur Hälfte fruchtbare Erde war, die aus einem größeren Landstriche mit großen Flüssen und reicher Vegetation, wahrscheinlich Sibirien, herrührte. Der Erdstaub auf der Oberfläche des Schnee's lieferte noch günstigere Ergebnisse; er enthielt mikroskopische Pflanzenorganismen, die in der Behringsstraße und an anderen arktischen Stellen gefunden werden. Auch dieser Umstand scheint dafür zu sprechen, daß wirklich ein offener Weg über den Pol vorhanden ist.

Selbst im günstigsten Falle werden aber mehrere Jahre vergehen, ehe man von dem kühnen Reisenden etwas hören wird. Nansen hat die Dauer seiner Reise auf drei Jahre geschätzt und ist für fünf Jahre verproviantirt.

Sein Schiff, der dreimastige Schooner „Fram" (Vorwärts), ist aus den tadellosesten Materialien, ohne früheres Vorbild, nach einem ganz besonderen Modell gebaut, wobei man das Hauptgewicht auf größte Widerstandskraft gegen das Eis gelegt hat. Das Material zu der sogenannten „Eishaut", Greenheart, womit das äußere Schiff bekleidet wurde, hat allein 20,000 Kronen gekostet.

Gegen die dunkle Polarnacht wappnet man sich mit electrischem Lichte, und auch gegen die Kälte sind die scharfsinnigsten Maßregeln getroffen. An Bord befindet sich unter Anderem eine neue Dynamomaschine für Handbetrieb, an der sich während der Polarnacht abwechselnd je vier Mann Bewegung machen sollen. Bei strenger Kälte ziehen sich die Schiffsinsassen — außer Nansen: Kapitän Sverdrup und elf Mann — nach dem in der Mitte des Schiffes belegenen Salon zurück. Unter dem Boden befindet sich

ein fußdicker Korkbelag, die Decke hat zwölf verschiedene Lagen und Holzbekleidungen, und ähnlich sind die Wände konstruirt, um namentlich die Bildung von Eis an ihnen



Der „Fram" auf seiner Fahrt nordwärts.

infolge der Feuchtigkeit zu verhüten. Erwärmt wird die Kajüte mittelst eines englischen Petroleumofens. Die Dampfmaschine von 170 indizirten Pferdekräften gibt dem Schiffe unter Dampf bei einem Kohlenverbrauch von 28 Tonnen 6 Knoten Geschwindigkeit, mit Segeln unter

günstigen Umständen 8 bis 9 Knoten. Die Hauptabmessungen sind: Länge im Kiel 31 Meter, in der Wasserlinie 34, über Deck 39, größte Breite 11 Meter, Höhe 5,25, Tiefgang mit leichter Last 3,75 Meter. Die Schiffsseiten sind 70 bis 80 Centimeter dick.

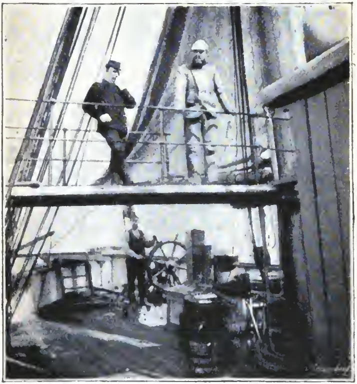
Unter den Booten befinden sich auch drei große Rettungsboote, welche alle Mann und Proviant für mehrere Monate aufnehmen können, im Falle man genöthigt sein sollte, das Schiff zu verlassen. Endlich wurde auch ein Lederballon mitgenommen und komprimirtes Wasserstoffgas in Stahlcylindern.

Dieses Schiff hat der norwegische Schiffbauer Collin Archer auf der Werfte in Lysekil erbaut, und am 22. Juli 1893 ging es mit der Expedition von dem letzten norwegischen Hafen Vardoe nach Nowaja-Semlja ab.

Die Fahrt ging zunächst gegen Osten zur Jugorstraße zwischen Rußland und der Insel Waigatsch. In Chabarowa, das auf dem Festlande der Insel Waigatsch gegenüberliegt, hat Nansen 34 prächtige sibirische Schlittenhunde an Bord genommen, die für die vom Schiffe aus zu unternehmenden Expeditionen über das Polareis von großem Werthe sind. Die Thiere sind ebenso kräftig wie ausdauernd. Ein einziger Hund zieht einen der leichten Schlitten, deren Nansen mehrere mitgenommen hat, mit einer darin sitzenden Person und entsprechenden Vorräthen ganz unglaubliche Strecken weit mit großer Schnelligkeit; man kann sich aber auch auf Schneeschuhen von ihnen ziehen lassen.

Am 3. August 1893 setzte der „Fram" die Reise nach Osten in das Karische Meer fort, und seitdem fehlen Nachrichten von Nansen und seinen Gefährten. Die Fahrt sollte zunächst bis zur Mündung des Ob gehen, von da um das nördlichste Vorgebirge Asiens, Kap Tscheljuskin, herum zur Olenek- und Lenamündung, wo abermals

26 Schlittenhunde an Bord genommen werden sollten. Von da gedachte Nansen den Kurs nördlich zu nehmen, im Westen der neusibirischen Inseln, und falls dort kein freies Wasser mehr vorhanden, sich mit dem „Fram" im Eise festzusetzen, um dann mit diesem von der Strömung,



Kapitän Sverdrup auf der Kommandobrücke des „Fram".

auf der sein Plan beruht, polwärts getrieben zu werden.

Der Umstand, daß der kühne Forscher auf seiner Fahrt nach den neusibirischen Inseln bis Ende Oktober 1893 nicht an der Olenekmündung erschienen ist, hat bereits Pläne zu Hilfsexpeditionen auftauchen lassen. Indessen liegt bis jetzt kein Grund zu Besorgnissen vor, denn Nansen selbst hatte bereits von der Jugorstraße aus mit-

getheilt, daß er, falls die zuerst aufgenommenen Hunde sich als genügend tüchtig erweisen sollten, die Olenek- und Lenamündung nicht anlaufen würde.

Amerikanische Zeitungen sind es, die eine Expedition über Spitzbergen nach dem Pol vorbereiten, um nöthigenfalls Dr. Nansen Hilfe zu bringen, und an die Spitze dieses Unternehmens soll der Journalist Walter Wellman treten. Er hofft in etwa zwei Monaten von Sibirien und Franz Josephsland aus in Schlitten und Booten den Pol erreichen zu können, sieht seine Aufgabe also offenbar viel leichter an als Nansen, der, wie schon bemerkt, die Dauer seiner Reise auf drei Jahre geschätzt hat. Auch haben alle Theilnehmer der amerikanischen Expedition erst ihr Probestück im Eismeer abzulegen, während Nansen einer der erfahrensten und abgehärtetsten Polarforscher ist. Es kann sich also gar wohl ereignen, daß er wohlbehalten zurückkehrt, während die ihm nachgesandte Hilfsexpedition wieder selbst weiterer Hilfsexpeditionen bedarf, um zurückgebracht zu werden.

Der berühmte schwedische Polarreisende, Freiherr v. Nordenskjöld, hat erst kürzlich erklärt, daß es seinem norwegischen Rivalen vielleicht nicht gelingen werde, den Nordpol zu erreichen. Jedenfalls aber werde Dr. Nansen eine reiche wissenschaftliche Ernte nach Hause bringen, und es sei nicht zu bezweifeln, daß er es verstehen werde, seine Expedition aus allen Gefahren zu retten. —

Die zweite bereits unterwegs befindliche Nordpolar-Expedition ist die des durch seine erste Grönlandsreise im Jahre 1891 rühmlichst bekannt gewordenen amerikanischen Lieutenants Peary. Er überwintert gegenwärtig mit seiner Expedition, der sich, wie bei jener ersten Reise, auch seine Frau angeschlossen hat, in Nordgrönland am Walfischsund.

Im Frühjahr 1894 soll die große Schlittenreise nach

der Independence-Bai, dem Endpunkte der ersten Reise Peary's, ihren Anfang nehmen. Dort angekommen, trennt sich jedoch die Expedition. Ein Theil unter Peary selbst



Nansen im Schlitten, von einem Hunde gezogen.

wird die Inselgruppen nördlich von Grönland erforschen; er hofft damit unter günstigen Eisverhältnissen bis zum Pole vordringen zu können. Der Rest der Expedition dagegen soll den noch unerforschten Küstenstrich von In-

dependence-Bai und Kap Bismarck untersuchen und auf der Karte festlegen, um hierauf quer durch Grönland nach dem Winterquartier zurückzukehren.

In diesem Wettlaufe nach dem Nordpol wollen nun natürlich auch die Engländer nicht zurückstehen. Der englische Polarfahrer Frederik G. Jackson, dem die Freigebigkeit eines reichen Privatmannes, Alfred Harmsworth zu Elmswood, Grafschaft Kent, die erforderlichen Mittel zur Verfügung gestellt hat, will sich die Erfahrungen der österreichischen Polarexpeditionen der Jahre 1872 bis 1874 zu Nutze machen und im hohen Norden von Franz Josephsland einen Stützpunkt für seine weiteren Unternehmungen gewinnen.

Die Oesterreicher Weyprecht und v. Payer sahen von Kap Fligely aus Hochland nördlich vom 83. Breitengrad. 1881 und 1882 besuchte der Engländer Leigh Smith dieselben Gegenden und überwinterte bei Kap Flora. Der Winter war verhältnißmäßig mild; offenes Wasser und Thierleben gab es in Hülle und Fülle.

Jackson will nun im Sommer 1894 zu Schiff die Südküste von Franz Josephsland erreichen und dann sofort weiter in nördlicher Richtung vordringen, um womöglich noch höher im Norden wie die Oesterreicher sein Winterlager zu beziehen. Im nächsten Jahre hofft er bis zum 85. Breitegrad zu gelangen und dort eine zweite Etappe zu errichten. Sollte sich nun Franz Josephsland, wie ja einzelne Forscher annehmen, bis über den Nordpol erstrecken, dann hofft Jackson nach einem im dritten Jahre auszuführenden Marsche sein drittes Winterlager in der Nähe des Poles beziehen zu können.

Falls er an Eisfelder oder an offenes Wasser kommt, so will er mit Schlitten oder Booten an's Ziel zu gelangen suchen. Er wird Tundra-Ponies mit sich führen, die sich als sehr ausdauernd während seiner Reise im

nördlichen Rußland erwiesen; nöthigenfalls liefern sie Fleisch für die Expedition. Zu seinen Begleitern hat sich Jackson vorwiegend nordrussische Bauern und Lappländer



Nansen auf Schneeschuhen, von einem Hunde gezogen.

ausgesucht. In vier Jahren hofft er seine Mission ausgeführt zu haben.

Sir Leopold M. Clintock, Admiral Albert Markham und andere Fachmänner haben dem Unternehmen ihre Anerkennung gezollt, das jedenfalls als das am wenigsten

gewagte erscheint, da die verschiedenen Etappen oder Stationen, in denen jedesmal Nahrungsmittel zurückgelassen werden sollen, den Rückzug erleichtern. Selbst wenn Jackson den Pol nicht erreichen sollte, dürfte doch die geographische Ausbeute seiner Reise reich werden.

Ein amerikanisches Projekt, dessen Ausführung Robert Stein von der „United States Geological Survey", ein geborener Deutscher, unternommen hat, plant ein Vordringen nach Norden längs der westlichen Uferlinie von Ellesmere-Grinnell-Land; nach der Meinung hervorragender Arktiker soll dies in der That der beste Weg nach dem höchsten Norden sein.

Ferner will der Norweger M. Ekroll von Spitzbergen aus gegen Nordosten nach Franz Josephsland sich begeben, das den Ausgangspunkt für sein weiteres Vordringen zum Pol abgeben soll. Er setzt seine Hoffnung besonders auf die von ihm erfundenen Schlittenboote, die ein viel schnelleres Vorwärtskommen auch über unebenes Packeis ermöglichen sollen, als die schwerfälligen Boote, mit denen noch Nordenskjöld 1872 seine Schlittenreisen unternahm.

Endlich gedenkt auch der soeben erwähnte Freiherr v. Nordenskjöld selbst mit den ihm durch den schwedischen Mäcen Baron Dickson zur Verfügung gestellten Mitteln eine Nordpolexpedition zu veranstalten, die den Zweck haben soll, den Verbleib der seit Jahresfrist verschollenen Björling'schen Expedition zu erkunden.

So darf man also gegenwärtig in der That wohl von einer neuen Aera der arktischen Reisen und Forschungen sprechen, und es ist nur zu wünschen, daß die Ergebnisse der vorstehend kurz skizzirten Expeditionen dem Wagemuthe und begeisterten Streben der Theilnehmer, wie den aufgewendeten materiellen Mitteln entsprechen mögen!

Moderne Heirathsgesuche.

Skizzenblatt von **Richard March.**

(Nachdruck verboten.)

Das Heirathsgesuch in der Zeitung hat bereits sein hundertjähriges Jubiläum gefeiert, ist also kein „ungewöhnlicher Weg" zum Ehehimmel mehr, trotzdem aber hat es nicht vermocht, sich Achtung zu verschaffen, und besitzt noch heutzutage weit mehr Gegner als Freunde.

Und das mit Recht, denn man darf es höchstens als ein „nothwendiges Uebel" betrachten, das vom moralischen Standpunkte aus nicht unbedenklich ist. Wer aber die Welt mit dem Auge heiterer Ueberlegenheit betrachtet, der wird auf dem Gebiete der Heirathsgesuche, wo sich die ganze Thorheit und Verschrobenheit der Menschen oft herrlich offenbart, nicht selten die komischesten und wunderlichsten Blüthen antreffen.

Wir wollen heute in Rücksicht auf das oben erwähnte Jubiläum unsere Leser mit einigen Proben modernster Heirathsgesuche unterhalten. Das Thema ist zwar schon oft abgehandelt worden, aber in Wahrheit unerschöpflich.

So wurde erst kürzlich ein junger griechisch-orthodoxer Priester aus der Umgebung Temesvars vom dortigen Konsistorium zur Verantwortung gezogen, weil er in einem Budapester Blatte ein Heirathsgesuch erscheinen ließ; und an die vor einigen Monaten vom Pariser „Figaro" ge-

brachte Anzeige, wonach ein junger deutscher Prinz als Gemahlin eine Dame von sehr guter Repräsentation, womöglich amerikanischer Herkunft und unbedingt mit bedeutender Mitgift, sucht, wurde die boshafte Erinnerung geknüpft, daß selbst die französische Regierung auf diesem nicht mehr „ungewöhnlichen Wege", nämlich durch die Zeitung, für eine große Anzahl von Sträflingen in Kaledonien Frauen gesucht habe, und daß damals zahlreiche Damen der Pariser Aristokratie und Finanzwelt anonyme Briefe erhalten hätten, welche auf diese Angelegenheit Bezug hatten.

Dies war wirklich der Fall und eines dieser Schreiben, das an eine siebzehnjährige Fürstin adressirt worden und die junge Dame in Weinkrämpfe versetzte, hatte folgenden Wortlaut: „Sechsfacher Raubmörder, fünfzig Jahre alt, für Lebenszeit deportirt, nur zeitweilig gefesselt, bietet Ihnen Herz und Hand. Die kaledonische Ehevermittelungsgesellschaft." Eine junge Gräfin erhielt ein Schreiben: „Ein Mann, in Kaledonien wohnhaft, der seine Frau und zwei Kinder erwürgt hat, sucht für das übriggelassene dritte eine gute und hübsche Mutter; greifen Sie zu."

In dieser und ähnlicher Weise suchte man schon früher in Frankreich und auch in Amerika, wo ein Schnapsbruder heirathslustige Damen einlud, sich mit ihm, dem Prachtexemplare eines Mannes, in einer gewissen Brandyverkaufsbude in's Einvernehmen zu setzen — die Heirathsannonce zu diskreditiren, allein dessenungeachtet hat sie, wie gesagt, kürzlich im besten Wohlsein ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert. Die neuesten Forschungen haben nämlich dargethan, daß die erste Anzeige dieser Art in der Nummer der „Jenaischen wöchentlichen Anzeigen" vom 22. Mai 1794 gestanden hat.

Es wird wohl also nicht möglich sein, das öffentliche Heirathsgesuch auszurotten; es bleibt also nichts weiter

übrig, als sich darüber wenigstens lustig zu machen. Dazu ist reichlich Stoff vorhanden.

Eine der kürzesten und originellsten Heirathsgesuche stand vor nicht langer Zeit in einem Berliner Blatte und lautete: „Armer Teufel von schöner Gestalt sucht reichen Engel zur Frau.“ Auch die Anzeige: „Heirath! Gräfin zu werden ist reicher Dame Gelegenheit gegeben. Diskretion Ehrensache. Anonymes unberücksichtigt!“ und: „Schwiegereltern mit gutem, zur Uebernahme bestimmtem Geschäft sucht gewiegter achtundzwanzigjähriger evangelischer Kaufmann,“ beweisen, wie sehr sich das moderne Leben der Kürze zuneigt. Sie sind, wie ein Anzeigenforscher bemerkt, „auch deshalb bemerkenswerth, daß in dem ersten Inserat von dem Mädchen, das geheirathet werden soll, und in dem zweiten von dem Manne, der sich heirathen lassen will, mit keiner Silbe die Rede ist. Damit wäre man beinahe bei der einfachsten Form des Heirathsgesuches angekommen, in der obige beide Anzeigen etwa lauten würden: „Ein gutes Geschäft wird zu heirathen gesucht!“ und: „Der Titel Gräfin kann erheirathet werden.“

Manche Leute wollen auch bei dem Heirathsgesuch ihren Witz glänzen lassen. Hierher gehört die Ankündigung: „Heirath! Aufgepaßt! Bin Wittwer, habe Stand in der Markthalle. Suche eine neue Lebensgefährtin, mittleren Jahrgang. Bedingungen: Es muß eine waschechte Berlinerin sein, welche das Herz auf dem rechten Fleck hat, arbeitsam ist, schon gehandelt hat und den Mund derbe aufthun kann, wenn es geschäftlich nöthig ist. Schönes Angesicht und Geld ist Nebensache, die Hauptsache bleibt: tüchtig in's Geschäft und gutes Gemüth. Für anständige Behandlung bürgt mein Ruf.“

Andere sind unfreiwillig komisch, z. B. die Wienerin, welche „aus der einförmigen Farblosigkeit ihrer Isolirtheit heraustretend, als gut erhaltene Wittwe, die noch im Be-

sitze der vollständigen Garderobe ihres seligen Gemahls ist, einen passenden Herrn als Gatten" suchte; nicht minder jenes „junge, fesche Mädchen aus Töplitz in Böhmen", das durch die Zeitung „demjenigen braven Manne Herz und Hand offerirte, der ihr gutes Bier bieten könne, Vermögen besitze und im Stande sei, seine Herzensgüte durch Zeugen zu erweisen."

In der „Vegetarischen Rundschau" wieder inserirte eine junge Dame:

„Bin jung, brünett, von heiter'm Sinn,
Bin treue Vegetarierin,
Und wär' ich nur nicht so allein,
So würd' ich noch viel froher sein.
Das einzig Wahre ist ein Mann,
Mit dem man friedlich leben kann.
Wie würden wir zu Zweien
So herrlich dann gedeihen.
Ob er Beamter, ob Agrarier,
Hauptsache ist: ein Vegetarier!
Du, Vegetarier, gib wohl Acht,
Den mir das Schicksal zugedacht!
Sollst flugs an dieses Blatts Expedition Dich wenden
Und unter ‚Treues Herz' mir auch ein Verslein senden."

Das ist ein Heirathsgesuch, mit dem man sich befreunden kann. Die junge Rheinländerin aber, welche sich in einem Heirathsgesuch als „musikalisch, nach ihrem eigenen Geschmacke wunderhübsch und in jeder Beziehung grundgescheidt" bezeichnete und für „ihre anlehnungsbedürftige Epheunatur eine starke feste Eiche in Gestalt eines Subalternbeamten oder dergleichen" suchte, war ohne Zweifel etwas überspannt. Uebrigens stellte sie bescheidene Ansprüche, und es ist bemerkenswerth, daß dies die Damen, in ihren Heirathsgesuchen wenigstens, fast immer thun. Die Männer hingegen gehen in ihren Anforderungen oft

bis an die äußerste Grenze des Möglichen, ja darüber hinaus. Ein in Chicago ansäßiger Engländer z. B. wünschte „eine Dame, Brünette, mit dunkelblauen Augen, von Bildung und Ansehen, sowie von 5 Fuß 4½ Zoll Größe, 39 Zoll Brust- und 28½ Zoll Taillenweite". Schuhnummer 3½ und Handschuhnummer 5½ war nicht gerade Bedingung, aber sehr erwünscht.

Selbstverständlich hat sich trotz dieser seltsamen Ansprüche für den Engländer eine passende Dame gefunden, jener Berliner aber, der in einem dortigen Blatte annoncirte, daß er ein Mädchen von höchstens zweiundzwanzig Jahren zu ehelichen wünsche, welches nebst Schönheit und Reichthum auch die Neigung besitzen müsse, mit ihm sofort nach der Trauung auf einer Segelyacht eine Reise um die Welt anzutreten, erhielt nur zwei Anerbieten des, merkwürdigerweise vollkommen übereinstimmenden Inhaltes, daß er, um zum Zwecke zu gelangen, mindestens den Besitz eines Dampfers nachweisen müsse, dieweil Yachten bisher gar keine Gewähr für die Rückkehr von einer so ausgedehnten Hochzeitsreise böten — was übrigens ein arger Irrthum ist und nur zeigt, daß unsere heirathslustigen Damen von der Schifffahrt nichts verstehen.

Noch schlimmer erging es einem Pariser Beamten, denn auf sein Heirathsgesuch: „Ich besitze ein Einkommen von zwölftausend Franken und wünsche ein vermögensloses Mädchen zur Frau, welches aber kein Mieder, keine Turnüre und keine Löckchen tragen darf, da ich diese Auswüchse der Mode verabscheue," erfolgte blos im Annoncentheile die von „mehreren Pariserinnen" gezeichnete Antwort: „Wir besitzen kein Geld und würden einen Beamten mit zwölftausend Franken gern nehmen, allein ihm Mieder, Turnüre u. s. w. opfern — lächerlich!"

Der Arme hat aber auch der weiblichen Natur zu schwere Opfer zugemuthet.

Auch das „reelle Heirathsgesuch eines ziemlich ordentlichen, in den zwanziger Jahren stehenden Mannes von gar nicht üblem Aeußeren, welcher nicht im Stande ist, seinen Unterhalt selbstständig zu erwerben, daher eine hübsche, reiche und tugendsame Braut suchte", wurde nur mit Spott und Hohn erwiedert; der junge, sehr gefühlvolle Wittwer aus New-York aber, der, als er sich noch im Trauerjahre befand, recht schnell eine Negerin zu ehelichen wünschte, wurde von Damen dieser Farbe förmlich belagert. Wie versichert wird, befanden sich unter dieser Armee von heirathslustigen Mädchen und Frauen sogar einige „künstliche" Negerinnen, das heißt schwarzangestrichene Weiße.

Nebenbei gesagt pflegen die Amerikaner in ihren Heirathsgesuchen ebenso nüchtern zu sein, wie die Indianer, welche zumeist im „Prärie-Journal" inseriren. So bot vor ein paar Jahren der Häuptling der Hayase mit dürren Worten tausend Pferde demjenigen achtbaren und gut empfohlenen Weißen, welcher seine achtzehnjährige Tochter heirathen und sich im Territorium der Rothhäute ansiedeln würde, um diese im Ackerbau zu unterweisen. In dieselbe Kategorie gehört unter Anderen auch der Antrag jenes russischen Fräuleins, das Herz und Hand jedem Manne, der sie haben wolle, mit dem Beifügen anbot, daß sie fünfzig Schweine nebst allen, eine glückliche Zukunft verbürgenden Eigenschaften besitze.

Letzteres hat unter vielen Anderen auch Miß Georgina Mac C'larman von sich behauptet, indeß in ganz anderer, sehr entschiedener Weise. Ihr Heirathsgesuch hatte nämlich die auf diesem Gebiete noch ganz ungewöhnliche Form eines Aufrufes: „Mitbürger," begann sie, „solltet ihr gleichgiltig bleiben, wenn eine Landesgenossin, jung, schön, gut erzogen, kunstbegabt, musikalisch, kurz ein Wesen, das Alles besitzt, was einem Manne Liebe einflößen, was ihn glück-

lich machen kann, zu den Zeitungen ihre Zuflucht nehmen muß, um einen Mann zu bekommen? Auf, säumet nicht länger! Eure Losung sei fortan: Vorwärts, Heirath oder Tod! Nur ja nicht ängstlich! Seit die Welt steht, hat noch nie ein schüchternes Herz eine Schöne erobert."

Das ist, deucht uns, nicht ganz richtig. Indeß, wir wollen mit Miß Georgina darüber um so weniger streiten, als wir die zu ihrer Eroberung nöthige Kurage nicht besessen hätten. Und doch fordern dieselbe nicht wenige Heirathswerberinnen geradezu heraus, indem sie sich in ihren Gesuchen alle erdenklichen schlechten Eigenschaften — „ich bin eine Hexe, eine Xantippe u. s. w." — andichten. Die Meisten freilich thun das Gegentheil und werden durch ihre Selbstverherrlichung im höchsten Grade lächerlich. Ueberhaupt ist es stets eine mißliche Sache, sich selbst als schön, anmuthig, geistreich oder geistvoll zu bezeichnen, und jener junge Herr, der sich all' diese Vorzüge unter Anführung seines vollen Namens und seiner Adresse zuschrieb und die selbstverständlich reiche Wiener Damenwelt ganz unverblümt zur Besichtigung seiner werthen Persönlichkeit einlud, hat in dieser Beziehung wohl das Höchste geleistet.

Bescheidener, praktischer und origineller war ein Schuhmacher in Passau, denn er hatte im Schaufenster seines Ladens unter allerlei Geschäftsankündigungen auch folgendes Gesuch ausgehängt: „Heirath! Ich suche ein tüchtiges Mädchen oder eine Wittwe zur Ehe mit einigem Gelde. Gutes Zusammenleben wird zugesichert. Wer sich einem gesicherten, in seinem Fache tüchtigen Manne anvertrauen will, wende sich schriftlich oder mündlich an mich. Strengste Geheimhaltung Ehrensache."

Diese Methode, zu einer Frau zu kommen, wurde zwar vielfach belächelt, allein der Schuster hatte nicht umsonst auf die Neugierde der Frauen spekulirt. Er wurde eifrig

beguckt, und endlich nahm die Sache auch die erwünschte schriftliche und mündliche Wendung.

Dasselbe passirte wohl auch jenem elsässischen Burschen, der in seinem Heirathsgesuch offen eingestand, in dem Glauben, daß ihm die jungen Mädchen gleich gebratenen Tauben in's Maul fliegen müßten, bisher gar nichts gethan zu haben, um zu einem Weibchen zu gelangen.

Ein höchst sonderbarer Kauz ist jedenfalls jener rheinländische Kaufmann von „stattlichem Aeußeren", welcher sich durch die Zeitung zu vermählen wünschte, aber nur mit einer Polin, und zwar deshalb, weil im Reichstage der Reichskanzler und mehrere Redner die Ueberlegenheit der Polinnen anerkannt hatten. Hoffentlich hat sich eine Polin des Sonderlings erbarmt, und der Kaufmann von stattlichem Aeußeren wird vielleicht jetzt schon ein stattlicher Pantoffelheld geworden sein.

Das Heirathsgesuch hat sich natürlich die Welt erobert, nirgends jedoch wird es wohl so poetisch gehalten, wie in Japan. Dort schwärmen Männlein und Weiblein in ihren Ankündigungen von Sternen und Blumen, von Sonnenstrahl und Mondenschein, von Blatt- und Bachgeflüster.

Sehr bezeichnend für diese Stimmung der heirathslustigen Töchter Japans ist unstreitig das folgende Inserat: „Eine junge Dame wünscht sich zu verehelichen. Sie ist sehr schön, hat ein rosiges Gesicht, das von dunklem Kraushaar umrahmt ist. Ihre Augenbrauen zeigen die Form des Halbmondes, und der Mund ist klein und hübsch. Auch ist sie sehr reich, reich genug, um an der Seite eines Lebensgefährten am Tage die Blumen bewundern, in der Nacht die Sterne am Himmel besingen zu können. Der Mann, den sie wählen würde, müßte gleichfalls jung, schön und gebildet sein und mit ihr dasselbe Grab theilen wollen."

Ein anderes originelles japanisches Heirathsgesuch lautet:

„Gesucht eine Frau. Wenn sie hübsch ist, braucht sie nicht klug zu sein. Wenn sie reich ist, braucht sie nicht hübsch zu sein. Wenn sie klug ist, braucht sie nicht von vollendeter Gestalt zu sein, in jedem Falle aber darf sie nicht eingenommen von sich selbst sein. Welche Lebensstellung sie einnimmt, ist gleichgiltig, ebenso ihr Wohnort, ob in der Stadt oder auf dem Lande. Sie muß ungefähr zwanzig Jahre alt sein, etwas darüber oder darunter. Der Antragsteller ist ein Künstler in Osaka, welcher den mittleren Ständen angehört. Näheres theilt der ‚Mainichi Shinbun' — die Zeitung, in der die Annonce erschien — auf persönliche Anfrage mit." Wie man sieht, war der Künstler aus Osaka auch sehr vorsichtig. Auch sagte er, ohne sich selbst zu loben, offenherzig, was er wolle und wird es wohl auch gefunden haben.

Nicht so leicht dürfte dies wohl dem Briefmarkensammler geworden sein, der eine passionirte „Philatelistin" als Ehegesponsin suchte, sie aber nur dann nehmen wollte, wenn sie im Besitze der blauen Pennymarke der Insel Mauritius vom Jahre 1847 wäre, die auf der Postwerthzeichenbörse mit fünftausend Franken gehandelt wird und nur in wenigen Exemplaren vorhanden ist. — Der Mann wollte also eigentlich eine Briefmarke heirathen und die Frau nur als nothwendiges Uebel mit in den Kauf nehmen. Ach, wie mag damals manche heirathslustige Schöne nach der blauen Pennymarke geseufzt, sich aber rasch getröstet haben, denn jeder Tag bringt ja eine Unzahl neuer Heirathsgesuche, von denen nicht wenige die größte Bescheidenheit in den Ansprüchen und eine wahrhaft entzückende Einfalt athmen.

Aber gerade diese Anzeigen pflegen der Köder zu sein, welchen geriebene Heirathsschwindler auswerfen, um leichtgläubige Frauenspersonen in ihre Netze zu bekommen und, wie zahllose Gerichtsverhandlungen beweisen, unter Zusicherung der Ehe um ihre Ersparnisse zu prellen.

Und dieser Umstand ist es vor Allem, der das Heirathsgesuch als Mittel zum Zwecke sehr bedenklich erscheinen läßt. Andererseits aber widerstreitet es dem Gefühle des größten Theiles der Menschen, sich zum Bunde für's Leben auszubieten wie eine Waare und, statt vom Herzen, von nüchternen Erwägungen leiten zu lassen, kurz die Eheschließung wie ein Geschäft zu betreiben. Endlich sind nicht wenige Heirathsgesuche Scherze, die von Personen ausgehen, welche sich auf Kosten Anderer amüsiren wollen.

Davon weiß unter Anderen auch jener ehrliche Handwerker zu erzählen, der auf sein Heirathsgesuch die Aufforderung erhielt, eine gefangene Schöne zu befreien und zu diesem Zwecke Nachts um die zwölfte Stunde über eine genau bezeichnete Gartenmauer zu steigen, wo er das Nähere erfahren werde. Und er erfuhr es auch, leider aber in Gestalt von Prügeln, womit der Gartenwächter den vermeintlichen Dieb verschwenderisch bedachte. Die Urheber dieses Spaßes lachten sich natürlich in's Fäustchen; der Heirathslustige aber wurde zu Gericht geschleppt und schwor dort, nachdem der Sachverhalt aufgeklärt worden war, lieber unbeweibt zu bleiben, als jemals wieder den sogenannten nicht mehr ungewöhnlichen Weg zu betreten. Dafür werden dies natürlich tausend Andere thun, und schon binnen Jahr und Tag wird von Heirathsgesuchen wieder recht viel des Neuen und Interessanten zu berichten sein.

Wanderungen durch Berlins Umgebung.

Landschaftsbilder von **Kurt Lassen.**

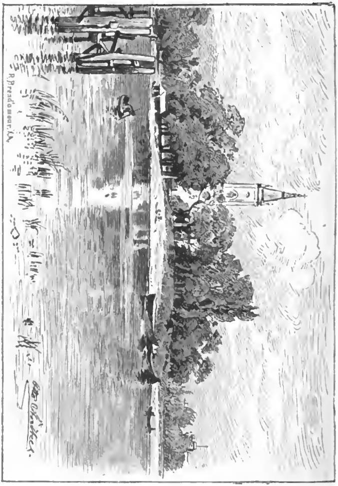
Mit 17 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

„Des römischen Reiches Streusandbüchse" hat man in alten Zeiten die Mark Brandenburg geheißen, und noch Heine spottet über „Berlin mit seinem dicken Sande". Der Fremde ist daher gewöhnlich sehr überrascht durch die vielen landschaftlichen Reize, welche ihm eine durch die so ungemein entwickelten Verkehrsmittel überaus bequem gemachte Wanderung durch die Umgebung der Reichshauptstadt zeigt, zu der wir auch den geneigten Leser auffordern.

Die Spree tritt bei der sogenannten Oberbaumbrücke in die Stadt ein und ist für diese, wie für ihre ganze Umgebung, von höchster Wichtigkeit. Von diesem so oft unterschätzten Flusse sagt ein österreichischer Gelehrter durchaus zutreffend: „Nie wäre die Stadt ohne die Spree geworden, wozu sie sich heute emporgeschwungen. Nur dadurch, daß auf dem billigen Wasserwege alle Arten von Baumaterialien auf Schleppdampfern und vielen Tausenden und Tausenden von Segelschiffen mitten in die Stadt geschafft werden konnten, war es möglich, die riesige Menge schöner neuer Häuser und Paläste, mit denen sich Neu-Berlin in den letzten Jahren geschmückt, billiger als irgendwo zu bauen. Kein Wunder, daß auf der dortigen

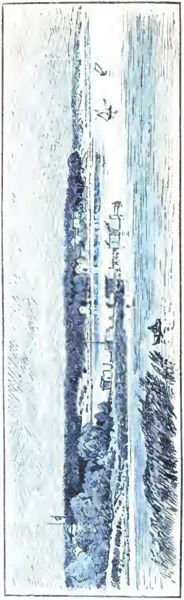
Spree ein Verkehr für Lastschiffe aller Art, von den ansehnlichen Ketten- und anderen Dampfern bis zum kleinen bescheidenen Segelschifflein, herrscht, der sogar denjenigen



Stralau.

des Rheins beträchtlich überragt. Betrug doch die Tonnenzahl sämmtlicher auf der Spree nach, von und durch Berlin beförderten Güter schon im Jahre 1883 die ungeheure Höhe von 3,557,000, während die Gesammtzahl der Segel-

schiffe auf den Berliner Gewässern sich auf rund 57,000 belief. Im ganzen Binnen-Europa kann sich hiermit nur der berühmte Hafen Emmerichs am Rhein messen. Alle anderen Flußhäfen des kontinentalen Europa's werden hierin von Berlin weit überragt, ja sogar Hamburg, was seinen Flußverkehr allein anbelangt."


Am Müggelsee.

An dem oberen Lauf des Flusses, wohin wir zu Schiff, mit dem Dampfer oder Segelboot, wie in der Eisenbahn gelangen können, gewahren wir die landschaftlich anmuthigsten Ufergegenden mit zahlreichen vielbesuchten Vergnügungspunkten. Wir besteigen einen Dampfer und bald werden links von uns die lauschigen Gartenlokale von Stralau mit seinem schlanken, aus dichten Laubgruppen emporragenden Kirchthurme sichtbar.

Stralau ist ein altwendisches Dorf, dessen Name zuerst in einer Urkunde des Jahres 1240 vorkommt. Seit alter Zeit wurde dort der Tag der Fischereieröffnung,

der 24. August, feierlich begangen, und nachdem im Jahre 1780 Prinz Ferdinand von Preußen mit seiner Gemahlin und vielen hohen Personen der Feier beigewohnt hatte und diesen Besuch dann mehrere Jahre hindurch fortsetzte, strömten die Berliner jedesmal in Schaaren zu dem „Stralauer Fischzug“, der fortan eines der beliebtesten Volksfeste wurde.

Schräg gegenüber liegt **Treptow** mit seinen hübschen Vergnügungsetablissements unmittelbar am Flusse und einem großen städtischen Park auf der Südseite des Ortes.

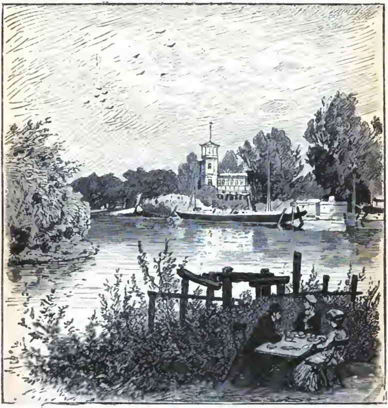
Von Stralau-Treptow sind es noch 5 bis 6 Kilometer bis zu dem friedlichen Städtchen Köpenick mit seinem an geschichtlichen Erinnerungen reichen alten Kurfürstenschloß. Hier war es, wo an die Schlafzimmerthür des Kurfürsten Joachim I., der den raubritterlichen Adel mit starker Hand niederhielt, ein übermüthiger Anhänger der Quitzows eines Nachts die bekannten Worte schrieb:

„Jochimken, Jochimken höde dy (hüte dich),
Wo wi dy krigen, do hängen wi dy!“

In diesem Schlosse verhandelte der Schwedenkönig Gustav Adolph 1631 mit dem rathlos schwankenden Kurfürsten Georg Wilhelm, und in dem im zweiten Stock gelegenen Wappensaale tagte 1730 auf Befehl des strengen „Soldatenkönigs“ das Kriegsgericht, welches seinen Sohn, den Kronprinzen Friedrich, und dessen Freund, den Lieutenant v. Katt, wegen ihres Fluchtversuchs aburtheilen sollte.

Eine kleine Stunde von Köpenick entfernt liegt der mächtige **Müggelsee**, das größte und imposanteste Wasserbecken an der Oberspree und ein wahres Paradies für winterliche und sommerliche Sportvergnügungen zu Wasser. Er liegt am Fuße der etwa 110 Meter hohen bewaldeten Müggelberge, von denen aus man eine prächtige Aussicht über seine weite Wasserfläche und den Langen

See zur Rechten genießt. An seinem Ufer liegt ein hübsches Restaurant, das Müggelschlößchen, an dessen Fuße uns ein Fährmann über die Spree setzt. Bald ist dann die Sommerfrischlerkolonie Friedrichshagen erreicht, von



In Treptow.

der aus sich verschiedene dankbare Ausflüge machen lassen, so zum Beispiel über den sagenumwobenen kleinen Teufelssee nach dem idyllischen Dörfchen Grünau an der Dahme, einem breiten Spreearm.

Auch hier lassen sich alljährlich wegen der Reinheit der Luft und der landschaftlich anmuthigen Umgebung

viele Sommerfrischler nieder; außerdem ist Grünau das Standquartier der Ruder- und Regattaklubs, deren Flottille in der Grünauer Dahmebucht „vor Anker" liegt.

Von hier kehren wir mit der Bahn nach Berlin zurück, um unsere nächste Exkursion in nordwestlicher Richtung zu machen. Dort liegt hinter dem großen Artillerieschießplatz das Dorf Tegel und links davon der bläuliche Spiegel des großen See's gleichen Namens, an dessen fernstem westlichstem Uferrande man die Kirchen- und Festungsthürme von Spandau emporragen sieht.

Etwas nördlich vom Dorfe Tegel liegt inmitten eines weiten alten Parkes das Schloß Tegel, früher Eigenthum der Familie v. Humboldt, jetzt der mit letzterer verwandten Familie v. Bülow. Es war ursprünglich ein Jagdschloß des Großen Kurfürsten und wurde 1822 durch Schinckel im Style einer römischen Villa umgebaut. Sein Inneres birgt reiche Kunstschätze und viele interessante Erinnerungen an die Brüder Alexander und Wilhelm v. Humboldt, die den Namen Tegel in der ganzen Welt berühmt gemacht haben. Besonders Wilhelm hat das Schlößchen lange bewohnt, während Alexander, wenn er in der Heimath weilte, in Berlin wohnte und nur besuchsweise hinauskam. Ihre letzte Ruhestätte aber haben beide Brüder in dem Parke des Schlosses zwischen den Gräbern anderer Familienmitglieder gefunden.

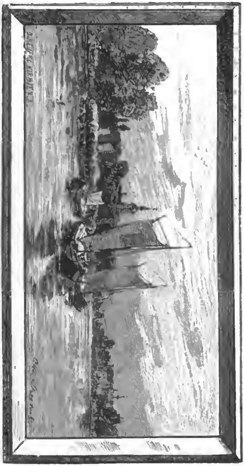
Von der Aussichtshöhe im Park führt ein lauschiger Weg nach der Grabstätte der Familie Humboldt. Zwischen blühenden Beeten sieht man die flachen, epheubedeckten Gräber, hinter denen eine schlanke Granitsäule emporragt, gekrönt von einer herrlichen Statue der Hoffnung, deren im Schlosse befindliches Original von Thorwaldsen's Meisterhand herrührt. Weiter rückwärts umgibt eine bogenförmige steinerne Ruhebank die weihevolle Stätte, hinter der hochragende Birken, Fichten und Cy-



Ein Abend in Grünau.

pressen eine lebendige dunkle Wand bilden, während nur an der Ostseite die Aussicht frei bleibt.

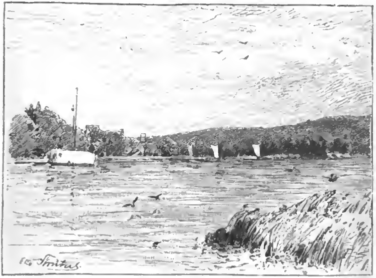
Verläßt man hier den Park, so kann man die Wanderung zu Fuß in südwestlicher Richtung längs des Seeufers bis Spandau fortsetzen und sich an der lieblichen Havelseelandschaft erfreuen. Doch führt uns vom Dörfchen Tegel auch ein Dampfer an Saatwinkel, einem beliebten Ausflugsorte, und dem Valentinswerder, einer kleinen, mit hübschen Häuschen bebauten Insel, vorüber nach der durch ihren Juliusthurm und die großartigen Militäretablissements berühmten Festung, deren Beschreibung außerhalb des Rahmens unserer Aufgabe liegt.



Blick auf Spandau.

An Spandau fließt die Havel in einem engeren und vielverzweigten Bette vorüber, um dann südlich von der großen Verbindungsstraße mit dem 12 Kilometer entfernten

Berlin in den Grunewald einzutreten. — Dieses königliche Jagdrevier, wohin namentlich an Sonn- und Feiertagen mittelst der ohne Unterlaß verkehrenden Stadt- und Ringbahnzüge eine wahre Völkerwanderung von Berliner Ausflüglern stattfindet, wird begrenzt im Norden von Charlottenburg und der Chaussee nach Spandau, im Osten von den Feldmarken Charlottenburgs, Wilmersdorfs, Schmar-

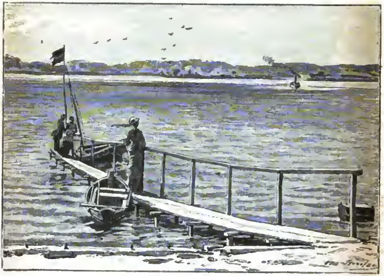


Eine Havellandschaft.

gendorfs, Dahlems, Stieglitz' und Zehlendorfs, im Süden von der Berlin-Potsdamer Chaussee, der Strecke von Friedrich-Wilhelmsbrück bis Zehlendorf, und im Westen bildet die Havel die Grenze. Der Grunewald ist reich an landschaftlichen Schönheiten; der prächtige Forst, 4676 Hektar groß, umschließt mehrere Seen und das gleichnamige Jagdschloß, und bildet noch heute wie vor Jahrhunderten den Schauplatz der großen Sau- und Hirschhetzjagden des Hofes im Herbste und Winter.

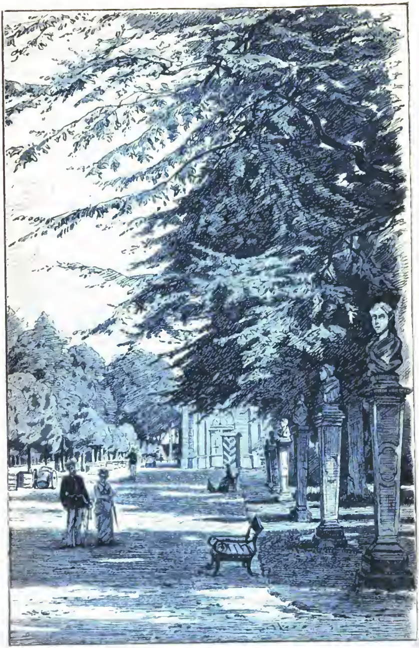
Der östlichen Waldesgrenze zunächst, unfern von Char-

lottenburg, liegt der Halensee, dann folgen tiefer im Forst der Hundekehlensee, der Teufelssee, der Schlachtensee und der reizvollste von ihnen: der Grunewaldsee, an dessen mit rauschendem Schilfe bestandenem Ufer wir das zwischen Baumwerk versteckt liegende alte Jagdschloß Grunewald wie einen Gruß aus längst entschwundener Zeit emporragen sehen.



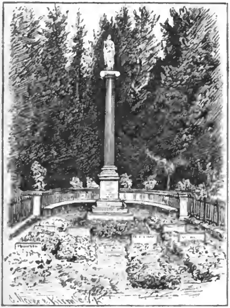
Am Tegler See.

Ueber dem Eingangsthor steht die vom kurbrandenburgischen Wappen überragte Inschrift: „Nach Christi Geburt 1542, unter Regierung des Kaiserthums Karl V. hat der durchlauchtigste hochgeborene Fürst und Herr Joachim II., Markgraf zu Brandenburg, des heiligen römischen Reiches Oberfeldhauptmann, dies Haus zu bauen angefangen, und den 7. März den ersten Stein gelegt und zum grünen Wald genannt." An der Treppe finden wir ein buntbemaltes Sandsteinrelief, das links den Kurfürsten und inmitten den Baumeister des Schlosses, Kaspar Theyß,



Im Schloßgarten zu Charlottenburg.

mit einem mächtigen Humpen (Willkommen), rechts aber den Kellermeister Kunz Buntschuh darstellt. Eine Wendeltreppe führt zu den oberen Gemächern des malerischen alten Baues empor, der durch die Erinnerung an die „schöne Gießerin" Anna Sydow einen romantischen Reiz erhält.



Grabstätte der Familie Humboldt im Park zu Tegel.

Nach dem am 2. Januar 1571 erfolgten Tode des Kurfürsten Joachim II. ließ sein Sohn Johann Georg ein strenges Gericht über dessen Günstlinge ergehen. Anna Sydow wurde auf Lebenszeit nach der Festung Spandau verbannt, während eine Sage sie lebendig im Jagdschlosse Grunewald eingemauert werden läßt, wo sie als „weiße Frau" umgehen soll. Den Anlaß dazu hat wohl eine schmale Wendeltreppe gegeben, die von der Seeseite heraufführt und so vermauert ist, daß sie erst im zweiten Stock wieder zu Tage tritt. In den Innenräumen sieht man auch die großen Bilder zahlreicher, von früheren preußischen Regenten erlegter Hirsche und Wildschweine.

Der von Berlin entlegenste See im Grunewald ist der schon zur Umgebung von Potsdam gehörende Wannsee, der durch eine weite Ausbuchtung der Havel gebildet wird. Auf seinen Ufern, die ehemals nur der schweigende Wald



Bei Pichelswerder.



Am Wannsee.

umsäumte, ist neuerdings die Villenkolonie Wannsee entstanden, doch sagt von ihnen A. Trinius mit Recht: „Trotz aller Anbauten und einschneidendsten Veränderungen liegt noch heute ein unendlicher Reiz über der Landschaft um den Wannsee. Wohl haben Eisenbahn und Baulust viel von der früheren Ursprünglichkeit und Abgeschiedenheit geraubt, gleichsam der Landschaft ein neues Gewand angelegt; die Kunst trat mit der Natur einen Wettkampf an und lieh ihr jenen Schimmer von Vornehmheit und Glanz, ohne doch den Duft heiterer Poesie ihr zu rauben. Ein schmucker Villenkranz legt sich um das blaue hügelumschlossene Wasserbecken, aber auch jenseits, wo der Wannsee durch eine Schmalung unterhalb der Friedrich-Wilhelmsbrücke in das langgewundene Wasserbett des großen Stolpersee's tritt, ziehen sich schon längst an dem Ufer drüben, als Fortsetzung der Kolonie Alsen, reizende, verschwiegene Sommersitze entlang, von wildem Wein und Epheu umrankt, auf der einen Seite sich in

den Fluthen des einsamen See's spiegelnd und nach der Straße zu durch dichtverwachsene Gärten mit Marmorbildern und plätschernden Fontänen den Blicken der Außenwelt fast entzogen."



Bei Jagdschloß Grunewald.

In der Nähe des Bahnhofs Wannsee liegt im Gebüsch versteckt das einsame Grab Heinrich's v. Kleist, der sich hier am 21. November 1811 mit seiner kranken, weltschmerzlichen Seelenfreundin Henriette Vogel erschoß. Auf dem Grabstein des Sängers des „Prinzen von Homburg" und der „Hermannsschlacht" steht:

„Er strebte, sang und litt
In trüber, schwerer Zeit;
Er suchte hier den Tod
Und fand Unsterblichkeit."

Unweit der eben erwähnten Station Wannsee oder Dreilinden, wie die unmittelbar gegenüberliegende Station der Breslau-Wetzlarer Bahn heißt, zweigt sich ein Waldweg ab, der nach dem schlichten Jagdhause Dreilinden, dem Lieblingsaufenthalte des

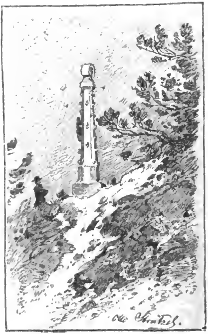


Aussicht von Schildhorn.

verstorbenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen führt.

Wer von hier in nordwestlicher Richtung durch den Wald am Rande des Havelufers in der Richtung auf Charlottenburg weiter schreitet, trifft nach etwa zweistündigem Wandern auf eine waldbedeckte und weit in den breiten Fluß vorspringende Landspitze: das Vorgebirge von Schildhorn. Es ist einer der denkwürdigsten Punkte aus Berlins Umgebung, den wir hier betreten: auf dieser Stelle ward nämlich das Jahrhunderte

lange blutige Ringen der heidnischen Slaven und der christlichen Deutschen endgiltig zu Gunsten der Letzteren entschieden. Die Sage berichtet, daß der Wendenfürst Jaczo nach der entscheidenden Niederlage seines Heeres durch Albrecht den Bären (1157) flüchtend und von den Verfolgern hart bedrängt zu der jenseitigen Ausbuchtung der Havel gelangt sei. Er hatte zwischen dem Schwert der Feinde und der dort besonders breiten und tiefen Havel zu wählen. Auf die Ausdauer seines treuen Schlachtrosses vertrauend, entschied er sich aber ohne Säumen für das letztere und sprengte in den Fluß, um das jenseitige, hilfebringende Ufer zu erreichen. Während er diesen verzweifelten Versuch ausführte, gelobte er sich, das Christenthum anzunehmen, falls er gerettet würde. Und dies geschah wirklich. Jaczo landete auf der jenseitigen Landspitze, die sich ihm hilfreich weit in's Wasser entgegenstreckte. Schild und Schwert hing er drüben an einem Eichenstamme auf, ließ sich alsdann taufen und herrschte fortan als Vasall Albrecht's in seiner Residenz Köpenick.



Schildhorn-Monument.

König Friedrich Wilhelm IV., der „Romantiker auf dem Throne", ließ zur Erinnerung daran 1845 das inzwischen ziemlich reparaturbedürftig gewordene Schild-



Die Flora in Charlottenburg.

horn-Monument errichten: eine steinerne Säule, die einem Eichbaume nachgebildet ist, mit einem Schild und Schwert daran.

Gerade Schildhorn gegenüber erhebt sich aus dem Flusse

die Insel Pichelswerder, einer der populärsten Zielpunkte der Berliner Landpartien, die vielfach in den großen Stellwagen, hier „Kremser" genannt, ausgeführt werden. Auf der bewaldeten Insel wie am Festlandufer sind zahlreiche Gastlokale bereit, die Schaaren der Besucher mit Speise und Trank zu laben.

Durch den Wald geht es nun nach Charlottenburg, das sich auf der Stelle eines früheren Dorfes Lützow erhebt. Der erste König Preußens errichtete seiner Gemahlin Sophie Charlotte, der „philosophischen Königin", das Schloß Charlottenburg, dessen Name sich alsdann auch auf den Ort übertrug, der inzwischen zu einer ansehnlichen Stadt von über 76,000 Einwohnern herangewachsen ist. Das stattliche Schloß enthält einen Mittelbau von Schlüter, zwei Seitenflügel und eine hohe Kuppel von Cosander v. Goethe.


Denkmal der Königin Luise.

Der weite, herrliche Schloßgarten erstreckt sich auf der Rückseite bis zur Spree; mehr aber wie seine landschaft-

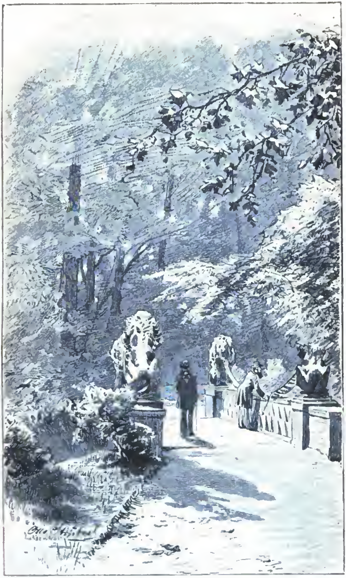
liche Schönheit, seine Orangerien und römischen Kaiserbüsten zieht die Besucher das berühmte Mausoleum mit den von Rauch in Marmor ausgeführten Grabdenkmälern der Königin Luise und des Königs Friedrich Wilhelm III. an, bei denen nun auch Kaiser Wilhelm I. seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Eine fernere Sehenswürdigkeit von Charlottenburg bildet das prächtige Gartenetablissement der Flora in dem ehemals Eckardstein'schen Park; es ist jetzt ein Aktienunternehmen, umfaßt 23 Morgen, wovon etwa 17 Morgen Park, während den Rest das Hauptgebäude mit dem anschließenden Palmenhause und den Treibhäusern einnimmt.

Mit Berlin ist Charlottenburg außer durch die Stadtbahn noch durch die schnurgerade mitten durch den Thiergarten führende Chaussee, über welche die Pferdebahn geht, verbunden, und es herrscht ein ununterbrochener Verkehr zwischen diesem freundlichen Vororte und der Millionenstadt.

Wenn von Berlins Umgebung die Rede ist, so darf natürlich auch der 250 Hektar große Thiergarten, die „Lunge" der Reichshauptstadt, nicht fehlen, durch dessen schattige Laubgänge wir nunmehr den Heimweg antreten. Er war ursprünglich ein sumpfiges Wald- und Jagdrevier, bis König Friedrich Wilhelm III. ihn durch Lenné zu einem öffentlichen Parke umgestalten ließ. In neuerer Zeit ist außerordentlich viel für den Thiergarten geschehen, in dessen Hauptalleen während der belebteren Tagesstunden der Strom des großstädtischen Lebens rauschend genug dahinbraust. Wem es aber gleich uns um landschaftliche Reize zu thun ist, der sucht die Seitenwege und schmaleren Waldsteige auf, wo man so manche lauschige Stelle findet, oder wandelt längs der träumerisch dunkeln Wasserläufe dahin.

An Erdmann Encke's herrlichem Denkmal der



Die Löwenbrücke im Thiergarten.

Königin Luise vorüber gelangen wir zur Rousseau-Insel und von dort über die Löwenbrücke zum Neuen See, der wohl das idyllischeste Fleckchen in der näheren Umgebung Berlins darstellt. Gar herrlich weilt es sich dort in der Stille dieser Waldeinsamkeit, und nur schwer reißen wir uns endlich los von dem Waldesgrün, in dem die Vögel singen und die Blumen duften; doch die Sonne neigt sich zum Untergange, und wir kehren zur Chaussee zurück, wo schon die Laternen brennen. Vor uns ragt der von der Viktoria gekrönte, den Propyläen nachgebildete Bau des Brandenburger Thors empor, und dahinter brauset und tobt der Lärm der Kapitale, der uns nun wieder umfängt.

Mannigfaltiges.

Die ewigen Junggesellen. — In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts erstand in Paris ein Bund, welcher der Pariser Welt viel zu denken gab. Auf die Frage, wo er seine Sitzungen abhalte, ob er politischer oder anderer Natur, und welches sein Zweck sei, wußte Niemand mit Bestimmtheit zu antworten. Sein Name „Die Gepanzerten" ließ zu allen möglichen Auslegungen freien Spielraum. Was vor Allem in die Augen sprang, war der Umstand, daß die Bundesmitglieder ohne Ausnahme den besten Familien angehörten und durchweg noch ledig waren. Allmälig klärte sich die Sache auf. Hatte anfänglich der Feuereifer, mit welchem die meisten „Gepanzerten" auf Bällen und Gesellschaften dem schönen Geschlechte den Hof machten, die richtige Vermuthung über den wahren Charakter des Bundes hintangehalten, so brach diese doch mit der Zeit sich siegreich Bahn, als man bemerkte, daß all' diese Höflichkeiten zu keinem neuen Ehebunde führten. In wenigen Jahren war das Geheimniß offenkundig: der Bund bestand aus Junggesellen, die solche unter allen Umständen bleiben wollten.

In der That waren seine Mitglieder lauter Junggesellen, welche sich zum Zweck gemacht hatten, Ihresgleichen von den Dornen des Ehelebens und den Annehmlichkeiten des Junggesellenthums zu überzeugen. Dabei theilte sich der Bund jedoch noch in zwei Klassen: die Einen waren ausgemachte Don Juans, die es als ihre Pflicht ansahen, jeder schönen, liebenswürdigen Dame die Cour zu schneiden, die Anderen dagegen sahen mit stolzer Verachtung auf das schöne Geschlecht herab. In einem Punkte gingen

sie jedoch Hand in Hand: geheirathet sollte absolut nicht werden, sie waren oder hielten sich „gepanzert" gegen die verlockenden Reize des Ehelebens.

Um den beiden im Bunde herrschenden Strömungen Rechnung zu tragen, war zum Präsidenten ein Weiberfreund, zum Vicepräsidenten ein Weiberhasser gewählt worden. Der Erstere, Emil Mollard, ein hübscher junger Mann anfangs der Dreißiger, konnte, so sehr er auch für die Idee des Bundes begeistert war, dem Reiz des Ewig-Weiblichen nicht widerstehen. Allen Schönen hätte er, wenn sie es verlangt hätten, ewige Liebe geschworen, zum Heirathen aber ließ er sich trotz alledem um keinen Preis bringen. Der Vicepräsident La Chaise, Schiffslieutenant und intimster Freund Mollard's, war dagegen ein Weiberfeind vom reinsten Wasser. Für ihn war es einfach unbegreiflich, wie ein sonst vernünftiger Mann, wie sein Freund Mollard, an dem Umgang mit Frauen Gefallen finden könne. Aber wie so häufig im Leben gerade die Extreme sich zusammenfinden, so herrschte auch zwischen den beiden Hauptpersonen des Bundes der „Gepanzerten" trotz dieser Meinungs- und Geschmacksverschiedenheit die innigste Freundschaft, waren sie doch über die Hauptfrage, die dem Bunde Leben verlieh, über die Verabscheuungswürdigkeit der Ehe, einer und derselben Meinung.

Einige Zeit lang stand der Bund in hoher Blüthe. Die Damenwelt, anfänglich erbost über die schnöde, von dem Bunde ihr gegenüber zur Schau getragene Gesinnung und zum Widerstande fest entschlossen, sah bald ein, daß mit List bei diesen angeblichen Weiberfeinden mehr zu erreichen sei, als mit anderen Waffen, und zeichnete dieselben ganz besonders aus. Die List gelang. Mit dem Feuer darf man nicht spielen. Es währte gar nicht lange, so hatte sich die Mehrzahl jener luftigen Schmetterlinge an der Gluth der Blumen, die sie umgaukelten, die Flügel verbrannt. Mehr und mehr schmolz das Häuflein der „Gepanzerten" zusammen, und mit Bangen sahen Mollard und La Chaise den Tag herankommen, wo sie Beide die einzigen Vertreter des Bundes sein würden.

Und eines schönen Tages waren Mollard und La Chaise wirklich die letzten Getreuen des Bundes. Um so treuer wollten

aber sie demselben bleiben! Wenn Mollard von den Damen hänselnd gefragt wurde, wie viele Mitglieder denn der Bund zähle, so warf er sich stolz in die Brust und erwiederte: „Nur zwei, aber zwei Löwen." Sie dachten daher auch gar nicht daran, den Bund aufzulösen; sie wollten die Ehre des Bundes retten: der Eine, indem er aller Damen Gunst suchte, der Andere, indem er sie verschmähte. Sie schworen sich dies noch einmal zu, als La Chaise kurz darnach sich gezwungen sah, zum aktiven Seedienst zurückzukehren und Paris auf längere Zeit zu verlassen.

Wer aber beschreibt den Schmerz des armen Seemannes, als er, nach einigen Jahren in die Hauptstadt zurückgekehrt, die Kunde vernahm, daß der Bundespräsident dem Schwur ungetreu geworden sei und geheirathet habe.

Lange kämpfte er mit sich selbst, ob er dem Treulosen überhaupt noch gegenübertreten solle. Endlich gewann aber doch der Wunsch, zu hören, welche zwingenden Gründe das „Unglück" herbeigeführt hatten, in ihm die Oberhand.

Er ward in ein elegant ausgestattetes Zimmer eingeführt, wo sein alter Freund behaglich in einem Schaukelstuhle saß und eine Cigarette rauchte. La Chaise nahm sich kaum die Zeit, um mit dem Freunde einen herzhaften Händedruck zu tauschen. Dann brachte er sofort die Rede auf den Hauptpunkt, der ihn hergeführt.

„Du bist verheirathet!"

„Gewiß! Schon seit zwei Jahren."

„Und Du bist recht unglücklich, nicht wahr?" fuhr der Seemann mit überzeugtem Ausdruck in Gesicht und Stimme fort.

„Nicht im Geringsten; ich bin sehr glücklich."

„Unmöglich, einfach unmöglich! Du sagst mir nicht die Wahrheit."

„Die volle, reine Wahrheit. Höre zu. Kaum warst Du abgereist, so wandte das Glück mir den Rücken, es schien, als ob mit Dir mein guter Stern verschwunden sei. Als ich eines Tages meine Schulden überzählte, waren dieselben zu einer solchen Höhe angewachsen, daß ich ohne die Hilfe meines Vaters mich nicht aus der Klemme ziehen konnte. Mein Vater nahm mein Ge-

ständniß natürlich nicht gleichmüthig hin, sondern erklärte, daß er für mich in Zukunft keinen Heller mehr bezahlen werde. Ja, er schränkte sogar die Mittel, die er mir vorher zur Verfügung gestellt hatte, bedeutend ein. Nun war guter Rath theuer. Meine Gläubiger drohten mir, mich einfach einstecken zu lassen."

„Und da hast Du Dich so weit erniedrigt, daß Du um des schnöden Mammons willen ein Weib —"

„Geduld, lieber Freund! Du verkennst mich," unterbrach Mollard den Seemann. „Eines Morgens rief mein Vater mich zu sich.

‚Mein Junge,' sagte er, ‚ich will noch einmal Deine Schulden bezahlen, aber unter der Bedingung, daß Du heirathest.'

Nun denke Dir meine Lage! Du weißt, daß mir die goldene Freiheit über Alles geht, meine Gläubiger aber wollten sie mir ja auch rauben. Ich willigte also gesenkten Hauptes endlich ein, überlegte mir aber sofort, wie ich doch meinem Versprechen Dir gegenüber treu bleiben und unter einstweiliger Hinausziehung der mir gewährten Galgenfrist mich aus der Schlinge ziehen könnte. Mein Vater hatte offenbar schon Alles vorbereitet. Acht Tage später schon wurde ich Fräulein Marianne de Sacy vorgestellt. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, Alles aufzubieten, damit sie meine Hand ausschlüge. Aber, was willst Du machen? Als ich das zarte Geschöpf vor mir stehen sah, das mit einem noch halb kindlich zutraulichem Blicke zu mir aufschaute, da that sie mir leid. Mit ihr konnte ich nicht unhöflich sein. Und je mehr ich sie betrachtete, desto mehr gefiel sie mir: das dunkle Auge, der feine Mund, die stolz gewölbten Brauen, der frische, blühende Teint, die zarte Gestalt, kurzum, ich fand sie einfach reizend."

Der Seemann ließ ein bedeutungsvolles Grunzen vernehmen, das nicht gerade seine Zustimmung ausdrückte; der Andere aber that, als hörte er es nicht, und fuhr fort:

„Ich machte ihr also den Hof. In meinem Leichtsinn hoffte ich immer noch auf irgend einen Engel, der mich aus der verzweifelten Lage befreien würde. Endlich war es mir unmöglich, den Hochzeitstag noch weiter hinausrücken zu lassen, da mein Vater erklärt hatte, meine Schulden erst nach der Hochzeit bezahlen zu wollen, und ich einen Tag um den anderen fürchten

mußte, von meinen Gläubigern, denen die Geduld ausging, hinter Schloß und Riegel gesetzt zu werden.

Der schwere Tag kam also heran, mit Entsetzen sah ich dem Ehejoch entgegen. Auf der Treppe zum Standesamt hatten sich verschiedene unserer alten Freunde eingefunden, um mir, der ich ihnen seiner Zeit ihren Treubruch vorgehalten, nun mit sarkastischem Lächeln die Hand zu schütteln. Der Standesbeamte las eine kleine Anrede und die Gesetzesartikel. Dann fragte er mich mit feierlichem Tone:

‚Sind Sie damit einverstanden, die hier gegenwärtige Marianne de Sacy zur Frau zu nehmen?‘

Es herrschte eine Stille im Saale, daß man eine Mücke hätte fliegen hören.

‚Nein!‘ gab ich mit kräftiger Stimme zur Antwort.

Das Getümmel, das jetzt entstand, kannst Du Dir vorstellen. Meine Braut und verschiedene der anwesenden Damen fielen in Ohnmacht, mein Vater und der meiner Braut stürzten wüthend auf mich los. Ich aber drängte mich rasch durch die bestürzten Umstehenden und nahm Reißaus."

„Das hast Du brav gemacht!" meinte der Seemann.

„Ich verdiene Dein Lob nicht," entgegnete Mollard. „Den Muth, ‚Nein‘ zu sagen, hatte mir nämlich nur die von einem Freunde auf der Treppe zugeraunte Kunde gegeben, daß —"

„Nun?"

„— daß mein Vater am selben Morgen bereits meine Schulden bezahlt hatte. Ich trieb mich, bis der erste Sturm der Entrüstung verbraust war, auf dem Lande herum. Endlich wagte ich mich wieder in die Nähe meines Vaters, der zwar immer noch grollte, aber doch vielleicht im Stillen an meiner Charakterfestigkeit eine Freude hatte. So führte ich allmälig wieder das alte Leben, nur auf etwas bescheidenerem Fuße, als eines Tages mir der Besuch eines Offiziers angemeldet wurde.

‚Ich komme im Auftrag meiner Cousine Marianne de Sacy,‘ begann derselbe. ‚Sie haben die Dame schwer beschimpft. Aus Ihrem Benehmen auf dem Standesamte mußten die Anwesenden den Schluß ziehen, daß Sie meine Cousine für unwürdig halten, Ihren Namen zu tragen.‘

‚Das lag durchaus nicht in meiner Absicht,‘ entgegnete ich, und erzählte ihm ausführlich die Gründe meiner Handlungsweise.

‚Ich begreife jetzt allerdings,‘ meinte der schmucke Vetter meiner einstigen Verlobten, ‚Ihr Vorgehen kann ich deswegen aber immer noch nicht für ritterlich finden. Wenn Ihnen meine Cousine auch verzeihen wollte, so lastet die Beschimpfung immer noch auf dem Namen ihrer Familie. Hierfür hat sie das Recht, von Ihnen Genugthuung zu fordern.‘

‚Ich stehe zu Ihrer Verfügung,‘ versetzte ich.

‚Sie werden morgen bei meinem Onkel wieder um die Hand meiner Cousine anhalten. Diese ist sicher, daß ihre Eltern auf ihre Bitte hin sie Ihnen abermals zusagen werden. Auf dem Standesamte wird dann aber meine Cousine diesmal ‚Nein‘ sagen, während Sie die Frage des Beamten bejahen werden. Auf diese Weise wird der Schimpf ausgeglichen.‘

Ich hatte schon befürchtet, mich mit dem martialischen Vetter Mariannens oder einem Anderen im Zweikampf messen zu müssen, welche Aussicht mir nicht gerade angenehm gewesen wäre. So war ich also über diese unerwartet einfache Lösung, die der Sache gegeben werden sollte, im höchsten Grade zufrieden. Gleich am Tage darauf erneuerte ich unter den nöthigen Entschuldigungen meine Werbung bei den Eltern Mariannens, sie ward angenommen, und einen Monat später standen wir wieder vor dem Standesbeamten.

Auf dessen an mich gerichtete Frage antwortete ich mit einem kräftigen ‚Ja‘, obwohl mich der Gedanke an den Skandal beunruhigte, der ja jetzt gleich sich wiederholen mußte.

Der Standesbeamte wandte sich jetzt mit der verhängnißvollen Frage an meine vermeintliche Verlobte. Aber diese schaute mich, ehe sie antwortete, mit ihren sanften Augen fest an — ach, sie war ein Engel in ihrem weißen Brautstaat, ich empfand bittere Reue, daß dieser Engel nicht mein sein sollte, und eine Thräne stahl sich in mein Auge. Und da kam auch schon ihre Antwort:

‚Ja,‘ rief sie laut.

Ich gestehe, daß ich meiner ganzen Kraft bedurfte, um —“

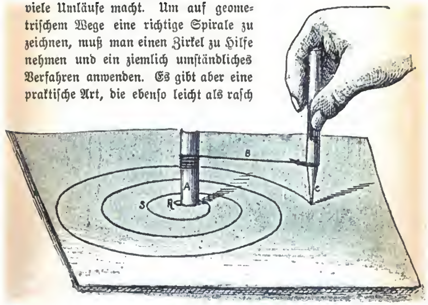
„Dich auf den Beinen zu halten?“ warf der Seebär ein.

„Nein, um einen lauten Jubelschrei zu unterdrücken.“

„Ich verstehe," sagte La Chaise nach kurzer Pause, und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. „Die Zeit der ‚Gepanzerten' ist vorüber!"

Ob auch er noch seines Panzers entledigt worden, darüber schweigt die Geschichte. H. G.

Die leichteste Art, eine Spirale zu zeichnen. — Als Spirale oder Schraubenlinie bezeichnet man eine ebene krumme Linie, die um einen festen Punkt beliebig viele Umläufe macht. Um auf geometrischem Wege eine richtige Spirale zu zeichnen, muß man einen Zirkel zu Hilfe nehmen und ein ziemlich umständliches Verfahren anwenden. Es gibt aber eine praktische Art, die ebenso leicht als rasch



zum Ziele führt und auf unserer Abbildung zur Anschauung gebracht wird.

Man nimmt einen hölzernen Rundstab A, der wie ein Reißnagel in der Mitte seiner unteren Fläche eine dünne, scharfe Spitze trägt, mit der man ihn nachher in dem betreffenden Punkte durch das Papier in den Tisch oder das Reißbrett steckt. Der Durchmesser des Cylinders muß genau ein Viertel von S R betragen, d. h. von der Entfernung der Spirallinien untereinander, die man ziehen will. Um den Cylinder bindet man einen Faden B fest, wickelt ihn dann darum und versieht das Ende desselben mit einem Bleistift C oder einer Reißfeder. Nun steckt

man den Cylinder mit seiner unteren Spitze in den betreffenden Punkt des Papiers, hält ihn genau senkrecht fest und wickelt den Faden B allmälig ab, indem man dabei den Weg, den der Stift C macht, auf dem Papier abzeichnet. Natürlich muß bei diesem Abwickeln der Faden immer straff gespannt sein, dann wird aber auch die Zeichnung, welche der Stift auf diese Weise entstehen läßt, eine Schraubenlinie von tadelloser Regelmäßigkeit darstellen. Unsere Illustration erläutert das Verfahren zur Genüge, das in der Praxis mitunter gute Dienste leisten kann, und dessen Mittheilung daher manchen Lesern nicht unerwünscht sein dürfte.

F. R.

Der versteinerte Wald von Arizona. — In dem durch seinen Bergbau berühmten Arizona, einem Territorium der nordamerikanischen Union, im Süden an Mexiko grenzend, befindet sich ein sogenannter „versteinerter Wald", dessen Ueberreste aus Holz in Stein und sogar in Edelsteine verwandelt sind. Derselbe bildet eine der merkwürdigsten Reliquien aus Epochen, die ungezählte Jahrtausende hinter uns liegen. Ein amerikanischer Geologe, H. C. Hovey, gibt hierüber eine Beschreibung, der wir folgende Einzelheiten entnehmen.

Schon vor meiner Ankunft in der Waldregion, sagt derselbe, war die Straße mit Stücken von in Achat verwandelten Holzklötzen eingefaßt, Vorboten von dem, was tiefer hinein noch zu sehen war. Die Bewohner umher nennen es zwar einen versteinerten Wald, aber mit Unrecht. Vor 50 oder 60 Jahrhunderten, wenn nicht noch weit länger vorher, war es einmal ein Wald, das steht fest, jetzt sind es nur noch die in Edelsteine — o Wunder! — verwandelten Ueberreste eines solchen. Bei dem ersten Ueberblick glaubt der Beschauer, daß es sich hier um ein Ruinenfeld von beiläufig 50 Morgen Ausdehnung handle, dann taxirt er es auf 100, später auf 1000 Morgen, und schließlich acceptirt er die Schätzung des Herrn Summis, daß der ausgedehnte, jetzt in Stein verhärtete Wald ehemals eine Grundfläche von mehreren hundert Quadratmeilen bedeckt haben müsse und der Blick hier mit einem Male eine Million Tonnen von Edelsteinen umfasse. Man glaubt einen unermeßlichen Holzschlag vor Augen zu haben, wo die Holzfäller diejenigen Stämme oder Blöcke, die ihnen An-

gesichts des Ueberflusses gerade nicht zu Gesicht standen, liegen gelassen und dem Verfaulen preisgegeben hätten. Die Bäume müssen bei Lebzeiten volle 200 Fuß hoch gewesen sein, da selbst jetzt ihre umherliegenden Strünke, wenn noch ungebrochen, 100 bis 150 Fuß lang sind. Und das Sonderbarste hierbei ist, daß diese mächtigen Stämme oft so regelmäßig in Abschnitte getrennt sind, als ob sie mit der Säge durchschnitten wären. Zweige findet man 1 Zoll, und Stämme 10 Fuß dick. Sie liegen parallel, oder in Winkeln; einzeln oder gruppenweise; in Schluchten und auf Anhöhen. Und alle diese Myriaden von Stämmen, Stümpfen, Blöcken und Aesten bis zu den dünnsten Zweigen sind hartes Gestein, das sich bei Untersuchung als aus Edelsteinen beinahe jeder Gattung bestehend herausstellt.

Der Zeiten Flucht nebst dem Hammer des Geologen haben unter diesem in allen Farben schillernden edlen Gestein vielfache Verwüstung angerichtet, wie die überall umherliegenden Bruchstücke und Trümmer von umfangreichen Blöcken herab bis zu bloßem Gerölle und Splittern, die ihre brillanten Farben unter den Strahlen einer tropischen Sonne, wie jene von Arizona, mit kaleidoskopischem Effekt leuchten lassen, solches bezeugen. Rubinen, Saphire und Diamanten sind hierunter, wie fälschlich berichtet wurde, zwar keine, dafür aber Amethyst, rother und gelber Jaspis, Chalcedon aller Abtönungen, Topas, Onyx, Karneol und alle erdenklichen Arten von Achat in Masse. Kein Block, kein Bruchstück ist auf eine einzelne Art Edelstein beschränkt, viele bilden eine wahre Mosaik aller genannten Sorten.

Unter einem Vergrößerungsglas ist die zellenförmige Holzstruktur des Gesteins deutlich erkennbar, und, wie Experten versichern, muß der ursprüngliche Wald aus Nadelholz bestanden haben. Die ganze Region zeigt überall Lavabetten und erloschene Krater, ist also entschieden vulkanisch gewesen, so daß zweifelsohne eine große vulkanische Katastrophe den Urwald gefällt und unter einer immensen Aschenschichte begraben hat. Hierauf ward diese Schichte mit Kieselerde enthaltendem Wasser, möglicherweise von Geisern oder periodischen heißen Springquellen kommend, überfluthet, das Holz ward hiermit durchtränkt und in seiner Masse und Form durch Kiesel ersetzt. Bei dieser merkwürdigen Umwandlung soll, wie

Autoritäten auf diesem Gebiete behaupten, der reine Kiesel den durchsichtigen Quarz gebildet haben, während die reichen, roth, braun, gelb und purpurn schillernden Farben der Lösung von Eisen und Braunstein zuzuschreiben seien.

Was wir unseren Lesern in obigen Mittheilungen über dieses höchst merkwürdige Phänomen vorführen, ist in allen Einzelheiten als solches eine bekannte Thatsache, während über die furchtbaren Naturgewalten, welche Hölzer in Gesteine verwandeln konnten, begreiflicherweise nur Muthmaßungen, Hypothesen bestehen können. Jedenfalls war es für die Menschheit ein Glück, daß sie erst dann auf der Erde erschien, als der furchtbare Kampf der Elemente hienieden bereits ausgetobt hatte.

Eines merkwürdigen Objektes unter den unzähligen steinernen Waldtrümmern aller Größen und Formen wollen wir zu erwähnen nicht unterlassen: der Achatbrücke nämlich. Es ist dies ein 100 Fuß langer, versteinerter Baumstamm von 5 Fuß Durchmesser, der eine 60 Fuß breite Kluft überbrückt und ganz aus Achaten, Jaspis und anderem werthvollen Steinmaterial besteht.

Durch diese Region führt gegenwärtig auch — wie überhaupt in Amerika nach allen Richtungen hin — die Eisenbahn. Wenn aber der Leser sich unter den amerikanischen Bahnen solche vorstellt, wo man an regelmäßigen, in gewissen Zwischenräumen von einander entfernten Stationen aus- und einsteigt, so irrt er sich bezüglich einer großen Anzahl derselben. Eine Eisenbahn, welche endlose Prärien und Einöden durchquert, wo oft auf Hunderte von Meilen keine menschliche Ansiedlung existirt, wozu für eine solche regelmäßige Haltpunkte, außer derjenigen, wo Wasser eingenommen wird?

Nein, da machen es die praktischen Amerikaner einfacher. Leute, welche behufs Ausforschung einer Gegend zu Fuße gehen, wie z. B. die Naturforscher, suchen, wenn sie fahren wollen, die erstbeste Eisenbahn zu erreichen und pflanzen mittelst ihres an einen Stock gebundenen weißen Taschentuches ein Signal auf. Der zuerst herankommende Zug hält an und nimmt den Passagier auf. Ob es gelingen wird, die schlummernden Schätze nutzbar zu machen, ist zur Zeit noch ungewiß. B. Fr.

Wie das Lagerbier erfunden wurde. — Um die Zeit, als der Wallenstein in Deutschland hauste, lebte in Lichtenfels in Bayern ein Schuhmacher, der nicht lange erst einen Lehrjungen angenommen hatte. Dem befahl er eines Morgens, die Flasche zu nehmen und sie voll Bamberger Bier zu holen, wie es damals in der Stadt ausgeschenkt wurde. Der Bursche verstand die Sache aber falsch und machte sich auf den Weg nach Bamberg selbst, wo er den Mittag ankam, sich seine Flasche füllen ließ und mit hungrigem Magen und mit kuriosen Gedanken, warum ihn sein Meister so weit um eine Flasche Bier schicke, wieder auf den Heimweg machte. Es wurde schon Abend, als er vor Lichtenfels ankam und dort einen anderen Schusterjungen antraf, der ihn ob seines weiten Weges und seiner Dummheit auslachte, und nicht genug zu erzählen wußte, wie sein Meister über sein langes Ausbleiben geschimpft und schon den Knieriemen für ihn zurechtgelegt habe. Dem Burschen stieg die Angst zu Herzen. Der Schusterei hatte er von Anfang an keinen Geschmack abgewinnen können, und die Prügel in Aussicht stießen dem Faß den Boden aus; er steckte die Flasche in ein Loch, das unter einem Baume am Wege entstanden war, stopfte es mit Erde und Rasen zu und lief in die weite Welt.

Für abenteuernde Gesellen war's eben damals die rechte Zeit. Schon am anderen Morgen traf der Bursche, der seinen Hunger vorläufig mit einem Gericht aus dem Rübenacker gestillt und in einem Heuschober übernachtet hatte, auf einen Trupp Reiter, die den kräftigen Jungen gern als Troßbuben mit sich nahmen, und Tags darauf gehörte er zu des Friedländers Armee. Bald zeigte er mehr Geschick für den Säbel, als für den Pfriemen, und mehr Muth beim Einhauen, als Verständniß beim Bierholen; ja, er hieb einmal bei einem unvermutheten Ueberfall den Friedländer selbst heraus, stand nach fünf Jahren als Offizier an der Spitze eines Fähnleins und zog eines Tages zu demselben Lichtenfelser Thore ein, wo er einst mit seiner Flasche hinausgegangen war.

Der Baum, der die Flasche verdeckte, stand noch grünend auf demselben Flecke. Das Glück aber hatte den Burschen nicht stolz gemacht, sein erster Gedanke war, seinen alten Meister aufzusuchen; vorher aber ging er vor's Thor hinaus und grub die

Flasche aus dem Boden, die vollkommen gut erhalten schien, und wanderte damit seines Meisters Hause zu. Der Schuhmacher fuhr in die Höhe, als er den Offizier eintreten sah, der aber streckte ihm die Flasche entgegen und sagte:

„Da, Meister, ist das Bier, das ich für Euch von Bamberg habe holen müssen, 's hat freilich ein bischen lange gedauert, aber es wird ja wohl noch gut sein."

Der Schuhmacher sah ihn mit aufgesperrtem Munde an, bis ihn der Offizier fragte, ob er denn seinen davongelaufenen Lehrjungen nicht wieder erkenne, und ihm erzählte, wie es ihm gegangen. Lange wollte die wunderbare Veränderung dem Schuster nicht in den Kopf, aber die Bierflasche war ihm noch im Gedächtniß, denn derlei Geschirr war zu jener Zeit kostbarer als heute, und so wurde die Bierflasche mehr des Spaßes wegen geöffnet. Aber einen solchen Trank, wie da herausquoll, hatte des Schusters Zunge noch nie gekostet; seine Nachbarn mußten herbei, um das doppelte Wunder zu schauen: seinen verwandelten Lehrjungen und das fünfjährige Bier. Bald war die Historie in der ganzen Stadt ruchbar, der Altmeister der Bierbrauer stellte sich selbst ein, um den Trank zu prüfen, und von demselben Tage an wurden in Lichtenfels die ersten Keller gegraben, um Bier darin zu lagern, welche Mode sich bald durch's ganze Bayerland fortpflanzte und ihm einen Ruf schuf, der noch nicht beeinträchtigt worden ist bis auf den heutigen Tag. C. T.

Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen und der Oesterreicher. — Es sind nunmehr einhundert Jahre seit einem Akte aufopfernder Menschenliebe eines Hohenzollern verflossen, der es verdient, der Vergessenheit entrissen und der Gegenwart zur Nacheiferung vorgeführt zu werden. Es war im Jahre 1793 bei der Belagerung von Mainz, welcher der damals noch sehr junge Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, welcher 1806 bei Saalfeld a. S. den Heldentod starb, beiwohnte, als der Prinz nach der Einnahme einer von der zweiten Parallele dreißig Schritte entfernten Redoute vor Mainz einen schwer blessirten Oesterreicher sah, welcher seinen Kameraden nicht folgen konnte, und den feindlichen Kugeln ausgesetzt blieb. Ungeachtet der Aufforderung des Prinzen wagte Niemand, diesen Unglücklichen dem gefährlichen

Orte zu entziehen und in Sicherheit zu bringen. Da sprang der Prinz vom Pferde, lud den Verwundeten auf seine Schultern und brachte ihn mitten im Kugelregen selbst glücklich in die eroberte Redoute, wo er mit rührender Menschenfreundlichkeit für den Verband desselben sorgte.

Viel später hat der König von Sachsen auf der Durchreise zu Pettau in Steiermark in dem dortigen Invalidenhause einen alten Soldaten gesehen, den man ihm als denjenigen bezeichnete, welcher vor Mainz im Jahre 1793 schwer verwundet und vom wahrscheinlichen Tode mit heldenmüthiger Aufopferung durch einen Prinzen von Preußen gerettet worden sei.

Jener merkwürdige Vorfall selbst wird in der „Vossischen Zeitung" in der Beilage zur Nummer 93 des Jahres 1793 erzählt und mit folgenden Versen begleitet:

„Prinz, den Alcidens Geist zu Heldenthaten führet,
Dein ist der Sternenkranz, der nur dem Held gebühret,
In dessen Götterbrust ein höherer Eifer wohnt,
Womit er Pflicht erfüllt und doch die Menschheit schont.
Den Lorbeer, den Dein Muth durch Mavor's Geist verdient,
Den lohnt Dein Sternenkranz, durch den er ewig grünt."

E. K.

Uebertriebenheiten der Etikette. — Die Gräfin Tschernischew war am russischen Hofe ihrer heiteren, witzigen Unterhaltung halber sehr beliebt. Die Kaiserin Anna zog sie allen übrigen Hofdamen vor und berief sie fast täglich zu sich, um sich von ihr unterhalten zu lassen. Für die Gräfin selbst aber war diese Gunst eine Pein; denn die Kaiserin lockerte selbst dieser geliebten Frau gegenüber die starren Fesseln der Hofetikette nicht. Die Gräfin Tschernischew mußte vorgeschriebenermaßen vor der Kaiserin stehen, stehend witzig sein und lächeln, stundenlang die Schmerzen schwer ermüdeter Füße tragen. Die Zuhörerin, die lauschend und lachend in ihrem schwellenden Armstuhl saß, nahm nicht die geringste Rücksicht darauf. Einmal aber erschien die Gräfin in so leidendem Zustande, daß schon eine der Kammerfrauen Miene machte, ihr einen Stuhl zu reichen; sie wurde jedoch durch einen vernichtenden Blick der Kaiserin daran verhindert, und die Gräfin mußte trotz ihrer geschwollenen Füße der Etikette entsprechend die Unterhaltung

stehend führen. Erst als die Schmerzen in den Füßen so heftig wurden, daß sie plötzlich in einer Erzählung abbrach und in einer Anwandlung von Ohnmacht den Kopf neigte, gestattete ihr die Kaiserin, sich auf den Tisch zu stützen. Aber auch das galt als Verletzung der höfischen Etikette und die Kaiserin rief einer ihrer Kammerfrauen zu: „Treten Sie vor die Gräfin, Marinka, daß ich das Unerhörte nicht sehen muß!" E. K.

Die Schwimmgeschwindigkeit der Fische. — Die Schwierigkeiten, die naturgemäß sich der Beantwortung der Frage entgegenstellen, wie schnell sich die Fische im Wasser fortbewegen, hat neuerdings ein französischer Forscher, H. Regnard, auf eine sinnreiche Weise zu überwinden gewußt. Er ließ ringförmige Wasserrinnen herstellen, die er durch einen elektrischen Motor in Drehung versetzte. Wenn sich der Apparat zu drehen beginnt, so suchen die in die ringförmigen Rinnen gesetzten Fische gegen den Strom zu schwimmen. Die Schnelligkeit der Drehung wird so lange gesteigert, bis der Fisch, obwohl er Schwimmbewegungen macht und sich auf's Höchste anstrengt, auf der Stelle stehen bleibt. Es ist klar, daß dann seine Schwimmgeschwindigkeit gleich ist der Drehungsgeschwindigkeit des Apparates. Letztere kann man aber durch gewisse Vorrichtungen genau feststellen und somit kann man denn auch aus ihr die Geschwindigkeit, mit der sich der Versuchsfisch bei größter Kraftanstrengung fortbewegt, ableiten. Die Untersuchungen haben nun dargethan, daß ein zweijähriger Karpfen 59 Centimeter, ein ebensolcher von einem Jahre 52 Centimeter, und ein dritter 22 Centimeter in der Sekunde zurücklegte. Ein Weißfisch durchschwamm anfänglich in der Sekunde 50 Centimeter, allein schon nach 5 Minuten erreichte er nur noch eine Geschwindigkeit von 32 Centimeter und nach einer Viertelstunde sogar blos noch von 16 Centimetern. Zeigen also diese Versuche einerseits, daß die Schwimmgeschwindigkeit der Fische so groß sein kann, daß sie ungefähr das Zehnfache ihrer Körperlänge in der Sekunde zurücklegen können, so beweisen sie andererseits auch, daß die Ausdauer bei dieser höchsten Leistungsfähigkeit nur gering ist und bald Ermüdung eintritt.

Der genannte Forscher hat sodann noch die Bedeutung der Flossen für die Schnelligkeit der Fortbewegung klar zu legen ver-

sucht. Nachdem man einem Karpfen, der 60 Centimeter in der Sekunde durchschwommen hatte, die Brustflossen abgeschnitten hatte, machte er nur noch 40 Centimeter. Bei derselben Geschwindigkeit verblieb er, als man ihn auch noch der Bauchflossen beraubt hatte. Sobald man ihm aber auch noch die Schwanzflosse nahm, sank seine Schnelligkeit sofort auf 13 Centimeter. Demnach hängt die Geschwindigkeit der Fortbewegung in erster Linie von der Schwanzflosse ab. Dieses Ergebniß wurde durch einen zweiten Versuch bestätigt, wo man dem Versuchsfisch die Schwanzflosse zuerst abschnitt. Die Geschwindigkeit des unverletzten Fisches belief sich auf 50 Centimeter, nach der Entfernung der Schwanzflosse fiel sie auf 22 Centimeter. Als man auch noch die Brustflossen und Bauchflossen abgelöst hatte, ging sie nur noch um 7 Centimeter zurück, so daß sie 15 Centimeter betrug. Uebrigens werden die Fische durch die einseitige Beraubung von Flossen mehr behindert, als wenn ihnen auf beiden Seiten die Flossen genommen werden. So brachte es ein Karpfen, der unverstümmelt eine Geschwindigkeit von 50 Centimeter besaß, nach der einseitigen Entfernung der Flossen nur auf 26 Centimeter, während er wieder 38 Centimeter erreichte, als man ihm auch noch die Flossen der anderen Seite abgeschnitten hatte.

Von dieser Schwimmgeschwindigkeit, über die die einzelnen Fischarten verfügen, ist natürlich die thatsächliche Ortsveränderung verschieden, die die Fische vorzunehmen pflegen. Wissen wir doch, daß gewisse Fischarten sich Zeit ihres Lebens in einem ziemlich beschränkten Wassergebiet aufhalten, während andere große Wanderungen ausführen. Auch über die Seßhaftigkeit und Freizügigkeit der Fische, wie man es wohl nennen könnte, hat man neuerdings Beobachtungen angestellt. Man hat nämlich mehrere Jahre hintereinander gegen 4000 Fische von mehr als zwanzig verschiedenen Fischarten gefangen und sie dann, mit nummerirten Messingschildchen versehen, in das Wasser zurückversetzt. Nach fast einem Jahre fing man nun von 1250 gemeinen Schollen in einer durchschnittlichen Entfernung von 10 Kilometern von der Küste 103 Stück wieder, so daß diese Fische als ziemlich seßhaft angesehen werden müssen. Von 337 wieder in Freiheit gesetzten Klieschen wurden 11 Stück in einer Entfernung zwischen 20 und 60 Kilometer von

Neuem gefangen. Sie müssen also schon um Vieles mehr wanderlustig sein. Von 96 dem Meere zurückgegebenen Kabeljaus geriethen 10 wieder in die Netze, von denen einige bereits nach 74 Tagen eine Strecke von über 83 Kilometer zurückgelegt hatten. Von 173 Seezungen tauchte nur eine wieder auf, und von 69 rothen Meerbarben wurde keine einzige später aufgefunden, so daß diese letzteren Fischarten ihren Aufenthalt im Wasser sehr oft und schnell wechseln dürften. Da die Beobachtungen noch ferner fortgesetzt werden, so stehen in Zukunft weitere Ergebnisse zu erwarten, die über die Fortbewegung der Fische ohne Zweifel manche Aufklärung geben werden. Th. S.

Louis Philippe, ein Muster der Sparsamkeit. — Der sprichwörtliche Geiz der Orleans soll ein Familienzug sein und gab sich namentlich bei dem berüchtigtsten Mitgliede derselben, dem verruchten Philippe Egalité kund und ging von diesem sogar schon sehr früh auf seine vier Kinder über. Madame de Genlis war die Erzieherin derselben; das älteste, der Herzog de Valois, der spätere König Louis Philippe, dessen Haupt einer Birne glich, sagte nun eines Tages beim Essen von Wildpret zu seiner Gouvernante: „Warum hebt man nicht die Schrotkörner auf, die sich in den Rebhühnern und dem Hasenbraten finden? Man könnte ja das später wieder benutzen. Ich lege es auf meinem Teller immer hübsch bei Seite und habe davon schon ein ganzes Papier voll." –d.

„Urfehde schwören." — Damit hatte es folgende Bewandtniß. Wurde irgend ein Friedensstörer aus der Haft entlassen, so mußte er mit seinem Worte geloben, zu halten, was ihm vorgesprochen wurde und also lautete: „Wegen des Geschehenen, darum Ihr in der Stadt Behältniß gesessen habt, um Vergehungen willen, und was Euch darin widerfahren sei, das wollt und sollt Ihr im Argen nimmer gedenken, weder mit Fehde noch mit Rache, weder mit Unrecht noch mit Recht an der Stadt, an den Rathmannen, an den Bürgern und ihrem Gesinde, und an Niemandem, und sollet das aus dem Gemüthe lassen, wie es von Freunden und Fremden nach der Herren Gnade verglichen ist. Das gelobt Ihr in Treuen für Euch und Eure Freunde, sie seien geboren oder ungeboren, Ihr wollet das stets halten, als wahrlich Euch Gott helfe!"

Aber auch für andere Verbrecher galt eine ähnliche Formel. Denn wer den „Stein" (d. h. Lästerstein) tragen mußte, wer Stäupung erlitten oder der Ohren verlustig gegangen war, wem man die Augen „ausgebrochen" oder „durch die Zähne gebrannt" hatte, den führte der Büttel nach vollbrachter Exekution vor's Thor der Stadt hinaus und sprach zu ihm: „Um die Bosheit, die Du begangen hast, darum bist Du gnädiglich gezüchtigt. Dess' sollst Du mit Rache nimmermehr im Argen gedenken. Und sollst die Stadt immer meiden, Dir geschähe denn von den Herren Gnade (d. h. der Rath erlaubte es wieder), als wahrlich Dir Gott helfe und seine Heiligen." A. Sts.

Nur keine Konstitution. — Kaiser Franz I. von Oesterreich war ein so abgesagter Feind von „Konstitutionen" und Verfassungen, welche zu seiner Zeit die Völker verlangten, daß er es seinem Leibarzt, Baron Stifft, sehr übel nahm, als dieser einst sagte: „Eure Majestät haben eine sehr gute Konstitution."

„Drücken Sie sich anders aus," rief der Kaiser, „denn eine Konstitution habe ich nicht und will auch keine haben." E. K.

Die Kartoffelblüthe im Brautkranz. — Johannes Matthäus, Professor der Arzneikunde in Herborn bis 1621, pflanzte die erste Kartoffel, die er aus England erhielt, in einen großen Blumentopf und stellte diesen zur Schau vor das Fenster. Sein Nachfolger Zacharias Rosenbach erzählt, daß ein angesehener Bürger in Herborn bei Verehelichung seiner Tochter sich die Blume dieser Pflanze in den Brautkranz ausgebeten, und daß wirklich die Braut die Kartoffelblüthe bei der Trauung vor dem Altare getragen habe. C. T.

Im eigenen Garn gefangen. — Ein Bäckermeister in Aarau bezog seine Butter seit langer Zeit von einem Bauern aus der Umgegend. Eines Tages schien es ihm, daß die Butterklumpen, welche jeder drei Pfund wiegen sollten, das verlangte Gewicht nicht hatten. Er fing deshalb an, Klumpen für Klumpen zu wiegen, und konstatirte, daß sie sämmtlich weniger wogen. Der Bäcker verklagte also den Bauern.

Im Termin fragte ihn der Richter:

„Haben Sie eine Wage?"

„Ja, Herr Richter!"

„Und Gewicht?"

„Nein, solches habe ich nicht."

„Wie wiegen Sie denn Ihre Butter?"

„Ganz einfach so," antwortete der Bauer; „seitdem der Bäcker die Butter von mir kauft, kaufe ich auch mein Brod bei ihm, den Laib zu drei Pfund. Diese Laibe dienen mir als Gewicht für meine Butterklumpen. Wenn nun das Gewicht nicht richtig ist, so ist das nicht mein Fehler, sondern der seinige."

Darauf hin wurde die Klage des Bäckermeisters kostenfällig abgewiesen. C. T.

Seltsames Verlangen. — Als der berühmte Schauspieler Talma auf der Höhe seines Ruhmes stand, hatte er für ein Gastspiel nach Rouen abgeschlossen. Einige Tage vor diesem Gastspiel empfing er aus Rouen folgenden Brief:

„Mein Herr! Ich habe die Absicht, freiwillig aus diesem Leben zu scheiden, möchte diesen Entschluß aber nicht eher ausführen, als bis ich Sie spielen gesehen habe. Ich bitte Sie daher, Ihr Gastspiel einige Tage früher stattfinden zu lassen, denn ich habe nur noch 6 Franken und kann damit keine Woche mehr leben, wie Sie aus folgender Aufstellung ersehen wollen:

Lebensunterhalt für vier Tage	3.—	Franken
Ein Parterrebillet	2.50	„
Gift	0.50	„
Summa	6.—	Franken."

Ob Talma dem sonderbaren Schwärmer den Gefallen gethan hat, weiß man nicht. L—n.